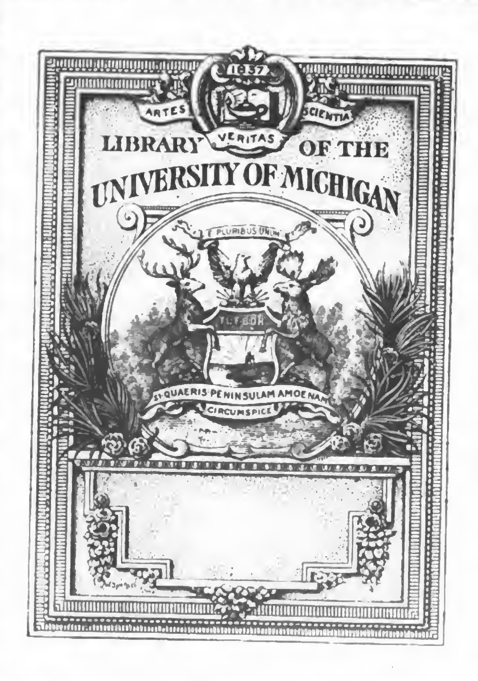
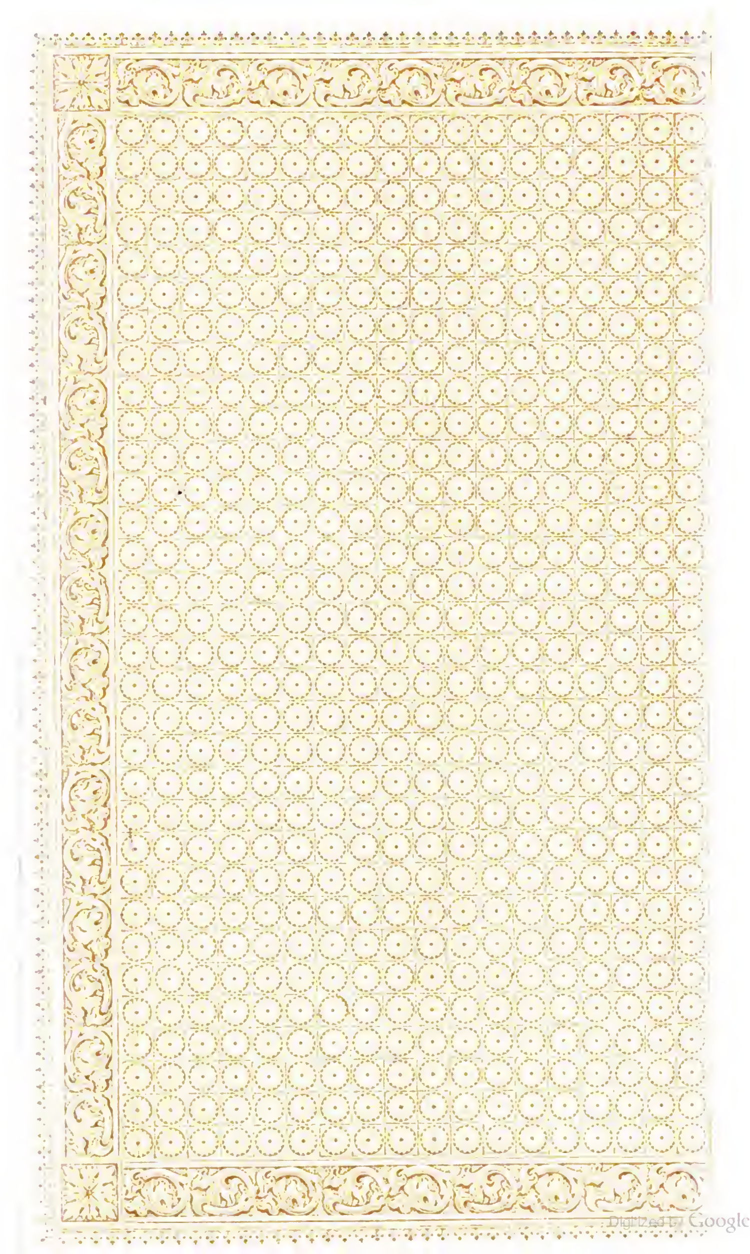
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1891.

Neunter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
(früher Hermann Schönleins Nachfolger).

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Zwei Schwestern.

Roman

von

Georg Hartwig.

(Fortsetzung.)

Der Abend war völlig hereingebrochen, als Gleiberg seine Wohnung im Habsburger Hof betrat. Lange, lange stand er noch am Fenster und blickte grübelnd und hart mit sich ringend in die mondbeschienene Nacht hinaus, welche die waldfrischen Höhenzüge des Mittelgebirges wie mit einem silberfunkelnden Schleier umfing, daraus sich die weiß schimmernden Schlösser und Kapellen wie verstreute Edelsteine abhoben.

Als er sich endlich, geistig und körperlich ermattet, niederlegte, erhellten zum ersten Mal nach jener Februar-Ballnacht freundliche Bilder seinen Schlaf.

Nicht unüberlegt in dieser wichtigsten Frage zu handeln, aber auch ohne jegliche Einmischung fremder Meinung, selbst der seines Oheims, gönnte sich Richard v. Gleiberg kaum noch einen andern Gedanken, als deren ersprießliche Lösung herbeizuführen.

Diese fortwährende Beschäftigung mit der Wirklichkeit vernichtete sehr glücklich die schwermüthige Stimmung, welche sich wie Mehlthau auf die einst so frische Seele des jungen Offiziers gelegt hatte. Er wußte, daß er in einen harten Kampf hineinging, härter als unter den

Streichen und Kugeln der Feinde, in den Kampf des Lebens, wo auch die beste Tapferkeit bisweilen machtlos ringt. Er wußte, daß ihm ein Abschluß bevorstand, der nothwendig einen Wechsel mit sich führen mußte, wie er einschneidender nicht möglich ist, eine Veränderung, die ihm die glänzende Außenseite seines bevorrechteten Standes raubte, um ihm dafür die schlichte Hülle eines Privatmannes anzulegen.

Alles das raunte die wild rauschende Passer dem einsamen Denker auf der Schloßruine der Zenoburg unzählige Male zu. Und je öfter er es hörte, desto vertrauter wurden ihm diese Vorstellungen, desto furchtloser ließ er sie auf sich einwirken, bis er eines Tages, von seinem Lieblingsplatze heimkehrend, sich entschlossen niedersetzte und seinen Abschied wegen schwankender Gesundheit einreichte. Dann brachte er das Schreiben in ruhiger Haltung selbst auf die Post.

Dies war kurz nach Weihnachten geschehen. In fünf bis sechs Wochen konnte die Bewilligung seines Gesuches erfolgen.

Diese Zeit, welche Gleiberg ununterbrochen in regster Spannung erhielt, verging ihm doppelt schnell. Seine Laune hob sich ersichtlich mit den neu gewonnenen Kräften, und manches Mädchenauge schaute neugierigen Blickes der schlanken Männergestalt nach, wenn dieselbe auf der breiten Giselapromenade längs des Flusses auf und nieder schritt oder versuchsweise eine ausgedehntere Wanderung unternahm nach dem südlichen Abhang des Küchelberges.

Weiter hinauf auf das dürre, nur stellenweise mit Moos und Haidekraut bewachsene Felsplateau, kam er noch nicht.

Verwunderlich war es, wie oft der junge Mann, wenn er einsam fürbaß schritt, Grethens gedachte. Er malte sich gern aus, daß auch ihr Fuß dieselbe Stelle berührt

habe, welche der seine soeben betrat, daß ihre blauen Augen von denselben Aussichtspunkten in die Ferne geschweift, die ihn jetzt entzückten. Und wenn er lange bei diesen Gedanken verweilte, kam es ihm oft vor, als besitze er ein untilgbares Recht, solchen Vorstellungen nachzuhängen.

Endlich, Ende Februar, kam die Entscheidung auf sein Gesuch zurück. Man hatte das Abschiedsgesuch des Premierlieutenants v. Gleiberg bewilligt.

Gleiberg, das eigenthümliche schmerzhafte Gefühl, welches ihn bei diesen Worten durchflog, mannhaft bezwingend, eilte an den Schreibtisch und warf einige Zeilen auf's Papier, hielt aber plötzlich inne, zerriß den Bogen und warf die Schnitzel in den Papierkorb.

„Ich will lieber unangemeldet bei ihm erscheinen."

Er begann nun, sich zur Abreise zu rüsten, um seine Fahrt über Innsbruck, Zürich und Bern nach Genf zu richten.

Der Koffer stand schon gepackt, als Richard v. Gleiberg den Postboten noch einmal in sein Zimmer treten sah. Derselbe überbrachte einen Brief, dessen Aufschrift Gleiberg bekannt vorkam. Eine goldgeränderte Karte mit dem Monogramm A. K. fiel ihm beim Oeffnen in die Hände. Richard erröthete heftig, als er las:

„Du magst nun von mir denken, was Du willst, mein lieber alter Junge — ich kann Dir nur sagen, daß ich meine Zunge verwünsche und mir für jene unglückliche Nacht noch nachträglich zwei Kugeln in die Beine schießen möchte. Ich könnte mich selbst prügeln, Dir soviel Leid angethan zu haben, Dir, meinem liebsten Freunde. Du hast ja wohl einen reichen Oheim? Aber, tausend Schock Mohrenköpfe, Dein Abschied frißt mir am Herzen! Sei mir nicht böse, ich konnte nichts dafür! Der Teufel hole meine alte Schlüsselbüchse!

Dein treuer Kamerad

Emmo v. Richtenberg.

Nachschrift. Fräulein Abby Krämer läßt Dich vielmals grüßen. Viel Glück, mein alter Junge! Hörst Du, sei mir nicht böse!"

Gleiberg ließ das Schreiben sinken. Für einige Minuten fühlte er sich wieder in den qualvollen Zustand widerstrebender Empfindungen zurückversetzt, dem er so schwer entronnen, aber seine sittliche Kraft siegte.

Er setzte sich an den Tisch, während unten schon die Pferde des Hotelwagens ungeduldig scharrten, und füllte hastig eine Postkarte aus.

„An den Premierlieutenant v. Richtenberg-Seeburg.

Du hattest damals Recht, ich Unrecht. Du meintest es gut, und ich verstand es falsch. Wir thaten uns Beide im besten Glauben Unrecht. Dafür litt ich. Mache Dir keine Gewissensbisse. Ich bin nicht unglücklich. Lebe wohl und vergiß nicht Deinen einstigen Kameraden

Richard v. Gleiberg."

Er bat hierauf den Kellner, die Karte in den Briefkasten befördern zu lassen, und verabschiedete sich schnell.

— — — — — — — — — — — —

Um den in der lichtblauen Farbe des Himmels sich hinbreitenden Genfer See, dessen Nordseite von sanft aufsteigenden Hügelketten eingefaßt wird, während im Osten und Süden die Walliser und Savoyer Felsriesen einen großartig düsteren Hintergrund bilden, breitet sich längs der beiden Ufer, mehr oder minder weit von der Stadt entfernt, ein reicher Kranz geschmackvoll erbauter Villen aus.

Es sind reiche Leute, die sich hier unter den Augen der Hochalpen ein Ruheplätzchen geschaffen haben, das aus duftigen Garten- und Parkanlagen dem Fremden ebenso einladend als abweisend entgegen leuchtet. Schön sind sie, diese Gärten, herrlich die ganze Vegetation um die Ufer des See's, welche schon deutlich den Charakter des Südens an sich trägt in ihrem malerischen Wechsel von Granat-

und Feigenbäumen, Platanen und Magnolien, zwischen denen unsere norddeutsche wilde Kastanie neben ihrer edleren Schwester uns gar heimathlich anmuthet.

Unter diesen Besitzungen gehörte eine der schönsten einem alten Sonderling und Junggesellen, Gleiberg's Onkel.

Niemand wußte, ob Weltverachtung oder Freude an der Natur ihn aus dem Getriebe seiner einstigen großstädtischen Heimath in diese wundervolle Einsamkeit geführt. Das aber wußte Jeder, daß der alte Herr v. Raumer sein jetziges Besitzthum mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers umfing, daß es ihm an's Herz gewachsen war, und er den Zweck seines Lebens in der Erhaltung und Verschönerung desselben suchte und fand. Jede Blüthe, die vom Baume leuchtete, jede Blume, die am Stengel glühte, erfüllte ihn mit stolzer Befriedigung, wie etwa ein glücklicher Vater wohlgerathene Kinder zu betrachten pflegt.

Von der Außenwelt fast gänzlich abgeschlossen, herrschte Herr v. Raumer in seinem Eigenthum unumschränkt. Dem weiblichen Geschlecht gestattete er in seinen vier Wänden nur den allergeringsten Raum. Es ganz auszumerzen, war ihm noch nicht gelungen. Frau Kitty behauptete im Erdgeschoß ihre Stellung mit immer gleich großer Energie, indem sie sich verschwur, daß, abgesehen von seinem sündhaften Gerede, ihr Herr das beste Herz von der Welt besitze, was sich schon darin erweise, daß er ihr jede Weihnachten einen wenig getragenen Anzug schenke, damit ihr armer Bruder seine Glieder hineinstecken könne. —

Die warme Märzsonne hatte zu Herrn v. Raumer's Freude heute die ersten Maiglöckchen zur Blüthe gebracht. Frisch und duftig läuteten sie mit ihren weißen Köpfchen den herrlichsten Frühlingstag ein.

Im grauen Arbeitskittel, den er über seinen Rock gezogen, den breitrandigen Strohhut auf dem Kopfe, betrachtete Herr v. Raumer seine gärtnerischen Erfolge.

„Die Agave ist in diesem Winter zurückgegangen, Küper."

„Kann nicht helfen, Herr," sagte das alte Faktotum etwas beleidigt, indem er sein wetterbraunes Gesicht in der Fläche eines ungeheuern rothgelben Taschentuches verbarg. „Ist ein Weibsbild, macht's wie alle Anderen!"

„Immer Chikanen," fiel sein Gebieter wohlgefällig ein. „Immer unnütze Quengeleien. Hast Recht, Küper. Sagtest Du dem Franz, daß er diese Furie Kitty nicht wieder in meine Stube hineinlassen soll? Dieser leibhaftige Höllenbesen kehrt mir das Unterste zu oberst. Wo ist mein neues Gartenmesser geblieben, das gestern Nachmittag noch friedlich zwischen Pfeifen und Tabaksbeuteln auf meinem Ecktisch lag?"

Der Gefragte kratzte sich hinter dem rechten Ohre. „Beine hat's nicht."

„Nein, aber die Weiber haben eine wahre Wuth, zu scheuern, zu putzen und zu fegen. Meine große Pfeife hat bei dem gestrigen Tobsuchtsanfall der Dame Kitty ihren Kopf eingebüßt, die kleine Uhr hinkt auf dem rechten Fuß, und das neue Gartenmesser ist vollkommen unsichtbar geworden."

„Wenn's nicht sonst irgendwo steckt," sagte Küper, in seine Hosentaschen hineinfahrend.

„Stecken? Ja, ich werde ihr diesen Hexensabbath mit Waschzuber und Staubbesen stecken! — Heda, Frau Kitty! Frau Kitty! Kommen Sie einmal her!"

„Ja, ich komme schon, gnädiger Herr," sagte die Gerufene, ihre wohlbeleibte Gestalt energisch vorwärts bewegend. „Ich bin schon da!"

„In der That! Und wo ist mein Messer?" fragte der alte Junggeselle, listig mit den Augen zwinkernd.

„Messer? Welches Messer?" rief die Haushälterin mit nicht ganz sicherer Stimme. „Das neue Gartenmesser? O, alle hunderttausend Messer der Welt will ich

aufessen, wenn ich ein Messer mit solcher Klinge im Hause habe liegen sehen!"

„Hunderttausend Messer!" sagte der Alte, einen Finger an die Stirn legend. „Natürlich, auf dem Blocksberg setzt Ihr der Satan solches Futter vor! Warum hinkt die Uhr seit gestern wie ein Dachs, dem die Pfote im Fuchseisen stecken blieb?" fragte er langsam weiter.

„Ei, weil sie altersschwach ist. Weshalb denn sonst?" erwiederte sie hastig.

„So? Dann hinke ich wohl auch? Und bin wohl auch so kopflos, wie meine unglückliche Pfeife?" fragte er spöttisch. „Nein, Mylady Kitty, ich will Ihnen den Grund sagen: Sie sind ein Wütherich gegen meine unschuldigen Lieblinge. Sie brechen ihnen die Glieder, Sie rädern sie; und wenn es Ihres Flederwisches Wille ist, brechen Sie ihnen auch die Hälse."

„O, das ertrage ich nicht!" rief Frau Kitty mit thränenden Augen.

„Sehen Sie," fuhr er in demselben Tone fort, indem er sich bückte und nach einem Grashalm griff, „ich will Ihnen den Beweis liefern nach der neuen Methode des Anschauungsunterrichts. Sehen Sie gefälligst her, Frau Kitty. So reinige ich den Halm von Staub, indem ich sanft darüber hinstreiche, so wüthen Sie dagegen mit meinen Sachen!" Er riß den Halm aus und hielt ihn triumphirend in die Höhe. „Weg! Mit der Wurzel! Ziehen Sie sich jetzt ruhig zurück in Ihre unteren Regionen. Und wenn es möglich ist, so lassen Sie mir etwas mehr Staub in den Zimmern und weniger Trümmer. Ich bin kein Liebhaber von Alterthümern."

Frau Kitty zog sich zurück. Aber nicht lange, so hörte man ihre Stimme hell durch das Haus erschallen.

„Was in Teufels Namen fällt diesem Weibe ein!" rief Herr v. Raumer verwundert, seine Arbeit einstellend.

„Holla! Sind Indianer in's Haus eingedrungen? Ich glaube wahrhaftig, sie hat eine Schleuder in der Hand — Gott stehe uns bei!"

„Gnädiger Herr," schrie Frau Kitty strahlend, „es ist da — es ist da! Im Papierkorb lag das abscheuliche Messer! Franz oder Küper oder Sie selbst, gnädiger Herr, müssen es hineingestoßen haben — hier ist es!" Damit hielt Frau Kitty das vermißte Gartenmesser triumphirend in die Höhe.

Herr v. Raumer, der sein Messer hastig an sich genommen hatte, öffnete den Mund zu einer Erwiederung, aber das Wort erstarb ihm im Munde.

Hinter einem blühenden Tulpenbaum hervor trat sein Neffe, Richard v. Gleiberg.

„Alle guten Geister, Junge!" rief er erstaunt, indem er dem Ankommenden entgegen ging und ihn herzlich willkommen hieß.

Richard erwiederte den Gruß mit etwas unruhiger Hast.

„Nun, wie geht's Dir denn?" fragte Herr v. Raumer mitleidig, ihn zu einer Laube führend, wo Beide Platz nahmen. „Brust wieder in Ordnung? Siehst blaß aus! Kannst Dich hier ebenso gut auskuriren, wie wo anders. O Junge, Junge, Dich haben richtig die Weiber so weit herunter gebracht! Das muß aber nun einmal geschossen sein wegen eines notorisch kleineren Gehirns, als man selbst im Kopfe trägt. — Na, ich will gar keinen Namen wissen. — Und wie steht's? Du schriebst doch, Du wolltest Dich verloben?"

„Das ist aus," sagte Gleiberg, vor sich niedersehend. „Ich danke Dir noch nachträglich für Deine Güte."

„Ach was, Schnickschnack! Gar keine Güte! Aber so ist's besser, bleibe Hagestolz, wie ich."

Gleiberg nickte. „Vermuthlich!"

„Sollst 'mal sehen," fuhr der alte Herr eifrig fort,

„was für ein erquicklicher Unterschied zwischen einer Hausfrau und Haushälterin besteht! Das hätte hier soeben einen schönen Zank geben können! Die Person hatte Recht. Aber an diesem Bewußtsein ließ sie sich in aller Stille genügen. Eine Ehefrau würde in diesem Falle — na, wir hätten drei Tage Regenwetter gehabt, und mein halbes Trommelfell wäre noch dabei mit d'raufgegangen!"

Gleiberg lächelte. Die Nachricht, welche er persönlich zu überbringen kam, brannte ihm nun doch sehr stark auf der Seele.

„Onkel," begann er, „ich habe mich Dir gegenüber zu verantworten."

„Und wie wäre dieses denn?" meinte der Alte ironisch lächelnd.

„Du weißt, daß ich —"

„Gesessen habe."

„Onkel," rief Gleiberg, von dem spöttischen Ton verletzt, „das ist eine ritterliche Strafe!"

„Meinetwegen ein ritterliches Vorrecht. Du hast dort jedenfalls eine prompte Aufwartung genossen. Nur weiter! Es ist nicht nur der Fluch der bösen That, sondern auch der Fluch der Narrheit, daß sie fortlaufend Narrheit muß gebären."

„Behalte Deine Ansicht also!" sagte der junge Mann, sich zur Ruhe zwingend. „Verzeih', die Nachtfahrt hat mich gereizt und angegriffen!"

„Gut. Dein Urlaub ist noch nicht abgelaufen. Was weiter? Garten, Keller und Küche stehen zu Deiner Verfügung."

„Ich danke Dir, Onkel. Im Uebrigen steht es jetzt in meinem Belieben, meine Genesung nach Gutdünken abzuwarten. Ich gedenke, meinen — Abschied zu nehmen."

„Was?" Der alte Herr sprang auf. „Du scherzest wohl? Deinen Abschied?"

„Meine Gesundheit —“

„Ach, papperlapap! Willst Du mir etwa sagen, daß Du ein verlorener Mann bist? Und wenn Du es nicht bist, weshalb dann gleich die Flinte in's Korn werfen? Nein, Herr Neffe, daraus wird nichts. Hast Du Dich ruhig und kavaliermäßig anschießen lassen, so wird Dir auch wohl Zeit gegönnt werden, Dich auszukuriren. Gib den Gedanken auf, sage ich Dir.“

„Es ist zu spät, Onkel. Ich bin bereits auf mein Gesuch verabschiedet worden.“

Der Alte blickte ihn erst eine Weile sprachlos an, dann schritt er auf seinen Neffen zu und schüttelte dessen Arm; ihm war eine solche Vernachlässigung seiner Meinung ganz unfaßbar.

„Wen die Götter verderben wollen, dem nehmen sie den Verstand. Junge, laß die dummen Witze!“

„Ich mußte freien Entschluß behalten,“ sagte Gleiberg ernst.

„Den Teufel mußt Du behalten!“ rief der alte Herr, von seinem hitzigen Naturell hingerissen. „Abschied! Abschied! Junge, bist Du denn ganz verlassen von allem Schicklichkeitsgefühl, mir von diesem Schritt auch nicht ein Sterbenswörtchen vorher mitzutheilen?“

„Weil ich eine Weigerung voraussah, schwieg ich,“ sagte Richard v. Gleiberg verletzt.

„So? Ei, Du und Frau Kitty halten sich für ganz unentbehrlich! Nun gut, Herr Ritter außer Dienst, wohin wirst Du Dich nun wenden, was willst Du anfangen? — Himmel,“ der alte Herr schlug beide Hände über seinem Haupte zusammen, „wie hat mich dieser junge Mensch damals gequält, gepeinigt, bis er hoppsassa zu Pferde saß! Und jetzt macht er sich aus dem Sattel wie ein Pferdedieb. O, und was habe ich an diese krebsrothen Röcke, diese Attilas, an all' das Kribbelkrabbel und Schnengderengdeng

gewandt! Und jetzt? Paff, Alles fortgeworfen wie einen todten Hasen! O, so komme mir nicht, mein Herr Neffe, der alte Raumer läßt keinen Unfug mit sich treiben!"

„Ich kann keinen tüchtigen Soldaten mehr abgeben," rief Gleiberg gleichfalls heftig. „Und dann — es sind Dinge vorgefallen, die mir meinen Beruf verleidet haben. Das Leben liegt noch offen vor mir, ich kann —"

„Den Quark kannst Du!" rief der alte Herr, durch diesen ungewohnten Widerspruch sich bis zum Jähzorn fortreißen lassend. „Nichts bist Du! Nichts kannst Du! Ein pensionirter Lieutenant — angenehme Stellung. Ei, ja wohl, es mag sehr bequem sein, auf den guten Genfer Onkel seinen Schicksalswechsel zu ziehen!"

„Onkel!" rief Gleiberg, dunkelroth bis an die Haarwurzeln.

„Tausende weggeworfen! Ein ganzes Vermögen allein in Pferden vergeudet! Wenn ich die Schwänze aller dieser Haferfresser hätte, könnte ich Pascha von zwanzig Roßschweifen heißen!" rief der Alte mit grimmigem Auflachen. „Und die Zulage! Die Zulage!"

„Du erbotest Dich selbst," rief Gleiberg vor Unwillen bebend. „Es ist nicht ritterlich, mir das gerade jetzt vorzuwerfen."

„Ich bin auch kein Ritter eurer Sorte. Ich bin ein schlichter, alter Mann, der, ausgenommen die Furie Kitty, mit der Welt in Frieden lebt. Aber wenn ich mir denke, daß das ganze schöne Geld mir wie Wasser durch die Finger gelaufen ist, könnte ich rasend werden. — Und was nun?" unterbrach er sich plötzlich mit ironischem Nachdruck. „Was haben Euer ritterliche Gnaden jetzt zu thun beschlossen? Welchem Handwerk geben wir den Vorzug?"

„Ich habe meine Pension, meine ehrlich verdiente Pension!" brauste Gleiberg auf.

„Ah, wünsche wohl zu speisen! Vor der Fettsucht wird sie Dich schützen. Sechshundert Mark! Wenn ich nicht dächte, daß bei Dir Lunge und Gehirn in Verbindung ständen, wie beim Weibe Einfalt und Hinterlist, so —"

„So? Was?" rief Gleiberg zitternd vor Erregung. „Was so?"

„So setzte ich Dir den Stuhl vor die Thür," rief der alte Herr, von dem drohenden Klang dieser Worte völlig außer sich gebracht, „und beauftragte Küper, daß er ihn mit dem Gesicht nach dem Bahnhof stellte!"

„Es ist gut!" sagte Gleiberg nach einer kurzen schwülen Pause, sich den Schweiß von der Stirn trocknend. „Das mag Dein letztes Wort bleiben!"

Er ging nach der Bank zurück, auf welcher sein Hut lag, ergriff ihn und drückte ihn fest auf die Stirn. „Lebe wohl!"

Der Alte, immer noch in hellem Zorn, sah ihn, ohne ein Wort zu erwiedern, hinter dem Rosengesträuch verschwinden. Dann wandte er sich heftig gegen ein unschuldiges Hälmchen Unkraut, welches ungebeten neben den zünftigen Gewächsen aufgeschossen war, und riß es aus.

„Alle Narrheiten stiftet das Weib an!" sprach er laut vor sich hin. „Es gibt kein Unheil in der Welt- und Menschengeschichte, was nicht ein Weiberkopf ausgebrütet hätte, von Dame Eva an bis zu Madame Eugenie."

Nachdem er einige Male zwischen den Rabatten auf und nieder geschritten war, minderte sich die hitzige Färbung seiner Wangen. Er nahm den Strohhut vom Kopfe und fächelte sich energisch Luft damit zu. Dann sah er nach der Uhr, hüstelte, sah wieder nach der Uhr, schüttelte den Kopf und nahm ein paar schwache Anläufe, den Weg nach seinem Hause einzuschlagen.

Als er soviel Zeit vor jedem Blumenbeete abgestanden

hatte, um anscheinend auf unbefangene Art an sein Ziel gelangt zu sein, schritt er plötzlich sehr schnell die Stufen zur Veranda empor und schrie gegen alle sonstige Gewohnheit den Namen seiner Haushälterin in's Küchenheiligthum hinab.

„Frau Kitty! Rufen Sie meinen Strick von Neffen!"

Frau Kitty versetzte schnippisch: „Rufen? Bis wohin soll ich rufen?"

„Die Trompete Ihrer Stimme könnte Todte erwecken," erwiederte Herr v. Raumer verdrießlich. „Also wird mein Neffe sie wohl auch vernehmen."

„O, mein Gott, er ist ja fort! Fortgegangen wie ein Handwerksbursche, dem man den Wandergroschen versagt hat."

„Und Sie, kapitolinische Retterin, haben ihn nicht aufgehalten? Sie schlossen ihm nicht die Gartenthüre vor der Nase zu?" rief der alte Herr erbleichend. „Sie wendeten nicht die in diesem Fall untrügliche Methode an, indem Sie den Schlüssel von links nach rechts im Schlüsselloch drehten? Gott stehe mir bei! Ich sage ja, alles Unheil in der Welt kommt von den Weibern her."

Nachdem der alte Herr den Rest des Tages dazu gebraucht hatte, sich in das ungewöhnliche Betragen seines Neffen hineinzufinden, erfuhr er am nächsten Morgen durch seinen getreuen Küper, daß der junge Herr v. Gleiberg bereits am Nachmittag vorher Genf mit der Westbahn verlassen.

Seine Spur ging dem Besitzer der Villa Raumer völlig verloren.

10.

Die Papierfabrik Rudolph Steinert's, mitten im Thüringischen gelegen, hatte sich mit ihren ewig rauchenden Schloten, ihrem unaufhörlichen Wagengerassel, ihrer

kommenden und gehenden Arbeitermenge und nicht zum Wenigsten mit ihren häßlichen Chlorgerüchen störend in die idyllische Schönheit der äußeren Umgebung hineingedrängt.

Das Wohnhaus, ein hübscher Neubau im Villenstyl, von einem ziemlich großen, zur Hälfte neu angelegten Garten umgeben, lag immer noch nicht weit genug von der Fabrik entfernt, um all' den lästigen Zugehörigkeiten derselben entrückt zu sein.

Steinert hatte deshalb Käthens Wohnzimmer nach der Gartenseite hinaus verlegt, da die junge Frau gleich nach der Hochzeitsreise, von welcher sie schöner denn je zurückkehrte, erklärte, das Peitschenknallen und Räderrasseln der schweren Lastwagen unter keinen Umständen ertragen zu können.

Nach seiner Meinung und der aller verständigen Menschen hatte Steinert Alles aufgeboten, um den anspruchsvollen Geschmack der heißgeliebten Frau zu befriedigen. Er hatte viel mehr für die innere Ausstattung des Hauses ausgegeben, als er vor seinem kaufmännischen Gewissen verantworten konnte. Dazu die theure Hochzeitsreise, die kostbaren Geschenke und nicht zum Wenigsten der überflüssige Haushaltungsapparat, den Frau Jutta für ihre Tochter als unbedingt nöthig erachtete.

Aber hätte er die Räume auch mit Gold- und Silberplatten ausgelegt und die Kostbarkeiten der ganzen Erde darin zusammengetragen, es hätte ihm nicht viel geholfen.

Das Glück wohnt im Herzen; es kommt von innen heraus, nicht von außen herein. Und Käthe war nicht glücklich. Ihrer Eitelkeit fehlte die Luft, in welcher sie allein frei athmen konnte, die Bewunderung der Welt, der Männerwelt insbesondere. Ihrem Stolze fehlte die ebenbürtige Gesellschaft, ihrem lebhaften Geiste die Unterhaltung.

Käthe langweilte sich nach wenigen Monaten bereits bis zum Sterben in ihrer neuen Heimath. Sie verachtete das Geschäft ihres Gatten; das war schlimm. Aber schlimmer war es, daß sie diesen Gatten selber nicht für würdig hielt, ihr Lebensgenosse geworden zu sein.

Von dem Allen ahnte Rudolph Steinert nichts. Er glaubte, Alles gethan zu haben und Alles zu thun, wenn er jetzt mit doppeltem Eifer fortfuhr, für die Zukunft seines jungen Weibes und deren Mutter zu sorgen. Dazu liebte er Käthe mit einer geradezu blinden Zärtlichkeit; er betrachtete sie als ein Wesen höherer Art, das zu besitzen ihm ein unverdientes Glück dünkte. Er bewunderte ihre Schönheit mit der naiven Hingabe einer naturwüchsigen Leidenschaft, er verlieh ihr selbst die Stellung einer Königin in seinem Hause.

Aber er war nicht umsonst der Mann, welcher sich von einem Arbeitersohne durch eigene Kraft zu seiner jetzigen Stellung emporgehoben. Die Charaktereigenschaften, die ihm zu Erfolg verholfen, Festigkeit, Arbeitslust, mannhafte Tüchtigkeit waren fest in ihm begründet und mit seinem ganzen Denken und Fühlen eng verwachsen. Daran konnte der Einfluß seiner Frau nichts ändern.

Käthens oberflächliche Natur und Mißachtung alles unter ihrem Geburtsdünkel Stehenden, nicht zum Wenigsten auch die Gleichgiltigkeit, welche sie dem Manne ihrer spekulativen Wahl entgegenbrachte, nahm sich nicht die geringste Mühe, den Charakter ihres Gatten zu studiren.

Sie war befriedigt, daß sie ihn unter der Herrschaft seiner Liebe sah, und glaubte ihn überreich belohnt für Alles, wenn sie diese Liebe duldete, ohne nach Herzenswunsch und Willen dieselbe überdrüssig zurückzuweisen.

— — — — — — — — — — — —

Es war um dieselbe Frühlingszeit, wo Richard v. Gleiberg seines Onkels Haus in vollem Zorn verlassen, als

Käthe mit ihrer Mutter in deren Wohngemach saß mit einer Handarbeit beschäftigt, die sie plötzlich bei Seite warf.

„Ich sterbe vor Langeweile, Mama!“

„Ich werde klingeln, daß Licht gebracht wird,“ sagte Frau Jutta, das Spiel ihrer schönen weißen Hände unterbrechend.

„Nein! Thue das nicht!“ sagte die junge Frau, ihren Arm berührend. „Was soll mir das Licht helfen? O, eine einzige Kerze in Blaubuch flackern sehen —“

Frau Jutta drückte ihr Tuch gegen die Augen. „Ist Dein Mann noch nicht zu Hause?“

„Nein! Und ich hoffe, daß er sich nicht allzu sehr beeilt, heimzukommen. Ich will bei Dir bleiben, Mama!“

„Gutes Kind! — Grethe hat geschrieben,“ fuhr sie nach einer Pause fort, in ihr Nähkörbchen greifend, welches noch so unberührt vor ihr auf dem Tische stand, wie es bei Einrichtung der Wohnung darauf niedergesetzt worden war. „Hier ist der Brief. Willst Du ihn lesen?

„Nein!“ sagte Käthe erregt. „Wozu überhaupt diese immerwährenden Mittheilungen von Dingen, die von keiner Seite Angenehmes bieten können! Und doch, lies nur, Mama! Man bringt doch ein paar Minuten dabei hin.“

Frau v. Reinbold faltete den Bogen auseinander und las halblaut, während draußen der nordische Frühlingswind ungestüm an den Scheiben rüttelte und die Dämmerung ein rothgelbes Licht durch die leichten Vorhänge in's Gemach warf.

„Wie wohl es mir immer hier ergehen mag, meine theure Mutter, das Herz läßt mir doch keine Ruhe, euch einmal wiederzusehen. Die Generalin würde mir einen kurzen Urlaub schon gewähren, wenn ich wüßte, daß ich euch, Dir, Käthe und meinem unbekannten Schwager, willkommen wäre —“

„Nein!" unterbrach Käthe hastig die Lesende. „Ich könnte es jetzt nicht ertragen. Gerade sie! O, wenn sie merkte — und wie sollte sie es nicht merken? — daß ich wenig mehr als einen Bauern geheirathet habe!"

„Ach, Kind! Meine arme Käthe! Sprich nicht so!" rief Frau Jutta erschrocken.

„Ist er vielleicht mehr? Es muß einmal zur Aussprache kommen zwischen uns. Ich ersticke an dem, was ich täglich im Umgang mit ihm still verschlucke. Diese Sonntagsnachmittage —"

„Ja, ja, Du hast Recht, es ist schauerlich," bestätigte Frau Jutta, die letzte Photographie ihres Gatten vom Tisch nehmend und betrachtend. „Aber wie es ändern?"

„Seine Beamten, diese ungeschlachten, unmanierlichen Menschen mir in meinen Salon heraufzubringen, sie an meine Tafel zu setzen, als seien wir Beide, Du und ich, in irgend einem dieser schmutzigen Arbeiterschuppen zur Welt gekommen!"

„Ach, Dein schöner, ritterlicher Vater!" seufzte Frau v. Reinbold tief ergriffen. „Jetzt weißt Du, was ich an ihm verlor!"

„Erinnertest Du neulich an unsere diesjährige Sommerreise, Mama?" fragte die junge Frau kurz.

„Natürlich! Ich sagte ihm, alle vornehmen Menschen schwärmten im Sommer aus."

„Und was antwortete er darauf?"

„Daß er nicht glaube, sich losmachen zu können vom Geschäft, daß er im Herbst schon zu viel versäumt habe, daß er —"

„Genug!" Käthe sprang auf.

„Vielleicht lassen wir doch Grethe kommen zur Abwechslung," sagte Frau Jutta schüchtern. Im Geheimen sehnte sie sich wirklich nach ihrer zweiten Tochter.

„Nein, Mama, tausendmal nein! Ich bin nicht lieb-

los" — unterbrach sie sich, heftig ihrer Mutter Hand küssend, „aber wie die Verhältnisse liegen, müßte ich vor Scham in die Erde sinken. Grethe weiß zu gut, was ich anstrebte, und sie soll mich nicht verhöhnen, noch weniger bemitleiden."

Sie schwieg laut athmend, dann schrie sie leidenschaftlich auf. „Mutter, warum hat Benda damals meine Hand nicht begehrt?"

„Still — still von solchen Dingen, Käthe!" flüsterte Frau v. Reinbold.

Draußen fuhr ein Wagen in scharfem Trabe vor. Käthe zuckte zusammen.

„Rudolph ist da! Mag er! Ich bleibe hier."

„Nicht doch, Käthe!" bat Frau Jutta, die nie in ihrem Leben so wenig geistig zur Ruhe gekommen war, als im Hause ihrer Lieblingstochter. „Ihr eßt zusammen. Ich bin unlustig zur Unterhaltung. Also geh'!"

Die junge Frau zuckte die Achseln. „Ich sage Dir aber noch nicht gute Nacht!"

Damit ging sie aus der Thür. —

Rudolph Steinert hatte eine anstrengende Fahrt hinter sich. Die wichtigen Verhandlungen, welche er im Laufe des Tages gepflogen, welche wiederum mancherlei Pläne in seinem nie rastenden Gehirn erzeugten, beschäftigten ihn noch, als er das Wohnzimmer betrat.

Sobald er aber Käthe erblickte, warf er die ganze Gedankenlast zurück und eilte ihr entgegen.

Ihre Schultern zärtlich umfassend und das schöne, blonde Haupt fest an seine Brust drückend, fragte er halb scherzend: „Nun, ist Dir die Zeit auch nicht lang geworden, Weibchen?"

„Nicht länger als sonst," gab sie kühl zur Antwort, obwohl ihre Wangen noch glühten. „Und wenn Du mich etwas weniger derb anfassen wolltest, so würde ich Dir

sehr dankbar sein. Dein Abschiedsgruß hinterließ einige rothe Flecken."

Er ließ sie augenblicklich los und betrachtete sie erstaunt, wie Jemand, dem ein Räthsel zur plötzlichen Lösung vorgelegt wird. „War ich wirklich so grob?" fragte er dann, sich zu einem Scherze zwingend.

„Maschinenmäßig," sagte sie kurz.

Er schüttelte den Kopf und ging aus dem Zimmer, sich umzukleiden.

Die junge Frau blieb allein. Sie hatte mit Willen diesen Ton angeschlagen, um für die beabsichtigte Aussprache freien Weg anzubahnen. Er würde dem Verluste ihrer Zärtlichkeit ohne Zweifel mit jedem Mittel vorbeugen. Er war bis jetzt ihr Sklave oder doch wenigstens ihr Diener in allen Dingen gewesen, welche in irgend welcher Verbindung mit seinem Eheglück standen. Die Ungeduld ihres herrschsüchtigen Charakters trieb sie an, ihm in dieser Stunde einmal rücksichtslos nach alter Gewohnheit den Standpunkt zu zeigen, welchen er im ferneren Verlauf ihrer Ehe einzunehmen habe.

Hätte Käthe sich die Mühe gegeben, ein klein wenig darüber nachzudenken, weshalb ihr ein solcher Entschluß erst heute und zwar unter dem Druck einer leidenschaftlichen Aufwallung kam, so würde sie gefühlt haben, daß in der anspruchslosen Güte ihres Gatten ein Etwas verborgen lag, welches ihr eine Art Scheu einflößte.

Sie klingelte. Das Hausmädchen zündete die Lampen an. Nun breitete sich durch das Gemach eine angenehme Beleuchtung. Gleichfarbige Polstermöbel nach modernem Geschmack in den verschiedensten Formen und Größen füllten den Raum, welchem ein über den ganzen Fußboden hingebreiteter Teppich etwas Trauliches verlieh. Ein goldbronzener Blumentisch am Fenster war mit frischblühenden Hyazinthen, Krokus und Maiglöckchen gefüllt, deren Düfte

das Zimmer fast zu stark durchdrangen. Auf dem Mitteltische lag eine Anzahl kostbar eingebundener Bücher und hingestreuter Bilder, und mitten unter diesen ragte die Photographie des schönen Benno v. Reinbold empor.

Auf dieses Bild ihres Vaters blickte die junge Frau, während sie mit sehnsüchtiger Bitterkeit seinen Namen flüsterte. „Wenn Du den Zugeständnissen lauschen könntest, die ich, Dein Stolz und Dein Ebenbild, diesem Manne abkämpfen muß, dem Du nie vertraulich Deine Hand gereicht haben würdest, es sei denn, um ihn mit ihrer Berührung zu ehren — was würdest Du empfinden? Je länger ich Dich ansehe, desto mehr fühle ich mich am unrechten Ort. Meine Neigungen hast Du so oft als mein angeborenes Recht gelobt. Wenn ich den Unterschied unerträglich fühle zwischen Dir und ihm, so ist es dasselbe, als fühle ich ihn zwischen ihm und mir."

Sie nahm das Bild und küßte es; dann es hastig niedersetzend, flüsterte sie: „Auch noch den ganzen Sommer in dieser abscheulichen Einöde sitzen wie eine verwunschene Prinzessin, ohne von der Welt etwas zu sehen, noch auch gesehen zu werden! Was nützt mir das bischen Glanz, wenn ich ihn nicht zeigen darf! Ach, als Käthe v. Reinbold war ich ein Gegenstand der Bewunderung auch im einfachsten Kleide! Frau Steinert" — sie kräuselte die stolzen Lippen — „wer fragt nach Frau Steinert?"

Der Thürvorhang wurde zurückgeschlagen. Rudolph Steinert trat ein. Er trug eine bequeme graue Joppe, die seine kräftige Gestalt viel besser kleidete, als der steife, schwarze Gehrock oder gar der enganschließende Frack.

In dieser zwanglosen Haustracht bildete er eine stattliche, männlich einfache Erscheinung. Er eilte sogleich auf die junge Frau zu, ergriff ihre Hand und küßte sie auf den Mund.

„Was hattest Du denn vorhin, daß Du so böse auf

mich warst? Ich dachte, es würde Dich freuen, mich wiederzusehen? Statt dessen soll ich grob wie eine Maschine gewesen sein. Jetzt zeige mir einmal den Flecken! Wo ist er?"

Er schob den Aermel etwas zurück und drückte seine Lippen auf Käthens viel bewunderten Arm. „Hier? Oder da?"

„Ach, laß doch die Scherze!" sagte Käthe, hastig ihren Arm befreiend. „Ich bin ganz und gar nicht in der Laune dazu!"

Er blickte sie forschend an. „Nicht? Fängst Du wieder mit dem häßlichen Ton an, Käthe? Hast Du Verdruß mit den Leuten gehabt, während ich fort war?"

Sie zuckte mißächtlich die Achseln. „Mit den Leuten?"

„Nun, nun, eine Hausfrau kann sich schon einmal über die Dienstboten ärgern."

„Jeder nach seinem Geschmack! Wenn solche Personen nicht gut thun, schickt man sie einfach fort," erwiederte sie von oben herab. „Aergern thut man sich über solche Leute nicht."

„Nun ja, nun ja!" murmelte er halb beistimmend. „Aber es ist doch wohl besser, sich ein bischen Mühe mit ihnen zu geben. Wegschicken kann man leicht. Ich kenne das aus Erfahrung."

„Du!" fuhr es ihr über die Lippen in so geringschätzigem Tone, daß es ihn wie ein Schlag traf.

Er trat zurück und fragte mit veränderter Stimme, der man von der bisherigen Unsicherheit nichts mehr anhörte: „Was ist also geschehen, während ich fort war?"

„Nichts Besonderes," sagte sie, weniger ihren Gatten betrachtend, als das Bild ihres Vaters. „Es kam mir in meiner vierundzwanzigstündigen Einsamkeit so recht klar zum Bewußtsein, daß ich nothwendig einer Abwechslung bedürfe, um nicht melancholisch zu werden."

„Dein Hausstand —“ fiel er verwundert ein.

„Ach, sprich doch nicht so spießbürgerlich von Hausstand, wie von einem Schneckenhaus, das die brave deutsche Micheline niemals verlassen darf! Wozu ist man reich wie Du, unabhängig wie Du, wenn man immerfort an der Scholle kleben soll, während ärmere Menschen die schöne Sommerzeit so angenehm hinbringen!“

„Käthe,“ fiel er ihr rasch in's Wort, „hier ist es schöner, als Du glaubst. Paß nur erst auf! Wir sind ja eben erst fort gewesen. Ich bin durchaus nicht so unabhängig, wie Du meinst. Es liegt eine gewaltige Masse Arbeit vor mir. Auch spukt mir wieder eine neue Idee im Kopf umher. Der Sommer wird für mich kommen und vorbei sein wie ein Traum.“

„Also im Herbst?“

„Im Herbst muß ich nothwendig bauen lassen,“ sagte er schnell, „da kann ich nicht abwesend sein. Das würde ein schöner Genuß für mich werden, — und dazu so viel überflüssiges Geld ausgeben! Ich kann vorläufig keines entbehren, meiner neuen Pläne halber. Schlägt die Sache ein, dann wollen wir meinetwegen mit unserem Gelde andere Leute reich machen. Besser wär's, wir warteten noch damit. Mein selbstständiges Unternehmen, lieber Schatz, ist noch zu jung. Ich sprach letzthin schon mit Deiner Mutter darüber. Sie fing auch mit Reisegeschichten an.“

Die Bezeichnung „lieber Schatz“ war der jungen Frau unleidlich. Ihr ritterlicher Vater hatte ihre Mutter nie anders genannt, als „meine theure Jutta!“ Wie plebejisch klang dagegen „lieber Schatz!“

Da er glaubte, in ihrem Schweigen Nachgiebigkeit zu sehen, fuhr er lebhafter fort: „Sieh 'mal, Dir muß doch auch bange werden nach Deinem hübschen Hause! Was hast Du denn davon, die Modenarrheit mitzumachen, daß alle Frauen im Sommer wie die Zigeuner ausreißen?“

„Ich bin als Mädchen daran gewöhnt worden,“ versetzte sie hochfahrend.

„Weißt Du,“ sagte Rudolph Steinert, einen Knopf seiner Joppe öffnend, als würde es ihm zu heiß und zu eng über der Brust, „weißt Du, lieber Schatz, dieses Gespräch gefällt mir nicht. Ich bin nur ein einfacher Mann, aber soviel sehe ich doch ein, daß zwischen einer Tochter und einer Ehefrau ein Unterschied ist. Es kommt mir beinahe so vor,“ fuhr er nach kurzer Pause fort, „als habest Du Dich auf diese häßlichen Dinge halbwegs vorbereitet!“

„Vorbereitet?“ wiederholte sie, durch den ungewohnten Widerstand, den sie erfuhr, erregt und erbittert. „Ja! Es mag sein. Ich leugne ebenso wenig, als ich schmeicheln kann. Es liegt nicht in meiner Natur. Also, ich fühle mich enttäuscht in jeder Beziehung. Ich finde das nicht, was ich erwartete und erwarten konnte. Daher meine Verstimmung, meine Reizbarkeit, meine Sehnsucht nach Veränderung.“

Rudolph Steinert drückte die Augen zusammen, wie er es zu thun pflegte, wenn er in seinem Beruf auf Schwierigkeiten stieß, die ein kurzes, scharfes Nachsinnen erforderten. Dann öffnete er sie schnell wieder. „Liebe ich Dich nicht ebenso treu, wie ich Dir damals versprochen habe?“

„Ach, ja doch!“ sagte die schöne Frau, auf's Aeußerste gereizt von einer Auffassung ihrer Klagen, an die sie nie gedacht. „Aber diese Liebe kann auch zur Quälerei werden, wenn sie nur an ihre eigenen Ansprüche denkt.“

Er drückte seine Hand flüchtig gegen die Schläfe. „Sprich Dich aus! Was ist Dir hier nicht recht? Was hast Du auszusetzen?“

„Unsere Abgeschiedenheit von der Welt.“

Er schüttelte den Kopf. „Das stimmt nicht. Wir haben, wie es sich gehört, bei unseren Nachbarn Besuche

gemacht und werden, wenn Du Lust hast, ganz fleißig Umgang halten, von unserem verheiratheten Buchhalter, Fabrikarzt und so weiter gar nicht zu reden."

Jetzt lachte sie spöttisch auf. „Ja! Da hast Du Recht. Aber vielleicht wirst Du bemerkt haben, daß zwischen jenen Frauen und mir ein gewisser Unterschied ist!"

„Es sind sehr ehrenwerthe Damen," fiel er nachdrücklich ein.

„Möglich. Kurz und gut, wer mich kennt, wer meine Vergangenheit kennt, wird nie auf den Gedanken verfallen, daß ich in dieser Gesellschaft Befriedigung finden könnte. Ich wäre also auf unsere Häuslichkeit zuletzt allein angewiesen." Ihre blauen Augen leuchteten auf. „Nein! Dazu bin ich doch zu schade, um entweder in meinen vier Wänden melancholisch zu werden oder mit jenen Menschen zu verbauern."

„Verbauern?" fragte er leise, aber mit eindringlicher Schärfe. „Es sind dies meine Berufsgenossen. Willst Du damit sagen, daß Du an meiner Seite verbauern mußt?"

„Du!" sagte sie hastig einlenkend. „Sprich nicht von Dir. Du bist aus anderem Stoff — Deine industrielle Begabung erhebt Dich über diese Leute. Dir steht die ganze vornehme Welt offen."

„Was verstehst Du unter dieser ganzen vornehmen Welt?"

„Die Welt, in der ich geboren ward," erwiederte sie rasch, und die Erinnerung an ihre Triumphe daheim, an den rauschenden Strom der gesellschaftlichen Freuden im Ballsaal, beim koketten Spiel auf sammetgrünem Rasen, inmitten kühner Reiter auf laut wiehernden Rosse, durchglühte sie plötzlich mit berauschender Gewalt. Nur um alles dies wiederzufinden und doppelt freudig und sorglos zu genießen, hatte sie ja unter ihrem Stande geheirathet.

Für den Einsatz wollte sie eben den lockenden Preis des Lebensgenusses gewinnen.

„Die Welt, in der ich geboren ward," wiederholte sie mit vor Erregung zitternder Stimme, „das soll auch Deine Welt werden. Ich schwöre es Dir, wir werden sie zwingen, Dich für ebenso blaublütig zu halten, als ihre durch Geburt Berechtigten."

Sein wortloses, finsteres Staunen mißdeutend, fuhr sie, hingerissener von diesen Zukunftsplänen fort, indem sie die Rechte ihres Gatten ergriff und zwischen ihren Fingern preßte: „Du bist reich und wirst noch reicher werden! Dein Name ist jetzt schon über Deine Berufskreise hinaus bekannt. Er wird noch bekannter werden. Wie lange währt's, so wirst Du eine industrielle Größe heißen. Dann ist es schon halb gelungen. Dann nur noch einen geeigneten Anstoß, durch die richtige Hand auf die richtige Stelle geleitet, und Du hast es erreicht — Du wirst geadelt. Rudolph v. Steinert, der Millionär, ist überall geschätzt. Deine Beziehungen steigen, man protegirt Dich als Autorität, als eine in ihren Kreisen maßgebende Persönlichkeit. Mein alter Geburtsadel, die Beziehungen meiner Mutter kommen Dir wirksam zu Hilfe. Freiherr v. Steinert wirst Du heißen, so wahr ich vor Dir stehe!"

„Freiherr v. Steinert!" murmelte er kopfnickend vor sich hin. Plötzlich sah er der jungen Frau fest in das Antlitz und fragte langsam: „Als Freiherrn würdest Du mich mehr schätzen und achten? War's nicht so gemeint?"

„Ich würde stolz auf Deinen Erfolg sein," erwiederte sie schnell, immer noch im Rausch ihrer lebhaften Einbildungskraft. „Aber dazu gehört vor allen Dingen, daß Du Dich und mich nicht in diese Einsamkeit begräbst. Du mußt heraus, Du mußt einflußreiche Bekanntschaften aufsuchen. Wie man sich gibt, so wird man genommen. Reisen vor allen Dingen gibt Schliff und Weltgewandt=

heit. Frage meine Mutter. Reisen bildet den ganzen Menschen. Wenn Du nichts weiter siehst als Arbeitervolk und deren Aufseher, die auch keinen höheren Ursprung haben —"

Er war so bleich geworden, daß Käthe trotz ihres leidenschaftlichen Ergusses betroffen schwieg. Sie erkannte und bedauerte ihre rücksichtslose Anspielung zu spät, die sie allerdings unbeabsichtigt gemacht.

„Ich bin ein Arbeitersohn," sagte er, und sein ehrliches, offenes Antlitz zuckte heftig unter einer schwer zu bewältigenden Erregung, „bin ein Kind der niederen Stände, die Du verachtest. Und Du hast mich doch zum Mann genommen. Wer von uns Beiden ist nun weniger achtbar?"

„Ich meinte es nicht so," fiel sie beschämt und mit innerer Unruhe ein.

„Du meintest" — unterbrach er sie, seine graue Joppe jetzt völlig und zwar sehr heftig über der Brust öffnend, „Du meintest ein gutes Geschäft zu machen. Pfui! Aber das schwöre ich Dir," — er trat auf die junge, erschrockene Frau zu und nahm ihre Hand — „Du sollst mich nicht umsonst gewarnt haben vor Deinen, vor euren Plänen! Ich weiß nun Bescheid. Grob mag ich sein, ungebildet, unmanierlich wie ein Maschinenheizer, aber Eins bin ich nicht: unehrenhaft und auch kein Narr!"

„Meine gute Absicht," sagte Käthe mit vor Aerger und Scheu unsicherer Stimme, „in dieser Weise zu verkennen!"

„Deine Absicht" — er lachte laut auf — „ist, mich zum Hansnarren zu machen! Ich sage Dir aber, daß ich Ursache genug habe, auf mich und meine bisherigen Leistungen stolz zu sein, und um keines Menschen Unterstützung zu betteln brauche. Was ich später thun werde, um dem Vaterlande mit meinen Erfahrungen zu nützen, weiß ich

noch nicht, aber das weiß ich, daß, wenn der Dank für diese Bemühungen einst in dem Wörtchen ‚von' bestehen sollte, ich verbauert genug bin, diese Art von Anerkennung dankbar abzulehnen."

„O! Ist das Dein Ernst?" rief Käthe erschrocken und entrüstet zugleich. „Du könntest Dir selbst so in's Gesicht schlagen und eine solche Auszeichnung zurückweisen?"

„Wenn Du mich nur in dieser Hoffnung geheirathet hast," sagte Rudolph Steinert mit sichtlicher Anstrengung, „so hast Du vorhin Recht gehabt. In dieser Art bist Du völlig enttäuscht. Du mußt nun schon mit dem einfachen Steinert vorlieb nehmen." Er lachte erbittert auf. „Ich möchte wissen, was Du thun würdest, wenn meine braven Eltern noch lebten, und ich sie einmal zu uns einlüde, wie ich Deine Mutter für immer eingeladen habe!"

Ihr blaues Auge flammte vor Zorn und Verachtung auf. „Mein ritterlicher Vater würde sich im Grabe umdrehen, könnte er dieses Wort hören. Meine Mutter ist eine Dame, deren Gegenwart Jeden ehrt. Sie kann Niemandem zur Last fallen, denn ihre gesellschaftliche Bildung ist die vollkommenste von der Welt. Ich möchte den kennen lernen, dem es gelingt, ihr auch nur das leiseste Versehen darin nachzuweisen!"

Er zuckte ungeduldig die Achseln, ergriff ein Buch vom Tisch und ließ es heftig niederfallen. „Ich habe Deine Mutter nicht angegriffen und habe auch gar nichts gegen sie einzuwenden. Du brauchst Dich ihrethalben nicht zu ereifern. Gesellschaftliche Bildung oder Versehen — das verstehe ich nicht. Das Versehen aber, das Du heute Abend gegen mich begangen hast, verstehe ich nur allzu gut. Und weil ich ein ehrlicher Mensch bin, geradezu und ohne Deutelei, so sage ich Dir offen, daß Du mir unbeschreiblich weh gethan hast, so weh, daß ich mich

schämen möchte, Dir so genaht zu sein, wie ich es aus blinder Liebe gethan habe. So in Liebesleidenschaft, wo Du mich doch nicht als Deinesgleichen betrachtetest und wahrscheinlich im Stillen wünschtest, ich möchte zehn Meilen weit davon sein, statt bei Dir! Und weil ich das jetzt weiß, so will's mir nicht mehr zu Kopf und auch zu Herzen, daß ich etwas nehmen möchte, was für den Arbeitersohn ursprünglich nicht bestimmt war. Ich habe meinen Stolz für mich, wenn ich auch nur ein Plebejer bin!"

Er wandte sich ab und verließ schweren Schrittes das Gemach.

Sie sah ihm eine Weile sprachlos nach, in äußerster Verwirrung. Dann stürzte sie durch die Flurthür auf den Gang hinaus, die Treppe herunter und in das Zimmer ihrer Mutter.

11.

Rudolph Steinert hatte nicht in Uebereilung gehandelt, als er dem bisher heißgeliebten Weibe seine immer gleich ungestillte Liebe aufsagte. Wie oft Herz und Sinne sich auch gegen diesen Entschluß auflehnten und ihn mit ungestümem Verlangen in Käthens Nähe drängten, sein durch Selbstüberwindung aller Art geprüfter, im harten Lebenskampfe gefestigter Charakter blieb Sieger. Er litt es nicht, daß der verletzte Stolz, die tief beleidigte Selbstachtung, so weit vergessen wurden, da zu bitten oder gar Rechte einzufordern, wo Bitte und Forderung dieselbe gleichgiltige Herablassung gewärtigten. So lebte er denn neben seiner Frau, aber nicht mehr mit ihr.

Käthens einer Wunsch war damit erfüllt. Sie brauchte sich fortan weder Zwang anzuthun, noch die Mühe zu nehmen, sich anders zu zeigen, als ihr um's Herz war.

Und von dieser letzteren Freiheit machte sie ergiebig Gebrauch.

Das reizende, ihren Mund so verführerisch umspielende Lächeln, welches aller Männer Herzen bezauberte, dieses Gemisch von Anmuth und Trotz verschwand völlig aus ihrem Antlitz und machte immer häufiger jenem herben, hochmüthigen Zucken der Lippen Platz, welches Grethe in ihrer Seelenangst damals so tief gekränkt. Käthe hatte Alles erreichen wollen, und nicht nur nichts erreicht, sondern auch ihren Einfluß verloren, als die Zauberformeln der Liebe Wirkung und Kraft einbüßten. Ihr Mann ließ sich nicht beherrschen. Das wurde ihr klar. Er hätte Alles für sie gethan, aber nichts von seinen Grundsätzen für sie aufgegeben. Sie waren sein Blut und sein Leben. Ohne sie würde er nicht haben forterxistiren können.

Zu seines Weibes Füßen liegen, um dann desto unbeugsamer und freudiger auf der einmal betretenen Bahn fortzuschreiten, das war Rudolph Steinert's Natur angemessen. Nachgiebig aus Liebe bis an die Grenze seiner Ueberzeugung, darüber hinaus keinen Schritt!

Wenn Käthe eingelenkt hätte, ihm langsam durch Wort und That bewiesen, daß sie Reue empfand und Eintracht wünschte — wie gern hätte er sich zu ihr zurückgewandt. Sie that es nicht. So bezwang er sein Sehnen und widmete sich immer ausschließlicher den steigenden Anforderungen seines Berufes.

Die neue Erfindung, deren Verwirklichung alle seine Geisteskräfte in Anspruch nahm, half ihm über die unerträgliche Leere seiner häuslichen Verhältnisse hinweg. Selbst in den einsamen Nächten war sie seine Trösterin. Kaum daß er sich die nothwendige Ruhe gönnte, so trieb es ihn schon wieder hinaus in den erfrischenden Strom der Thätigkeit, diesen Gesundquell aller Seelenleiden.

Kam er dann müde, aber mit sich selbst zufrieden

heim, so verstand es Frau Jutta's Kunstfertigkeit, Niemandem etwas Unangenehmes in den Weg zu legen, meisterlich, dem gemeinsamen Mahle eine unbefangene Außenseite zu verleihen.

Hätte nur der tief aufsteigende Haß gegen die unerschütterlichen Fesseln ihrer Ehe sich nicht immer wilder in Käthens Busen aufgebäumt und daneben das Verlangen nach der Erfüllung ihres Lieblingswunsches, so hätte dieser gekünstelte Zustand sich noch eine lange Weile hindehnen können, ohne Störung zu erfahren.

Darüber war es Sommer geworden. Die Rosenstöcke im Garten blühten über und über. Mit ihnen dufteten Violen und Reseden um die Wette, von der glühendrothen Farbe der „Brennenden Liebe" fast verdunkelt. In dieses Reich drang kein Schornsteinrauch und in die dicht umwachsene Laube hinein auch kein Fabriklärm. Der breite Fabrikgraben floß an dem Zaun vorüber und führte sein Wasser rauschend weiter.

In der thauigen Morgenfrühe hier den Kaffee einzunehmen, war ein Vorzug, den nur wenige Menschen genießen können.

Frau Jutta hatte sich in's Haus zurückbegeben. Käthe saß in ihrem Gartensessel, anscheinend mit einer Handarbeit beschäftigt, in Wahrheit aber das Antlitz ihres Gatten betrachtend, welcher noch mit dem Lesen der Zeitung beschäftigt war.

Sein Gesicht war von der Sonne gebräunt, wie seine Hände, die er ohne Handschuhe der Sonne auszusetzen pflegte. Diese Arbeiterhand, mit der aristokratischen Hand ihres Vaters verglichen, machte Käthe beben vor Ungeduld. Mit dieser Hand wagte er es, ihren Willen zu ersticken.

„Rudolph!" sagte sie endlich ausbrechend und herrisch.

Er schaute auf, ohne zu fragen.

„Ich habe vergebens darauf gewartet, Dich von meinen

Plänen sprechen zu hören. Es muß etwas für mich geschehen. Ich will nach der Schweiz."

„In diesem Jahre unmöglich," sagte er ruhig. „Ich habe kein Geld und keine Zeit — und keine Lust," fügte er ehrlich hinzu, sein Blatt wieder zur Hand nehmend.

„Gut, so bleibe Du zu Hause."

Er schüttelte den Kopf. „Es mag sehr spießbürgerlich klingen, aber junge, schöne Frauen, wie Du, müssen nicht allein in der Welt herumfahren. Es schickt sich nicht nach meinen schlichten Begriffen."

Sie wurde dunkelroth vor Zorn und Scham. „Ich bin nicht allein," rief sie heftig. „Meine Mutter wird mich begleiten!"

„Aber ich habe kein Geld übrig," sagte er in bedauerndem Tone. „Der Neubau war viel zu niedrig veranschlagt. Ich muß ihn fast um den vierten Theil höher rechnen. Es thut mir leid. Aber ich meine, Du könntest es hier schon einen Sommer aushalten." Er stand auf. „Laß doch Deine Schwester kommen. Ich habe gar nichts dagegen, auch wenn sie Deine neue Heimath etwas über die Achsel ansehen sollte. Zum Aushalten ist es hier schon" — er wollte bitter hinzufügen: „für ein Gesellschaftsfräulein," unterließ es aber und ging.

Käthe biß die Zähne aufeinander. Grethe hierher bescheiden! Eher hätte sie sich in Einzelhaft vergraben!

Jetzt war sie fast so weit, ihre Schwester zu beneiden, die wieder in einem glänzenden Seebade die Reize des gesellschaftlichen Lebens genoß, ohne doch Verständniß dafür zu besitzen. —

Gegen Mittag kam ein Arbeiter in den Garten mit der Meldung, daß Herr Steinert einen Gast zu Tisch mitbringen werde.

Käthe nickte gleichgiltig. „Bestellen Sie es in der Küche!"

Nachher kam Frau Jutta. „Du mußt Dich anziehen, Käthe. Luise sprach von einem Gaste.“

„Farbenhändler! Papierreisender!“ sagte sie, die Achseln zuckend.

„Möglich! Aber der Anstand, Kind — also komm! Die Gräfin Haunstein hat an mich geschrieben. Eine Stelle in diesem Briefe macht mich stutzig. Sie erzählt da von ihrem Neffen auf Riemertswalde —“

„Botho v. Haunstein?“ fragte die junge Frau gleichgiltig, ihr blaues Morgenkleid aufraffend und neben ihrer Mutter dem Hause zuschreitend.

„Ja, er baut an sein altes Schloß plötzlich einen höchst eleganten Flügel an, er, der immer die romantische Idee hegte, an diesem alten Feudalbau nichts modernisiren zu lassen. Nun thut er es doch und zwar anscheinend auf's Allerbequemste für die Bedürfnisse einer jungen Hausherrin. Weißt Du, mit wem er in Nizza zusammen gewesen ist — für längere Zeit?“

„Nein! Ist mir auch ganz gleichgiltig, Mama!“

„Mit Grethe! Mit unserer Grethe!“ sagte Frau v. Reinbold warm.

Die schöne Frau preßte ihre Lippen aufeinander. „Wie? Grethe soll — könnte Gräfin Haunstein werden?“ fragte sie endlich gedämpft. „Sie schrieb selbst nichts von ihm.“

„Deshalb eben glaube ich, daß an der Sache etwas Wahres ist,“ sagte Frau Jutta sinnend. Aber erschreckt fuhr sie gleich darauf zusammen. Käthe hatte ihre Hand ergriffen und hastig an ihre Brust gezogen.

„Dazu gibst Du nie Deine Einwilligung, Mama, und wenn ich Dich auf den Knieen darum bitten müßte!“

„Ja, aber weshalb denn nicht?“

„Weshalb nicht?“ rief Käthe, Zornes- und Schmerzensthränen im Auge. „Weil ich jetzt keine Gräfin mehr zur Schwester haben kann, haben darf, haben will! Es

wäre mein Tod, Mama! Ich und sie! Ach, sie ist mein böser Geist, nach wie vor! Durch sie ward ich, was ich bin — eines gewöhnlichen Mannes Frau. Bin ich noch nicht unglücklich genug, Mama?"

„Meine arme Käthe!" sagte Frau Jutta, sie umarmend. „Wir glaubten das Richtige zu treffen."

„Hätte mir doch diese fade, weinerliche Elsbeth — dafür hasse ich sie mit Recht! — damals nicht verrathen, daß er reich sei!" flüsterte Käthe in ausbrechender Leidenschaft. „Ja, ich hasse sie dafür! Kannst Du es leugnen, Mama, die Hüttenmeisterstochter gehört hierher, nicht ich! Vielleicht, nein, ganz sicher hätte sich doch noch eine standesgemäße Parthie gefunden!"

„Damals dachtest Du aber nicht so, meine arme Käthe," sagte Frau v. Reinbold seufzend. „Ich gab Dir nach, wie ich Deinem schönen, ritterlichen Vater immer nachgab, dem Du so gleichst. Jetzt ist es zu spät, Dich mit solchen Fragen zu quälen. Dein Mann wird sich Dir mit der Zeit schon wieder nähern. Und was Grethe betrifft, so soll sie, wie die Gräfin Haunstein von ihrem Neffen erfahren hat, eine wahre Schönheit geworden sein. Und weißt Du, wen sie dort noch getroffen haben?"

„Nein!" sagte Käthe hart.

„Richard v. Gleiberg!"

„Der Elende!" murmelte die junge Frau. „Schweig nur, ich bitte Dich, Mama, von diesem Brief!"

„Er soll doch sehr herunter sein," wagte Frau Jutta schüchtern hinzuzufügen.

„Was hat er Besseres verdient für seine überzarte Rücksichtnahme auf eine lächerliche Neigung! Bin ich etwa weniger elend daran, als er?"

„Zieh' Dich jetzt an, Kind!" erwiederte Frau v. Reinbold, sie bis an's Schlafzimmer geleitend. „Nach dem Tischdecken werde ich sehen!"

Dieses „nachsehen“ bestand darin, daß die äußerst bequeme Dame einen langsamen Gang quer durch das elegant eingerichtete Speisezimmer machte und dabei ihre Augen den fertig gedeckten Tisch entlang gleiten ließ.

Mit dem Schlage zwölf — auch diese gut bürgerliche, durch die Arbeitseintheilung in der Fabrik bedingte Speisezeit war Käthe von jeher ein Stein des Anstoßes gewesen — trat Rudolph Steinert in das Haus.

Käthens mißmuthige Vorstellungen hatten ihn nie zu dem Entschlusse bringen können, seinen Arbeitsanzug vor Tische mit einem besseren Rocke zu vertauschen. So erschien er auch jetzt in seinem gelben Nankingjacket, eine schmale schwarze Seidenbinde lose um den zurückgeschlagenen Hemdkragen geschlungen. Dabei aber von einer peinlichen Reinlichkeit in seiner ganzen Erscheinung, welche auch diesem zwanglosen Kostüm etwas durchaus Wohlanständiges verlieh.

Neben ihm schritt ein Herr von guter Mittelgröße, mit etwas gesuchter Eleganz gekleidet, sein scharfes, bleiches Antlitz voller Interesse auf den sprechenden Hausherrn gerichtet.

„Ich fürchte nur, daß ich im Fluge eines Tages nicht so viel erfassen kann, um als zuverlässiger Reporter gelten zu können. Etwas Anderes wäre es vielleicht, wenn ich für mich selbst Erfahrung sammelte. Indessen,“ fuhr er mit liebenswürdigem Spotte fort, „ist es etwas sehr Bequemes, einen guten Freund zu besitzen, der die Mühe des Reisens auf sich nimmt, während man, wie mein würdiger Studiengenosse, ruhig in seinem Sessel daheim bleibt.“

„Das stimmt,“ sagte Steinert, die Thür nach dem Salon öffnend. „Bleiben Sie doch länger hier in unserem Thale. Machen Sie hier Sommerfrische!“

„Ich bin ein Wandervogel, lieber Herr Steinert. Früher einmal kurze Zeit ansässig —“

Sie waren eingetreten. Das helle Sonnenlicht, welches den Raum durchfluthete, war durch halbgeschlossene Jalousien angenehm gemildert. Im Divan lehnte Frau Jutta. Käthe stand am Fenster.

„Hier ist unser Gast!“ sagte Rudolph Steinert lebhaft.

Beide Damen schauten nachlässig auf.

„Baron v. Benda!“

Frau Jutta fuhr in die Höhe. Das erste Wiedersehen mit einem Zeugen ihres Glückes und Unglückes wirkte selbst auf ihre schlaffen Nerven wie ein elektrischer Schlag. Sie wollte sprechen, wollte ihm die Hand entgegenstrecken, aber von der Erinnerung bezwungen, drückte sie das Spitzentuch gegen die Augen und weinte bitterlich.

Käthe stand sprachlos. Nur zuweilen überlief ein nervöses Frösteln ihren Körper. Abwechselnd kam und wich die Röthe aus ihrem Antlitz, welches Staunen, Schmerz, Zorn und Freude widerspiegelte. Ihre Brust hob sich in unregelmäßigen Athemzügen, als könne sie das Wort der Begrüßung nicht hervorbringen.

Zuletzt mußte auch sie, eingedenk der Vergangenheit und angesichts ihrer jetzigen Lage die Wimpern senken, an welchen zwei heiße Tropfen langsam niederquollen.

Rudolph Steinert wußte nicht, was er von diesem Vorgange denken sollte. Kopfschüttelnd blickte er bald auf seine Schwiegermutter, bald auf seine Frau, endlich auf den Baron.

Dieser stand, die Hand fest um eine Stuhllehne gepreßt, sprachlos da. Die widerstrebendsten Empfindungen ließen ihn für Sekunden vergessen, wo er sich befand.

Endlich ward er seiner Bestürzung soweit Meister, daß er seinem erstaunten Wirth zuraunen konnte: „Mein Anblick reißt alte Wunden auf. Ich war ein gern gesehener Gast in Blaubuch.“

Er hatte sich jetzt vollkommen gefaßt, ging auf Frau

v. Reinbold zu, erfaßte und küßte deren Hand. „Wenn ich hätte ahnen können, gnädige Frau, wem ich mit meiner Gegenwart hier wehe thun sollte — ich hätte diese Schwelle nicht übertreten.“

„Seien Sie trotzdem von Herzen willkommen, lieber Baron,“ erwiederte Frau Jutta, ganz von der Freude erfüllt, einen Bewunderer ihres Gatten vor sich zu sehen, ein Glied ihrer einstigen Gesellschaft, gewissermaßen Blut von ihrem Blut.

„Ich danke Ihnen!“ Er beugte sich abermals auf ihre Hand. Dann wandte er sich mit schnellen Schritten zu Käthe, die dem Klange seiner Stimme wie verzaubert lauschte — Klängen einer längst vergangenen herrlichen Zeit.

„Darf ich hoffen, auch hier Verzeihung zu finden?“ fragte er, und sein Auge nahm einen bewundernden Glanz an, als er das schöne Weib wiedersah, das ihn einst mit fast unbezwinglichem Verlangen erfüllt.

„Ich fühle wie meine Mutter,“ sagte Käthe, ohne ihm die Hand entgegenzustrecken.

Rudolph Steinert hatte das unangenehme Gefühl, als sei seine Person bei diesem Ereigniß völlig überflüssig.

„Essen wir jetzt,“ sagte er kurz, „ich muß wieder in die Fabrik!“

Der Baron reichte Frau v. Reinbold den Arm. Bei Tische saß er zwischen ihr und dem Hausherrn. Käthe hatte, einen Geschäftsreisenden voraussetzend, den Platz diesem gegenüber erwählt.

Dank der außerordentlichen Gewandtheit des Barons und seiner umfassenden Kenntnisse auf den meisten Gebieten der Kunst und Wissenschaft stockte das Gespräch auch nicht einen Augenblick. Die beiden Herren sprachen von England und Frankreich, wo der Baron sich eben jetzt wieder aufgehalten, bevor er einem Bekannten zuliebe sich für die Papierindustrie zu interessiren begann.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte aus seinen Erzählungen, aus seinen sarkastischen Randglossen, mit denen er eine Art glänzenden Sport trieb, eine innere Unbefriedigung heraustönen hören, eine seelische Leere, die er mit seinem Wanderleben auszufüllen gedachte.

Trotz aller bitteren Erinnerungen und schwer getäuschten Hoffnungen wirkte die Nähe des Barons doch belebend und anregend auf Käthe. Es befriedigte ihre Eitelkeit, sich zum ersten Mal wieder von einem Manne der großen Welt bewundert zu sehen. Dieser Gedanke hob noch ihre ohnehin seltene Schönheit. Sie fand schon zuweilen das alte, stolze Lächeln wieder, den strahlenden Glanz ihrer blauen Augen, die siegesgewohnte Haltung.

Der Baron, dessen Leidenschaft damals lediglich von den erschreckenden Finanzverhältnissen der Reinbold'schen Familie zurückgedrängt ward, und der weder vorher, noch nachher für ein anderes Weib annähernd so heiß empfunden hatte, wie für Käthe, war im Geheimen von der jungen Frau mehr als je entzückt. Die Frage, ob sie noch etwas mehr für ihn empfinden könne, als Bitterkeit und Groll, durchzuckte ihn jäh. Dazwischen glaubte er nach und nach Einblicke in das eheliche Verhältniß beider Gatten zu gewinnen, welche ihm starke Zweifel an deren beiderseitigem Einvernehmen einflößten. Und zuletzt, die Sonde seiner kritischen Betrachtungen unbemerkt, aber geschickt tiefer anlegend, schaute er bis auf den letzten Grund der Dinge: Leidenschaft von Seiten des Mannes, Genußsucht, Spekulation von Seiten des jungen Weibes.

Als Rudolph Steinert sich vom Tisch erhob und seinen Gast aufforderte, einem sehr interessanten Versuch mit einer neuen Presse beizuwohnen, hatte Ralph v. Benda schon so völlig sicheren Boden unter seinen Füßen gewonnen, daß er sich fortan ohne Straucheln auf demselben fortbewegen konnte.

Der Abend vereinte alle Vier wieder. Rudolph Steinert, durch die ehrlich gemeinte Bewunderung seines Gastes, welcher das technische Talent Steinert's schnell erkannte, einerseits und von der Lernbegierigkeit des Barons andererseits angenehm berührt, lud denselben ein, sein Haus als Absteigequartier zu betrachten.

Der Baron, die Gabel aus der Hand legend, blickte wie zufällig empor in das Antlitz seiner schönen Wirthin, schüttelte aber ebenso schnell das Haupt.

„Ich habe in früherer Zeit das Gelübde geleistet, nie Jemanden für mein unruhiges Blut büßen zu lassen und mich mit meiner Zugvogelnatur unter ein festes Dach zu drängen. Die losen Zeltdächer des Orientes sind davon ausgenommen. Wenn Sie mir den Aufenthalt in Ihrem lieblichen Thale für kurze Zeit nicht mißgönnen und mir gestatten, auch hin und wieder in Ihrer Fabrik und" — er verneigte sich leicht gegen Frau v. Reinbold — „bei Ihren Damen mich in Erinnerung zu bringen, so würde ich Ursache haben, mein Geschick zu beneiden."

„Bitte, halten Sie das, wie Sie wollen, Herr Baron," sagte Steinert gleichmüthig. „Willkommen sind Sie. Sonst stände Ihnen ein Zimmer gern zur Verfügung, wie man es eben bei einfachen Leuten erwarten kann. Haben Sie die Güte, liebe Schwiegermama, sich zu erheben! Ich habe mir Jemanden hierher bestellt, mit dem ich etwas besprechen will."

Frau Jutta leistete der allerdings sehr deutlichen Aufforderung in ihrer glatten Weise Folge. Ueber Käthens Wangen stahl sich eine dunkle Röthe. Sie dachte an die Abendtafeln in Blaubuch und schämte sich der eckigen Formen ihres Gatten vor dem spottlustigen Weltmann.

Dieser, äußerlich unbefangen, wenngleich im Inneren das Ergebniß seiner Beobachtungen mit immer regerem Interesse verfolgend, glich die kleine Spannung durch

einen gut angebrachten Scherz aus, indem er zugleich Frau v. Reinbold in den Salon hineinführte, zu welchem Käthe hastig vorausschritt.

„Welch' ein Tempel der Anmuth!" sagte er, sich umschauend.

Die junge Frau war an's Fenster getreten, durch welches der Mond hereinstrahlte. Es war ihr wie ein Traum. Wenn sie die Augen schloß und den beiden halblauten Stimmen hinter sich lauschte, hatte sie das Gefühl, als sei jener letzte glückliche Abend in Blaubuch zurückgekehrt, als sei all' das Schreckliche, was dazwischen lag, nicht geschehen, als —

Sie schreckte zusammen.

Der Baron hatte sich an das Klavier gesetzt und spielte die Champagnerpolka.

Was er damit bezweckte, glückte ihm vollauf. Die bis auf's Aeußerste erregte Phantasie der leidenschaftlichen Frau, ihr glühendes Sehnen nach vergangenen Zeiten, ihr ungestilltes Verlangen nach dem Genuß des Lebens — alles das erweckte der psychologische Meistergriff des Barons mit den perlenden Tönen auf einmal.

Sie woben eine schimmernde Brücke zwischen dem Einst und Jetzt, indem sie jene Abendstunde im Blaubucher Gartensalon widerhallen ließen und mit ihr Alles, was damals durch Herz und Sinne des schönen Weibes geflogen war.

Diese Erinnerung, welche sich auch dem Spieler immer heftiger aufdrängte und ihm das Dasein noch einmal begehrenswerth erscheinen ließ, verlieh den Tönen eine wahrhaft verführerische Sprache.

Frau Jutta, überwältigt von ihren Thränen, verließ das Zimmer. Da stand Käthe plötzlich neben dem Baron, zitternd vor Erregung, mit fieberhaft leuchtenden Augen, und preßte ihre Hand auf seine Achsel.

„Hören Sie auf, wenn Sie noch einen Funken menschlichen Gefühls besitzen!“

Er hob ihre Hand von seiner Schulter. Dabei fühlte er längst vergessene Schauer durch seinen Körper rinnen.

„Sie hassen mich. Ich bin ein Elender. Sagen Sie ein Wort, und ich verlasse heute noch diesen unglückseligen Ort.“

Sie entriß ihm ihre Rechte.

Er sprang auf. „Sie haben Recht, mich zu verachten. Ich gehe. Aber,“ — er trat dicht zu ihr, daß er ihr weißes Kleid fast berührte — „ich bin in doppeltem Sinn ein Elender. Glauben Sie es mir. Denn wenn man nutzlos Reue fühlt, ist man erbärmlich daran. Und nun geschieden — diesmal für immer!“

Sie rang mit den Worten. Ihn verlieren, hieß wieder den schrecklichen Zustand der Apathie, des dumpfen Hinbrütens heraufbeschwören. Mochte die Erweckung daraus auch noch so wehe thun, es war doch ein Lebenshauch, eine Veränderung, ein — ach, sie wußte es selbst nicht, was Alles sie mit dem Zeugen ihres Glanzes aufgeben sollte!

In diesem Bewußtsein der Abhängigkeit kam sie, die ihren Werth so übermäßig hoch geschätzt, sich so gedemüthigt vor, daß, ohne es zu wollen, ein Aufschrei über ihre Lippen drang, der den trostlosen Zustand ihres Innern völlig unverhüllt klarlegte.

Baron Benda, von diesem ersten Zeichen einer rückhaltlosen Hingabe an seine Theilnahme ebenso entzückt, als erschreckt, faßte von Neuem ihre Hand und drückte sie fest an seine Lippen.

„Still! Ich bitte Sie, gnädige Frau! Ein Wort nur noch, kurz und ehrlich, dann genug! Soll ich gehen — oder bleiben?“

„Bleiben!“ sagte sie kaum vernehmbar.

Er beugte sich noch einmal tief über ihre kalten Finger, dann ging er ruhig, als sei nichts vorgefallen, zum Klavier zurück, präludirte flüchtig und begann slavische Volksweisen geschmackvoll aneinander zu reihen.

Frau Jutta trat wieder ein. Sie fand Käthe im Divan halbliegend hingestreckt, das blonde Haupt gegen die blauen Kissen gedrückt. „Was ist Dir?“ fragte sie besorgt.

„Nichts,“ flüsterte die junge Frau. „Ich hatte soeben die seltsame Vorstellung, ein lebloser Körper zu sein — todt, gestorben.“

„Deine Gedanken waren zu lebhaft in Blaubuch, wie die meinen! — Lieber Baron,“ rief sie mitten in das angefangene Lied hinein, „ich habe hier etliche Bilder meines Gatten mitgebracht, die zu vergleichen Ihnen gewiß ein hohes Interesse gewähren wird!“

Ralph v. Benda erhob sich augenblicklich.

In diesem Augenblicke erschien auch der Hausherr, und die Unterhaltung ward noch einmal allgemein.

12.

Von diesem Tage an geschah eine Umwandlung sowohl im Aeußeren der jungen Frau, als in ihrer Lebensweise. Sie begann wieder Interesse für Toilettenkünste zu empfinden, welche sie in den letzten Monaten als überflüssig in ihrer Lage und gelangweilt bei Seite geschoben.

Ihr elastisches Naturell bedurfte nur der Gewißheit, von einem Kenner bewundert zu werden, um frisch aufzuflammen, und nur eines geeigneten Anlasses, um sich, so gut es ging, mit der Gegenwart auszusöhnen.

Frau v. Reinbold, die Gefahr nicht ahnend, nach ihrer alten Weise den Dingen niemals bis auf den Grund gehend, erfreute sich an diesem Wechsel durchaus. Auch

Steinert fühlte mit einer gewissen Befriedigung bei seinen häuslichen Zusammenkünften die Luft freier wehen.

Nur zuweilen, wenn er die vollkommene Gleichgiltigkeit des noch immer geliebten und begehrten Weibes gegen seine Person empfand, ging es ihm wie ein Stich durch das Herz. Oft, wenn er sie strahlend in Schönheit und Jugendkraft vor sich sah, drängte es ihn, ihre Hand zu erfassen: „Vergiß, wie ich! Laß es uns versuchen, glücklich zu werden!“ Aber ihre höhnende Mißachtung seiner Herkunft, seiner Sitten und Anstrengungen, fraß ihm noch zu lebendig im Herzen fort, als daß er hätte um Liebe bitten können. Fast sehnte er, den Arbeit und Mühen aller Art belasteten, jetzt die Zeit der glücklichen Täuschung zurück, um noch einmal jene kurze Spanne Seligkeit zu durchleben.

Käthe weinte und klagte nicht mehr, sie härmte sich auch nicht. Sie war ein völlig anderes Wesen geworden, das er weder im Hause seiner Tante, noch in seinem eigenen bis jetzt kennen gelernt.

Damals mangelte ihr Geld und angemessene Gesellschaft, heute besaß sie beides. So ward Käthe wieder eine jener vornehmen, von ihrer Persönlichkeit sich sorglos hintragenlassenden Frauen der großen Welt, welches Fahrwasser ja ausschließlich ihr Element war.

Der Einfluß des Barons bewirkte schnell, was Steinert’s Bemühungen nie hatte gelingen können. Indem er, von Leidenschaft bewegt, die Gelegenheiten vermehren wollte, Käthe nahe zu sein, flößte Benda ihr den schmeichelhaften Gedanken ein, die angrenzenden Besitzer mit ihrem Besuche zu ehren, wie er selbst als Mann von Welterfahrung zu thun gewohnt sei.

In der That hatte der Baron, nachdem er sich entschlossen, seine Sommerfrische diesmal in dem hübschen Thüringer Thal zu nehmen, die umwohnenden Familien

zuvorkommend aufgesucht und durch seine Liebenswürdigkeit förmlich bezaubert, wobei sein alter Adel und sein Reichthum ihm noch einen ganz besonderen Glanz verliehen. Diese menschliche Schwäche allzu gut kennend, machte er Käthe, das geborene Fräulein v. Reinbold, sammt ihrer Mutter sehr schnell zum Mittelpunkt dieser Kreise.

So schuf er mit einem Schlage in dem sonst so stillen Wohnhause Rudolph Steinert's ein äußerst reges Gesellschaftsleben, in welchem Frau Jutta's Lehnsessel, wie damals in Blaubuch, eine Hauptrolle spielte. Daneben fielen die Huldigungen laut und leise zu den Füßen der jungen, wunderschönen Hausherrin nieder, deren kühles eheliches Verhalten man zu den Vorrechten und Gepflogenheiten der höheren Kreise zählte.

Käthe fühlte sich befriedigt, ohne daß sie indessen bis dahin darüber nachgedacht. Nur zuweilen, oft mitten im Tanz oder im Spiel auf grünem Rasen, trat ihr der Gedanke mit athemraubender Gewalt nahe, daß die blühende Aue wieder in sandige Wüstenei zerfallen müsse, wenn der Zaubermeister sie verlasse. Dann war es ihr, als stürbe sie lieber, und die innere Angst ließ sie sehnsüchtig nach ihm ausschauen.

Wie gut er diese Blicke verstand! Ohne Aufsehen in ihre Nähe eilend, überhob Benda sie der quälenden Furcht mit einem schnellen Lächeln, das sie richtig deutete: „Ich bleibe."

Ob ihr Herz bei dieser Sorge betheiligt war? Oder nur die Eitelkeit und Genußsucht?

— — — — — — — — — — — —

Man hatte einen allgemeinen Ausflug geplant nach einem etwas entfernt am Fluß malerisch gelegenen Lustort. Rudolph Steinert hatte gleichfalls diesen Nachmittag sich frei zu machen gewußt.

Der Wagen stand vor der Thür. Steinert und Frau v. Reinbold warteten am Schlag desselben. Endlich erschien Käthe. Sie sah in einer neuen mattrosa Toilette mit dem weißen Federhut so hinreißend schön aus, daß Rudolph Steinert seine Augen nicht von ihr abwenden konnte.

Er gönnte Allen ihren Anblick, ihr selbst jegliche Bewunderung, aber für sich gar nichts beanspruchen zu dürfen, als das Recht, sie für Andere zu schmücken, das Gefühl durchzuckte ihn plötzlich mit naturwüchsiger Gewalt.

Herrisch streckte er ihr die Rechte entgegen. Sie sah in die Ferne.

„Rudolph will Dir einsteigen helfen, liebe Käthe," sagte Frau v. Reinbold mit ihrer milden Glätte.

Käthe sah ihn an. Ohne es zu wollen, verglich sie seine wettergebräunten Züge, welche der innere Groll momentan nicht verschönte, mit dem blassen, geistvollen Antlitz des Barons.

Da zum ersten Mal fühlte sie ihr Herz beim Gedanken an Ralph v. Benda liebend schneller schlagen, und eine feine, leuchtende Röthe übergoß ihr Antlitz.

Auf Steinert wirkte dieser Farbenwechsel berauschend. Er dachte an die Stunden, da er den Mund seines Weibes mit heißen Küssen bedecken, sie liebend an sein Herz pressen durfte.

„Gib mir Deine Hand," sagte er rauh. „Ich will sie haben!"

Sie reichte ihm ihre Rechte mechanisch hin. „Steig' ein," sagte sie.

Da drückte er ihre Finger mit so leidenschaftlichem Schmerz, daß sie leise aufschrie. Er kam zur Besinnung. Schamroth und verlegen trat er bei Seite, während Käthe blaß vor Schreck und Unwillen in den Wagen stieg.

„Fahr' zu!" sagte Steinert rauh zu dem Kutscher.

„Lieber Schwiegersohn!“ rief Frau v. Reinbold verwundert. „Fahren Sie denn nicht mit uns?“

„Fahr' zu, sage ich!“ rief er, sich abwendend. „Ich habe etwas vergessen, was noch zu thun ist.“

„Was war denn?“ fragte Frau Jutta, als die Pferde anzogen, und der Wagen vom Hofe herunter fuhr, den Wiesenweg längs des Flusses entlang.

„Laß das, Mama,“ murmelte Käthe mit finster zusammengezogenen Brauen. „Dieser Mann ist nicht besser, als ein Holzhacker.“

„Hätten wir lieber umkehren sollen?“

„Sprich nicht davon, Mama! Umkehren? Warum? Zu neuen Brutalitäten? — Ich werde aufathmen, wenn der qualmende Schornstein endlich hinter uns versinkt.“

„Ich auch!“ seufzte Frau v. Reinbold. „Gott sei Dank, jetzt verschwindet er!“

Sie rollten nun zwischen lieblich grünen Rainen und schattigen Buchenwäldern schweigend dahin. Endlich lichtete sich das Laubgewölbe, und das Ziel war erreicht. Ein Forsthaus, schmuck unter seinem rothen Ziegeldache, leuchtete ihnen einladend entgegen, eine bunte, fröhliche Menge hieß sie willkommen.

Der Baron half den Damen aus den Kissen. Als er Käthe seine Hand reichte, fragte er leise: „Ihr Herr Gemahl?“

„Zu Hause geblieben kurz vor der Abfahrt,“ erwiederte sie, den lästigen Fragen der ganzen Gesellschaft zuvorkommend. „Wichtige Geschäfte nahmen ihn noch im letzten Augenblick gefangen.“

Benda hätte darauf schwören mögen, richtig in Steinert's Seele gelesen zu haben, als er Käthens bezaubernde Schönheit betrachtete; er sagte jedoch nichts mehr über die Sache.

Als der Kaffee getrunken war, und Frau Jutta mit

ihren Partnern ein schattiges Whistplätzchen im Forsthausgarten gefunden, zerstreute sich die junge Welt zu Spiel und Entdeckungsfahrten durch den Wald.

Käthe, deren Herz in unbekannten Wallungen schlug, dasselbe Herz, welches bis dahin so gleichmüthig nur an selbstische Wünsche gedacht, lehnte am Stuhl ihrer Mutter, als der Baron plötzlich von der fertig gebrauten Erdbeerbowle zurücktrat und an ihre Seite.

Immer, sobald Benda in ihre Nähe trat, ließ das wunderliche Gefühl der Verzauberung nach, als wenn Alles um sie her nur Traum oder eine Fata Morgana wäre, und wie erlöst mußte sie aufathmen. Jetzt mischte sich aber noch ein anderes, stärkeres Gefühl darein: die Liebe.

Seltsam! Das stolze Weib liebte den Mann, welcher einstmals ihrem Besitze entsagt! Und den Mann, welcher ihr zu Füßen gelegen im Rausch anbetender Leidenschaft, verachtete sie. Vielleicht, da ihre Erinnerungen an Benda sich stets wie ein rothes Band durch alle Klagen gezogen, hatte er damals schon einen Funken in ihr Herz geworfen, der von den häßlichen Rankengewächsen ihrer sonstigen Empfindungsweise bis dahin erstickt worden war.

Wo aber blieb noch eine Rettung für diese herrische, leidenschaftliche Frau, wenn plötzlich das unbezwinglichste aller Gefühle über sie hereinbrach?

„Haben Sie Lust, eine kleine Promenade mit mir zu machen, gnädige Frau?" fragte Benda lächelnd.

Sie nickte, blieb aber trotzdem unbeweglich stehen. Er wandte sich ab, sein eigenes Empfinden zu verbergen, und pflückte ein Maßliebchen vom Wege.

„Nun, darf ich hoffen?" fragte er alsdann ruhig noch einmal.

„So geh' doch, Kind!" rief Frau Jutta, ihr hübsches Antlitz halb zur Seite wendend. „Wie viel Atouts mögen

denn eigentlich heraus sein? Ich glaube, ich habe den letzten."

Käthe hatte schnell ihren Arm in den des Barons gelegt und ging an seiner Seite einen schmalen Steig entlang, welcher in den Wald mündete. Sie mußten dabei etwas steigen.

„Stützen Sie sich fest auf mich," sagte er leise. „Fester! Lassen Sie mich fühlen, daß Sie meiner bedürfen."

Es war noch heiß. Die Sonne brannte. Käthens Wangen glühten, als sie den Forst erreichten. Sie nahm den Hut ab.

„Wo sind die Anderen?"

„Dort! Dort! Ueberall! Nur nicht hier!" erwiederte er, das schöne Weib mit seltsam fesselndem Blicke betrachtend, der sie zwang, ihm auch die ihrigen zuzuwenden.

Ach, wie unwiderstehlich dünkten ihr nun diese scharfen, in der grünen Beleuchtung doppelt bleichen Züge, diese stahlgrauen Augen, die ihr bis in's Herz hinein zu dringen schienen, diese schlanke, selbst in der Erschlaffung immer noch nervös erregte Gestalt.

Das Leben des Barons war ein umfangreiches, interessantes, stellenweise sehr belehrendes Geschichtsbuch, das er seit jener abgebrochenen Blaubucher Episode für abgeschlossen gehalten hatte.

„Wollen wir hier auf diesem idyllischen Ruheplätzchen etwas ausruhen? Oder tiefer in den Wald gehen? Vielleicht finden wir etwas Pflückenswerthes."

Sie sah vor sich in das gewölbte grüne Reich, wo die Sonnenstrahlen zwischen den Blättern herabkletterten in das weiche Moos. Man unterschied in der Entfernung hin und wieder Menschenstimmen, sonst war Alles still in der Runde, nur das Hacken eines Spechtes ertönte von Zeit zu Zeit. Ein Kukuk flog über ihren Häuptern dahin und begann seinen Ruf.

Käthe lächelte. „Zählen Sie! Aber richtig!"

Der Vogel rief nicht mehr. Er flatterte davon.

„Die Mühe war nicht eben groß," scherzte er. Plötzlich stand er still und griff hastig nach einem Zweige. „Ist es nicht ein elendes Dasein?"

Sie zuckte zusammen. „Sehr elend!"

„Aber wer ist daran Schuld?" murmelte er zwischen den Zähnen. „Ja, ich! Und doch nicht ich allein. Wenn Sie mir je vergeben könnten —"

„Baron," sagte die junge Frau, ihre Hände gegen die Brust drückend, „was ich geworden bin, bin ich durch Sie geworden."

Er lachte eigenthümlich scharf auf. „Nein! Nein! Daran bin ich nicht schuldig." Er betrachtete sie forschend. „Oder doch? Ja — wenn Sie es sagen! Aber weshalb, weshalb? Glauben Sie, daß der brave, ehrliche Steinert einen erloschenen Stern, wie mich, nicht aufwiegt? Ich bin vielleicht momentan ein schillerndes Farbenspiel in Ihrer Beleuchtung. Lassen Sie diesen Glanz verschwinden, so bleibt eine verbrauchte, inhaltlos gewordene Kapsel zurück. Können Sie denn das nicht einsehen? Nicht glauben?" fragte er mit heißem Nachdruck.

Sie lächelte bitter. „Wenn Sie es wollen —"

„Wollen?" Er nahm ihre Hand und küßte sie erregt. „Beantworten Sie mir eine Frage. Ja? Aber ohne allen Rückhalt!"

Sie nickte.

Er näherte sein Antlitz dem ihrigen und fragte leise: „Glauben Sie, daß wir Beide als Mann und Weib glücklich geworden wären? Glücklicher als Sie, in rein seelischer Hinsicht, es heute mit Rudolph Steinert sind?"

„Ja!" sagte sie schnell.

„Nein!" erwiederte er fest, ihre Rechte herabgleiten lassend.

Eine tiefe Röthe des Schmerzes und der Scham färbte ihre verwirrten Züge.

Er kniete vor ihr nieder und drückte sein Antlitz in ihr duftiges Gewand. Dann sprang er hastig auf. „Nein! Und noch einmal nein! Käthe Reinbold und Ralph Benda haben kein Anrecht auf Eheglück. So wahr ich vor Ihnen stehe, das Glück, das ich einzig gewähren kann, thut weh! Es ist mein Charakter, es ist mein Schicksal. Ich bin nicht hingebend genug veranlagt. Meine Liebe ist eine Art Richtspruch, noch kritisch in ihrem Höhepunkt. Sie haben es erfahren. Und wenn ein Moment kommen könnte, wo ich aufhörte, zu denken, so würde der Gegenstand meiner Liebe als willenloses Opfer mir —"

Er brach ab. Seine Züge waren noch bleicher geworden. Seine Lippen zuckten.

Käthe schwindelte es. Es flimmerte ihr vor den Augen. Eine neue geheimnißvolle Welt that sich vor ihr auf und zog sie mit dämonischer Gewalt an. Was Benda auch sagen mochte, sie davon abzuschrecken, jedes seiner Worte diente nur dazu, ihre Leidenschaft für ihn höher zu entfachen.

Sie streckte die Hand nach einer Stütze aus. Der Baron trat neben sie, ohne sie zu berühren.

„Die leichtherzige Gewissenlosigkeit ist mir mit den Jahren und ihren Erfahrungen abhanden gekommen. Ich habe sie ganz verloren, seit ich zum ersten Male eine fast unstillbare Leidenschaft empfand."

Sie zuckte zusammen.

„Zu meinem eigenen Erstaunen," fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, deren Zittern den Grad seiner inneren Erregung trotzdem verrieth, „konnte ich das nagende Gefühl damals nicht, wie ich hoffte, entfernen. Es jagte mich davon und von Neuem in den Strudel des Lebens hinein, von Sandbank zu Sandbank, bis" — er lachte

spöttisch auf — „bis ich an dem spießbürgerlichen Interesse für Papierfabrikation strandete. — Käthe," rief er plötzlich spöttisch, „Sie haben mich herzlich schnell vergessen! Hätte ich Sie glücklich wieder getroffen, es würde mir Spaß gemacht haben, Sie dieses Vergessen fühlen zu lassen. So aber wünschte ich, Sie verachteten den schlechten egoistischen Freund, wie er es verdient. Ach ja, Sie verachten mich ja auch, das Andere ist ja Alles Täuschung!"

„Glauben Sie das wirklich?"

„Ja, das glaube ich wirklich. Wir behandeln heute nur ein altes Thema mit einer neuen Variation. Wir wollen einmal ganz folgerichtig denken und nebenbei etwas Philosophie anwenden," fuhr er fort, ihre Hände küssend, „so werden wir bald klar sehen. Wollen wir?"

Sie entzog ihm ihre Hände nicht. Vielmehr schmiegte sie ihre schlanken Finger fest in seine Umschlingung.

„Ja?" fragte er, tief in ihre Augen schauend. „Wollen wir? — Gut! Aber wir sprechen die lautere Wahrheit! — Also, damals liebte ich Käthe v. Reinbold mit ungestümer Leidenschaft, sie aber liebte mich nicht. Sie wich oder folgte den Verhältnissen, wenn sie mir den Glauben an eine Gegenneigung nahe legte. Ist's nicht so?"

Sie konnte es nicht hindern, daß heiße Thränen aus ihren Augen drangen. „Und doch wäre ich glücklich gewesen!"

„Das ist eine irrige Voraussetzung," sagte er. „Davon später. Der jetzige Fall liegt genau so. Sie sind abermals ein Opfer widriger Verhältnisse geworden und sehen in mir abermals den Erretter. Ich liebe Sie. Sie nicht mich. Mehr, als ich Ihnen begreiflich machen kann, liebe ich Sie, aber doch noch immer nicht genug, um Sie an mein Schicksal ketten zu wollen. Denn wer ist mir Bürge und Ihnen, daß diese Gluth anhalten wird anhalten

kann? Es ist ja unmöglich. Alles spricht dagegen. Die Liebe ist die elendeste Täuscherin, glauben Sie mir. Es geht damit wie mit dem Feengolde, das sich unangenehm in der Hand verwandelt. Ja, je maßloser ich mich nach Ihrem Besitze sehne, desto vollständiger wird die Ernüchterung sein. Ich kenne mich ja. Ich weiß es vorher. Und vor dem Schicksal meiner ungeliebten, unbegehrten Frau, davor will ich Sie bewahren — aus Liebe."

„Und an das, was mein Herz bewegt, glauben Sie nicht?" fragte Käthe mit flammenden Wangen.

„Nein!" sagte er, ihre Hand freigebend. „Nein! Was ich fühle, weiß ich genau und auch weshalb. Bei Ihnen herrscht Verwirrung, Unkenntniß. Sie haben einen vortrefflichen Mann. Ihre Abneigung beruht auf Vorurtheil. Nicht wahr, wir wollen ja aufrichtig sein? Wie könnte ich Ihnen sonst helfen!"

„Mir ist nicht zu helfen! Ich bin sein Weib nicht mehr und werde es nie wieder werden," flüsterte sie kaum verständlich.

„Haben Sie denn einen Begriff von dem, was Sie diesem Manne anthun?" fragte er, erschreckt in ihr erglühtes Antlitz schauend. „Sehen Sie, Sie fühlen nicht. Und mich, mich wollen Sie glauben machen, daß ich —" Er brach ab. „Kommen Sie — ich bitte Sie! Lassen Sie uns die menschlichen Draht- und Strohpuppen aufsuchen. Zu etwas ist ihre Nähe doch immer tauglich."

Sie schlug die Hände vor das Gesicht; heiße, schwere Tropfen drangen durch ihre Finger und sanken auf das rosige Gewand nieder. Sie fühlte, daß ihr Leben ohne diesen Mann ein hingequältes, wenn nicht unmögliches sein mußte.

Benda hatte bereits einen Seitenpfad eingeschlagen. Jetzt sah er zurück und schüttelte heftig das Haupt. „Ein Tugendheld bin ich nicht, aber vielleicht ein Narr."

Plötzlich wandte er sich und eilte wieder auf sie zu. „Ist es denn möglich? Lieben Sie mich wirklich? Nicht aus Nothbehelf — aus Einbildung — aus Verzweiflung? Auch nicht aus Eitelkeit? Mich, mich, um meinetwillen?"

Sie nickte mit süßem Lächeln.

Da flammte es wie ein Gluthstrahl über sein Antlitz. Er breitete die Arme aus. „Mein willst Du werden? Aber meine Liebe thut ja weh!" rief er fast zornig.

Einen Moment lag sie wie besinnungslos an seiner Brust. Dann raffte sie sich erschrocken auf.

Aber er hielt sie so fest umschlossen, daß sie keine Bewegung machen konnte.

„Willst Du, daß ich Dich küsse?" fragte er mit leidenschaftlichem Beben.

Sie schloß die Augen in weltvergessener Seligkeit, und er beugte sich über ihr ruhendes Antlitz und bedeckte es mit heißen Küssen. —

Stimmen drangen näher durch das Dickicht. Ralph v. Benda richtete sich auf. Eine merkwürdige Wandlung war in seinen Zügen vorgegangen. Sie erschienen wieder hart und finster.

„Kommen Sie," sagte er, und in der Bitte lag etwas Gebietendes. „Wir wollen diesen Schwätzern keine Gelegenheit zu Bemerkungen geben."

Sie nickte.

„Ihr Hut!" Er nahm ihn vom Boden auf. „Sie müssen ihn aufsetzen."

Käthe schlang die Bänder leicht ineinander. „Ist's gut so?"

Er nickte.

Bis an den Waldrand schritten sie stumm nebeneinander. Dort wandte er sich ihr jäh und mit vollster Innigkeit zu.

„Bist Du glücklich? Bist Du es in mir gewesen?"

„Selig war ich und glücklich bin ich!“ erwiederte sie fest.

„Ich glaube es,“ sagte er langsam mit träumerischem Nachdenken. „Willst Du mir die Lösung dieses Räthsels anvertrauen?“

Sie nickte.

Dann schritten sie vollends herab.

Rudolph Steinert war nicht sofort in seine Fabrik eingetreten, als der Wagen vom Hof herunterrollte. Unbemerkt im Schatten eines Thorflügels, die Hand über die Augen gedeckt, schaute er der leuchtenden Gestalt nach, deren weißer Federschmuck anmuthig im Winde spielte. Ein namenloser Schmerz krampfte noch immer sein Herz zusammen. Umsonst, daß er ihn mit den gewohnten Trostmitteln zu besänftigen versuchte — sie verfingen diesmal nicht. Steinert's angeborener scharfer Verstand, welcher nur einmal von der Leidenschaft hintergangen ward, fühlte eine Wandlung in Käthens Sinn, die er weder begreifen konnte, noch berichtigen.

Ohne zu wissen, was er fürchtete, athmete seine Brust immer beklommener. Der Gedanke sprang plötzlich wie ein feuriger Funke aus seinem Hirn: ob Käthe jetzt noch Willens sei, wie sie es so glühend gewünscht, mit ihm oder ihrer Mutter eine Reise anzutreten? Er hatte das unerklärliche, zugleich unsäglich bedrückende Gefühl, daß sie Nein sagen würde. Warum? Nun wünschte er die Zeit zurück, wo sie sich von ihm fortgesehnt, mit ihm gehadert und gegrollt hatte.

Steinert konnte die Lösung nicht finden. Sein Biedersinn, die strenge Moral, darin er großgezogen war, ließen ihn eine unerlaubte Neigung seines eigenen Weibes nicht für möglich halten.

Er ging zuletzt geistig erschöpft an die Arbeit. Der Tag war draußen schon heiß, um wie viel mehr waren

es die Räume der Fabrik. Es wurden Papierballen im Flur aufgeladen. Dabei drang ein kalter Luftzug aus den unteren Gewölben. Steinert fühlte sein Wehen mit Behagen über die feuchten Glieder hinstreichen. Er kühlte anscheinend den heißeren Brand in seiner Brust.

„Herr Steinert, wollen Sie nicht lieber hier fortgehen?“ fragte zuletzt ein alter Auflader, welcher die ungewohnte Theilnahmlosigkeit seines sonst so regsamen Chefs erstaunt betrachtete. „Sie sind erhitzt, hier zieht's stark.“

Rudolph Steinert fuhr auf. Er hatte vergessen, wo er war. Im Geiste sah er Käthens Gestalt in dem rosigen Gewande vor sich stehen, aber nicht verächtlich sich abwendend, wie vorhin am Wagenschlag, sondern mit niedergeschlagenen Blicken, wie sie damals am Fenster hinter dem blühenden Nelkenstrauch seine hingestammelte Werbung entgegengenommen.

Es war ihm, als habe er die ganze kurze Zeit seines Glückes im Fluge noch einmal durchlebt, als die Bemerkung des alten Mannes an sein Ohr schallte, und eine grenzenlose Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese jener ersten Liebe stieg mit unwiderstehlicher Gewalt in ihm auf.

Er nickte, wandte sich ab und schritt, dem inneren Drange folgend, die Stufen seines Hauses hinauf, immer weiter, bis er in Käthens Schlafzimmer stand. Das Mädchen hatte noch nicht Ordnung geschaffen. Ueber dem Sessel lag das blaue Morgenkleid, daneben der weiße Frisirmantel.

Steinert betrachtete diese Dinge wie fremde Erscheinungen. So lange, so starr hafteten seine Blicke daran. Was sollte dieser zuckende Herzschlag? Was dieser nagende Kummer? Er selber hatte sich und sein gutes Recht aus diesem Raume verbannt, weil das Ehrgefühl in ihm immer stärker gewesen war, als jedes andere Gefühl.

Er legte Kleid und Frisirmantel sorgfältig auf die

Lehne des Sessels und setzte sich dann hinein. Vor dem Sessel stand ein Luxusschränkchen mit einem kleinen Schreibpulte versehen. Der Schlüssel steckte. Die eine Schublade war herausgezogen.

Gedankenverloren öffnete Steinert sie völlig. Lose Blätter, Briefe, Rechnungen und etliche abgeschriebene Gedichte lagen darin.

Er wühlte flüchtig darin umher. Auf dem Grunde lag ein goldgepreßtes Buch. Er nahm es auf und schlug den Deckel zurück. „Tagebuch von Katharina v. Reinbold."

Seine ehrliche Seele dachte an keinen Vertrauensbruch, noch weniger an eine unrühmliche Spionage, als er die Seiten langsam zwischen den Fingern hingleiten ließ. Er dachte nur an die schöne Schreiberin, welche ihn so übermächtig beglückt und nun so elend gemacht.

Plötzlich glitt eine heftige Bewegung wie ein Strahl über seine Züge. Er hatte den Namen Ralph v. Benda gelesen.

„Blaubuch, den 20. Mai. Nach Mitternacht. Herrlicher Nachmittag und Abend. Die halbe Umgegend in unserem Hause versammelt. Grethe fade wie immer mit ihrem Mondscheinliede. Papa bezauberte alle Damen, seine eigene Gattin aber am meisten. Ich spielte dem Baron v. Benda die Champagnerpolka leidlich nach. Er war ersichtlich bezaubert. Es ist kein Zweifel mehr, gottlob! Er sagte mir bei Tische auf meine Frage, was ihn plötzlich verstummen lasse in der allgemeinen Fröhlichkeit, es sei ein Etwas, welches Heine sehr treffend beschrieben habe. Als ich ihn fragend ansah, nahm er eine Pfirsich, theilte sie und bot mir eine Hälfte an. ‚Sie wissen, daß, wer einmal von den Früchten der Unterwelt gegessen hat, nicht mehr zu den Seinen zurückkehren kann.' Indem ich die halbe Pfirsich auf meinen Teller legen wollte, hob Mama sehr zur Unzeit die Tafel auf. Beim Abschied gab

er mir die Seite in Heine's Liederbuch an, wo das Gedicht stehen sollte, welches er anführte. Eben schlage ich es nach. Der Vers heißt:

'Die Engel nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel nennen es Höllenleid,
Die Menschen nennen es Liebe.'

Ich mußte laut auflachen. Morgen bei der Fuchsjagd wird er sich sicher erklären. Waidmanns Heil!"

Hier brach das Tagebuch ab, um nie weiter fortgeführt zu werden. Nur auf einzelne Stellen der letzten Blätter waren Thränen niedergefallen.

Rudolph Steinert's ungekünstelte Natur empfand die erste Qual der Eifersucht mit elementarer Gewalt. Eine ungebändigte Wuth gegen den glücklichen Nebenbuhler erfaßte ihn zunächst, so daß er das Tagebuch mitten auseinanderriß und von sich schleuderte bis in den äußersten Winkel des Gemaches. Alsdann brach der Schmerz über Käthens herzlosen Verrath an seinem guten heiligen Glauben, über ihren Mißbrauch seines ehrlichen Namens und Vertrauens übermächtig hervor.

Er stützte die Arme auf die Seitenlehnen des Sessels, drückte das fiebernde Haupt in beide Hände und stöhnte laut. Diesem ersten Ausbruch folgte eine ungeheure Bitterkeit, die ihm bis in's Herz hinein weh that. Käthe hatte ihn ja eingestandenermaßen nur aus Zukunftssorgen zum Gatten gewählt, aus Durst nach Reichthum und Genuß; sie hatte sich nicht einmal die Mühe genommen, ihm Liebe zu heucheln. Er war ja glückselig genug gewesen, schon die bloße Duldung seiner Gefühle für Hingabe anzusehen. Sie war schonungslos offen gegen ihn gewesen in ihrer Verachtung seines Standes, seiner Herkunft, längst vor des Barons Erscheinen.

Wenn dasselbe Verabredung gewesen wäre!

Rudolph Steinert sprang auf. Die Faust ballend,

schlug er auf die Platte des zierlichen Schränkchens, daß Alles, was an Nippsachen darauf stand, zu Boden stürzte.

Darum die Wandlung! Die Zufriedenheit mit dem bisher verhaßten Geschick! Und er der Betrogene, Hintergangene!

Aber wie? War nicht Käthens Mutter die stete Begleiterin ihrer Tochter? Auch heute? Auch jetzt? Und sollte eine Mutter das eigene Kind —

Vom unteren Flur kamen Schritte herauf. Steinert raffte das zerrissene Tagebuch heftig vom Teppich auf und schleuderte es in den Schrank zurück, dessen Schlüssel er zu sich steckte. Dann stieß er die zerbrochenen Porzellanfiguren verächtlich mit dem Fuße von sich und verließ das Gemach, kurz bevor das Zimmermädchen eintrat.

— — — — — — — — — — — — —

Gegen elf Uhr rollte der Wagen wieder auf den Hof.

„Dein Mann arbeitet noch,“ sagte Frau Jutta, ein leises Gähnen sehr gewandt mit dem Sonnenschirm erstickend. „Ich sehe Licht hinter den Vorhängen seines Zimmers.“

Käthe antwortete nicht. Sie war nach der Unterredung mit Benda immer mehr verstummt. Zwischen Beiden war kein Wort mehr gewechselt worden. Die Haltung des Barons überschritt die Grenzen der kühlsten Höflichkeit nicht einen Moment. Darüber empfand das heftige, leidenschaftliche Herz der jungen Frau zuletzt eine so glühende Ungeduld, daß dieselbe sich bis zum körperlichen Schmerz steigerte.

Benda's Worte tönten ihr fort und fort durch die Seele: „Meine Liebe thut weh!“ Und jetzt begriff sie plötzlich seine Warnung. Schrecklich, wenn seine Liebe wich, wie er es voraussagte — und die ihre nicht! Wenn diese Liebe sie dann zwang, Leib und Seele nur inniger an ihn zu ketten, während seine Wünsche erstarben und

nie und durch nichts, am wenigsten durch Mitleid, wieder zu erwecken waren!

Käthens lebhafte Einbildungskraft ließ sie diese seelische Marter völlig durchleben. Diese Vorstellungen beschäftigten sie auch noch, als sie jetzt mit ihrer Mutter langsam das Haus betrat.

„Gute Nacht, Kind!“

Sie küßte ihrer Mutter Hand und Wange nach alter Gewohnheit, dann schritt sie die Treppe hinauf. Im Salon brannte eine Lampe.

Käthe warf dem Mädchen Umhang und Hut zu und hieß sie sich entfernen. Sie öffnete das Fenster. Draußen rauschten die Bäume. Das Wasser des Fabrikgrabens floß unheimlich laut hinter dem Gartenzaun vorüber. Es ward ihr zu Muthe, als habe Alles in der Natur eine Stimme erhalten, sie vor Ralph v. Benda's Liebe zu warnen, nach welcher sie sich doch bis zur Verzweiflung sehnte.

Die Thür ging heftig auf, und als Käthe sich umwandte, sah sie, daß ihr Gatte auf sie zukam. Er war so verwandelt im Aeußern, daß man ihn für berauscht hätte halten können. Sie wich angewidert vor ihm zurück.

Er griff nach ihrer Hand und preßte sie zwischen der seinen, daß sie einen lauten Schmerzensschrei ausstieß.

„Wo hast Du Deinen Liebsten?“ fragte er mit keuchendem Athem. „Hast Du ihn mitgebracht? In mein Haus?“

Sie starrte ihn entsetzt und schuldbewußt an. „Bist Du wahnsinnig?“ murmelte sie nach einer Pause kaum hörbar.

Seine Augen, roth unterlaufen von heißen Thränen und glühendem Zorn, hingen unverwandt an ihrem bleichen, schönen Antlitz. „Du liebst den Baron. Er hat Dich damals in Blaubuch sitzen lassen. Jetzt kann er es bequemer haben mit dem Weibe des rohen Arbeitersohnes, des Proletariers, des — Narren!“

„Du zerbrichst meine Hand!“ sagte sie nicht ohne Würde, obwohl sie vor Angst und Schmerz bebte.

„Deine Hand!“ lachte er auf. „Jenem zerbreche ich den Schädel! Du wirst ihn nicht wiedersehen! Du wirst jetzt lernen, was es heißt, einem Manne gehorchen. Ich werde Deinen Hochmuth beugen, Deinen Trotz brechen. Rudolph Steinert's Frau wirst Du sein. Das Fräulein v. Reinbold sollst Du vergessen, so wahr ich ehrlicher Leute Kind bin. Dein Vater war ein ritterlicher Taugenichts, und Deine Mutter, die Dir so schön Gelegenheit gibt, den einfältigen Papierfabrikanten zu betrügen, schicke ich morgen aus dem Hause.“

„So gehe ich mit ihr!“ rief sie mit einer Angst, welche von Bitterkeit und Haß geschärft wurde.

„Du bleibst hier! Ich werde fortan meine gesetzliche Gewalt gegen Dich zur Anwendung bringen!“ Er ließ ihre Hand fahren. Dann schlug er sich vor die Stirn. „Ich verwünsche den Augenblick, wo ich Dich, Heuchlerin, zuerst sah. Ich verwünsche meine Blindheit und Leidenschaft, die sich von Deinen Zwecken einfangen ließ!“

Der Athem schien ihm auszugehen, denn seine breite Brust arbeitete in krampfhafter Anstrengung, die Worte hervorzubringen. „Ich verfluche meine Narrheit, um Deinetwillen das beste Herz aufgegeben zu haben, meine treue Elsbeth!“

Er warf ihr den Schlüssel des Schränkchens vor die Füße, preßte seine Hand gegen die Schläfe und wandte sich ab.

Käthe hörte ihren Herzschlag laut durch die Stille des Zimmers, während sie ihm nachsah.

Jetzt schloß sich die Thür.

Ueberwältigt sank sie auf ihre Kniee nieder und verbarg ihr Haupt zwischen den Händen. Die Demüthigung, die Schmach drückten sie zu Boden. Aber die Angst, die wachsende Angst um die Zukunft riß sie wieder empor.

Wer konnte ihr in dieser Qual beistehen? Nur Einer, und diesen Einen liebte sie. Ihm drohte Gefahr von einem Unzurechnungsfähigen. Und keine Rettung für ihre Mutter! Keine für sich selber! Wenn dieser Rasende es wagte, Hand an sie zu legen! —

Die Bäume flüsterten gespenstisch durch die zerbrochenen Scheiben hinein. Das Wasser rauschte dumpf gurgelnd. Da kam die Verzweiflung mit erstickender Gewalt über sie und eine namenlose Sehnsucht nach dem Manne ihrer leidenschaftlichen Liebe.

Sie wußte nicht, was sie that, als sie das Zimmer verließ, sie gab sich auch keine Rechenschaft von dem, was sie thun wollte, als sie durch den mondbestrahlten Garten der kleinen Nebenpforte zueilte. Schon hatte sie diese hinter sich, schon befand sie sich mitten auf dem wohlbekannten Wege, der zu des Barons Wohnung führte. Jetzt sah sie einen weißen Giebel, von wildem Wein traulich umrankt, im Dämmerlicht schimmern — und jetzt stand sie im dunklen Rahmen der Hausthür. Einen Moment nur, dann verschwand ihre Gestalt im Flur.

Der Baron saß am Tisch und schrieb. Sein großer Koffer stand fertig gepackt inmitten der Stube.

Die Feder entsank seiner Hand. Er sprang auf, als ihm die Heißersehnte halb bewußtlos in die Arme sank. „Um Alles in der Welt, was ist geschehen?“ rief er erschreckt. „Was suchst Du jetzt bei mir?“

Sie drückte sich schaudernd an ihn. „Er weiß —“ Und halb flüsternd, halb schluchzend, kaum verständlich, wiederholte sie ihres Gatten Worte.

Plötzlich raffte sie sich wie elektrisirt auf. „Du willst fort! Leugne nicht! Ich sehe es, Du willst mich heimlich verlassen. Ja, Du bist erbarmungslos!“

Er trat zurück. „Du hast Recht! Lies!“ Er nahm den soeben beendeten Brief vom Tische und reichte ihn ihr hin.

Sie las ihren Namen und darnach ein paar Worte. Aufschreiend ließ sie das Papier sinken.

„Heimlich ja, feige nicht!" sagte er mit seltsamem Lächeln. „Wir durften uns nie wiedersehen."

„Und jetzt?"

„Jetzt hast Du mir zunächst die Aufgabe gestellt, Deinen Gatten zu tödten!" sagte er, die Lippen zusammenpressend.

„Sprich nicht davon!" rief sie zurückbebend. „Ist es denn möglich, daß ein Mensch so elend werden kann, wie ich es bin!"

„Ja, Du würdest mich fürchten," sagte er, sich finster abwendend. „Ich weiß es. Und nach der Furcht kommt der Abscheu. — O Käthe, süßes, über alle Maßen geliebtes Weib, wie soll ich uns helfen? Nimm mein Vermögen!" rief er plötzlich. „Ich vermache es Dir. So bist Du reich, bist unabhängig. Mich vergiß!"

„Ich verachte Deinen Reichthum!" sagte sie, ihr schönes Haupt stolz erhebend. „Ich würde Dich lieben, und wenn Du bettelarm wärest!"

Er sah sie mit heißem Verlangen an. Es kämpfte und rang in ihm mit ungestümer Macht. „Glaube dieser Stunde nicht," flüsterte er endlich, die Hände der geliebten Frau an seine Brust drückend, während seine Augen sich tief in die ihrigen senkten. „Glaube diesen Aufwallungen nicht. Sie lügen. Jetzt, ja, jetzt glaube ich selbst, daß Du mich liebst und immer lieben wirst. Aber die innere Angst warnt mich vor mir selber. Ja, ich kann Dich glücklich machen. Ich weiß, daß ich es kann. Aber ich weiß auch, daß diese Gluth erlöschen wird, erlöschen muß. Und dann wirst Du an meiner Seite elender sein, zehnfach elender, als an Rudolph Steinert's Seite."

Er hatte sich diese Worte mühsam abgerungen.

„Ich bin kein elender Verführer mehr," sagte er noch

leiser, „die Zeiten sind vorüber. Ehe ich Dich so gedemüthigt sähe, um meine Liebe einst vergebens zu flehen — ach, Du weißt nicht, welch' ein erbarmungsloser Geist mich beseelt!"

„Eher stürbe ich," sagte sie, ihn fest ansehend. „Warum nicht zusammen?"

„Ist das Dein Ernst? Und wenn — warum nicht jetzt?" sagte er wie im Traume. „Jetzt, ehe der Quell der hohen Gefühle versiegt, ehe dem Glück der Liebe die Ernüchterung, die Abneigung, der Haß gefolgt ist!"

Sie stieß einen Ruf des Schreckens aus, indem sie sich an seine Brust warf, die Arme fest um seinen Hals schlingend.

„Wenn wir uns ewig so lieben wollen, so müssen wir die Zukunft fliehen. Hast Du Muth und Liebe genug, mich zu begleiten?"

Seine Blicke hatten einen dämonisch-bezaubernden Ausdruck angenommen. Ihrer Sinne nicht mächtig nickte sie ihm ein „Ja" zu.

„O, Käthe, süßes Weib," stammelte er, ihren Mund mit Küssen bedeckend, „an der Schwelle der Vernichtung ist das Leben am schönsten! Was thun wir Schlimmes, als daß ich Dir den letzten Beweis meiner Liebe gebe, und Du ihn duldest? Glücklich leben können wir nicht, so laß uns glücklich sterben!"

13.

In einem kleinen Wäldchen fand man in der Frühe des kommenden Tages die Leichen des Barons v. Benda neben der Käthens. Die geübte Hand des Barons hatte die Geliebte so sicher in's Herz getroffen, daß der Tod den lächelnden Ausdruck der Züge in nichts geändert hatte. Dann hatte er sich selbst den Tod gegeben, der ebenfalls

sofort eingetreten sein mußte. So hatte sich das Schicksal Beider erfüllt. —

Starr, mit fest zusammengepreßten Lippen, blickte Rudolph Steinert in das blasse, stille Antlitz, welches er kurz zuvor noch in Zorn und Furcht hatte aufflammen sehen. In ihm war alle Gefühlsthätigkeit erstorben, und das Blut, welches seine Adern mit immer heißerer Gluth durchflog und in seinen Schläfen mit steigender Gewalt hämmerte und pochte, hinderte auch die freie Denkthätigkeit seines Gehirns.

Einem unabweisbaren Drange folgend wankte er in Käthens Schlafzimmer, öffnete die Schublade, worin das Tagebuch sich befand, riß es hervor und eilte damit an die Bahre seines Weibes. Es war sein letzter Gang. Kaum hatten die zitternden Hände diesen verderblichen Zeugen in der Falte des Sterbekleides verborgen, als ihm die Kräfte plötzlich versagten. Rudolph Steinert brach neben dem Sarge der einst so Heißgeliebten bewußtlos zusammen.

Und gebrochen, betäubt von dem Verlust ihres blühenden Kindes, vernichtet von zu später Erkenntniß, ließ auch Frau Jutta v. Reinbold in ihrem verhängten Zimmer die Stunden in völliger Apathie an sich vorüberziehen. Jede Nahrung verschmähend und jeden Trost von sich weisend, ohne Verlangen, ihren Schwiegersohn um Aufklärung anzugehen, ohne Interesse für sein Dasein überhaupt — lag sie auf dem Divan, ein weißseidenes Tuch, welches Käthe sich in ihrem Zimmer häufig umgeschlungen, um den Kopf gehüllt.

Einer verständigen Dienerin gelang es endlich, die Adresse der Generalin Liebermann ausfindig zu machen und ein Telegramm an Grethe v. Reinbold nach Ostende abgehen zu lassen.

— — — — — — — — — — — —

Während die Leiche des Barons von zwei entfernten Verwandten und fröhlichen Erben seiner reichen Hinterlassenschaft nach dem Stammgute der Familie geschafft wurde, trug man Käthens sterbliche Reste in den Morgenstunden des dritten Tages nach dem nächstgelegenen Friedhofe. Fremde geleiteten sie dorthin. Mutter und Gatte wußten nichts davon.

Am Abend desselben Tages fuhr ein Wagen in rasender Eile die Landstraße hinab nach der Papierfabrik Rudolph Steinert's. Er hielt vor dem Wohnhause. Der Schlag öffnete sich, und eine schwarz gekleidete Dame stieg aus.

„Wo ist meine Mutter?" fragte sie mit zitternder Stimme. „Ich bin Margarethe v. Reinbold."

Das Hausmädchen und die Kammerjungfer führten sie hinauf.

„Gott sei Dank, daß sie da ist!" flüsterten die geängstigten Mädchen. „Und sie sieht wie ein Engel aus. — Hier, gnädiges Fräulein, durch diese Vorderstube in die Schlafstube."

Grethens Herz schlug zum Zerspringen. Welch' ein Wiedersehen! Sie mußte sich flüchtig umschauen, ob es wirklich Wahrheit war, daß sie in dem fremden Hause ihres unbekannten Schwagers sich befand und nicht mehr in der kleinen Ostender Villa am Nordseestrande, in demselben Hause, wo ihre unglückliche Schwester als Herrin geschaltet hatte.

Ein tiefes Weh, ein Schauer des innigsten Erbarmens, durchglitt ihren Körper, als sie die Zimmer ihrer Mutter betrat. Es war ihr zu Muthe, als sei jener schreckliche Tag in Blaubuch wiedergekehrt, wo sie auch ganz allein die Last der Sorgen und Schmerzen mit klarem Bewußtsein hatte tragen müssen.

Leise schob sie den Vorhang auseinander, der in das Schlafzimmer führte.

„Mutter!"

Frau v. Reinbold befand sich in einem schlummerähnlichen Zustand. Sie hörte die sanfte Stimme nicht.

„Mutter, ich bin da — Grethe!" Dabei beugte sie sich nieder und küßte unter hervorquellenden Thränen die Hände der Regungslosen.

Erschreckt aus ihrer Betäubung erwachend, fuhr Frau Jutta in die Höhe. Sie, die über ihren namenlosen Schmerz diese Tochter vergessen hatte, empfand bei deren unvermutheten Anblick die erste Gefühlsregung seit jener Schreckenskunde. Es war, als riefe deren süße Stimme das Leben wieder in ihr wach. Und die warme Quelle, welche bis dahin am reichsten für das verstorbene Kind geströmt, ergoß jetzt ihre ganze Fülle über diese zweite treue und liebevolle Tochter. Sich aufrichtend, in Grethens Augen schauend, sie dann umklammernd und ihr Antlitz an Grethens Brust drückend, fühlte Frau v. Reinbold den lähmenden Bann sich lösen. Laute Seufzer drangen aus ihrer Brust hervor, dann ein gewaltsames Stöhnen und endlich eine Fluthwelle heißer Zähren, welche sich mit Grethens Thränen mischten.

„Und Rudolph Steinert?" fragte Grethe tieferschüttert, als sie die Kunde dessen vernommen, was sich zugetragen hatte.

„Ich weiß nichts von ihm und kann nichts von ihm hören," flüsterte Frau v. Reinbold. „Wie seine Person mit Käthens jähem Entschlusse zusammenhängt, weiß ich nicht und will es nie ergründen. Etwas muß zwischen ihnen geschehen sein, aber es mag ewig Geheimniß bleiben wie das Band, welches Deine arme Schwester und Ralph v. Benda vereinte. So wahr ich noch lebe, bei dem Andenken Deines geliebten Vaters, ich schwöre es: unglücklich war mein armes Kind, aber nicht schlecht; verzweifelt, aber nicht leichtsinnig! Wäre sie leichtsinnig gewesen, so lebte sie noch!"

Grethe fühlte die Wahrheit dieser Behauptung. Aber es schnitt ihr tief in's Herz, daß der, welchen Käthens Tod am meisten verletzt und gekränkt, so gar keine Beachtung und keine Theilnahme erfahren sollte.

Als ihre Mutter den ersten Schlaf wiedergefunden hatte, ging Grethe hinauf in das Gemach, wo der Kranke lag. Am Fußende des Lagers wachte eine Pflegerin. Sie erhob sich nicht, als das junge Mädchen eintrat, sondern blickte auf die Uhr. Mitternacht war vorüber.

Grethe trat mit Beklommenheit an des Mannes Seite, der seine thörichte Liebe so schwer, vielleicht mit seinem Leben bezahlte, und schaute gedankenvoll in sein Antlitz.

Es dünkte ihr sehr sympathisch. Unwillkürlich legte sie, gleichsam abbittend, ihre weiße Hand auf seine geballte Rechte.

Er regte sich und wandte unruhig das Haupt. Seine Lippen bewegten sich. Er athmete schwer und murmelte einige abgerissene Worte.

„Er phantasirt," sagte die Wärterin gleichmüthig.

Grethe stand mit gefalteten Händen über ihn geneigt. Dann wandte sie sich ab und verließ das Zimmer.

Die nächsten Tage vergingen. Der Zustand Frau v. Reinbold's besserte sich zusehends, der Rudolph Steinert's verschlimmerte sich. Grethe unterstützte die Wärterin in der Pflege, soweit die Hilfsbedürftigkeit ihrer Mutter dies zuließ.

Endlich langte ein Schreiben von der Generalin an. Dasselbe kam bereits aus Berlin und lautete:

„Meine liebe Grethe!

Wenn Sie diesen Brief erhalten, ist Ihr Urlaub zur größeren Hälfte verstrichen, und ich bin, wie Sie wissen, eine entschiedene Gegnerin aller Gesuche um Nachurlaub. Halten Sie also die Zeit pünktlich ein, mir ist bange nach Ihnen."

Grethe beugte sich auf das Papier und küßte diese Worte.

„Was Ihr Schicksal betrifft, so habe ich nach besten Kräften darüber nachgedacht und, wie ich glaube, das Richtige gefunden. Gründe behalte ich für mich. Es sind Geheimnisse, in die ich Sie gelegentlich Einsicht nehmen lassen werde. Vorläufig dies: Sie bleiben bei mir. Ihrer Frau Mutter werden Sie mit Ihrem Gehalte einen Hausstand in Berlin gründen. Damit dieselbe nicht allein lebt, habe ich eine vortreffliche Bekannte früherer Tage, die gleichfalls allein steht, veranlaßt, mit ihr gemeinsam Haus zu halten. Das Auskommen ist also gesichert, und die Wohnung bereits gemiethet. Fräulein Adelheid Sperber trifft in acht Tagen ein.

Halten Sie Ihrer Mutter Vortrag über diese Sache und dann kommen Sie gesund zurück zu Ihrer alten Freundin Valeska Liebermann."

Grethe las diesen Brief mit steigender Erregung. Wie deutlich wurde ihr bei jedem Wort die herzliche Theilnahme der Generalin und deren wohlthätige Absicht, sowohl sie selbst, als ihre widerstandslose Mutter vor einem Versinken in nutzlose Grübeleien und Klagen zu bewahren und bei frischer Thätigkeit zu erhalten.

Die Hauptabsicht der Generalin erfaßte ihre Kindesliebe aber doch nicht: das ihr theuer gewordene Mädchen vor einem neuen Mißbrauch der mütterlichen Rechte zu schützen und die unthätige energielose Frau, welche ihr höchst unsympathisch war, durch den Umgang mit einem thatkräftigen weiblichen Wesen besser zu erziehen, soweit dies bei vierzig Jahren noch möglich war.

Grethe setzte nun nach und nach in schonendster Weise ihre Mutter von der abermaligen Wendung ihres Geschickes in Kenntniß und stieß dabei um so weniger auf Widerstand, als Frau Jutta einmal daran gewöhnt war,

Andere für sich handeln zu lassen, und sie auch das Haus ihres Schwiegersohnes so bald als möglich zu verlassen wünschte. Das Wenige, was sie an Möbeln mitgebracht hatte, ward aufgeladen und nach Berlin gesandt. —

Inzwischen schwebte Steinert in Lebensgefahr. Sein kräftiger Körper, bisher von Krankheit verschont, kämpfte mit zäher Energie und Ausdauer gegen den Zerstörer an, welcher seine Kreise immer enger und enger um das Lager des Ringenden zog. Grethe wachte viele Stunden bei ihm, aber die Zeit ihrer Abreise nahte unwiderruflich, dazu drängte ihre Mutter sie, soviel es anging, aus der Nähe des Mannes fort, den sie haßte und fürchtete.

„Aber wir können den Unglücklichen doch hier nicht ganz allein genesen oder sterben lassen!" sagte Grethe, von diesem lieblosen Gedanken erschüttert. „Ich kenne ihn gar nicht und weiß nichts von seiner Schuld oder Unschuld an Käthens schrecklichem Ende, aber das hat mein Herz herausgefühlt bei seinem Anblick und aus seinen Phantasien, daß er um der Verstorbenen willen gelitten hat, was ein Mensch leiden kann für seine Liebe. — Hat er gar keine Verwandten, Mutter? Du mußt das doch wissen!"

„Nein," sagte Frau Jutta gleichmüthig. Dann besann sie sich. „Doch, ich erinnere mich. Da war eine Hüttenmeisterin — wie hieß sie doch? — Mützler mit ihrer Tochter, ganz bescheidene, gute Leute!"

„In Erfurt war das?" fragte Grethe zum Tisch schreitend und einen Briefbogen bereit legend. „Gut! Es wird gehen, denke ich."

Sie schrieb ein paar Zeilen nieder und sandte den Brief ab. Nach drei Tagen kam die Antwort.

„Im Auftrag meiner Mutter theile ich Ihnen dankend mit, daß wir unverzüglich zur Pflege unseres Verwandten eintreffen werden. Elsbeth Mützler."

Grethens Herz fühlte sich von einer schweren Last befreit, als am nächstfolgenden Tage der Wagen in den Hof rollte und zwei Frauengestalten demselben entstiegen. Grethe empfing sie, da Frau Jutta ein solches Wiedersehen nicht ertragen zu können vorgab. Und wie mächtig auch die Bitterkeit in Beider Herzen aufstrebte, ein Blick in Grethens liebreizendes, betrübtes Antlitz, ein Ton ihrer weichen Stimme entwaffnete allen Groll und verwandelte ihn in Wehmuth.

Kurz darauf fuhr der Wagen mit Frau Jutta und Grethe nach der Bahnstation.

In Berlin angekommen, fanden sie auf dem Centralbahnhof den alten Diener der Generalin zu ihrem Empfange bereit.

Das Haus in der Lindenstraße war bald erreicht.

Die fremden Gäste betraten den Eingang. Droben ward eine Thür geöffnet. Eine unbekannte kleine Frau mit lebhaften Augen und glatten dunklen Haaren trat den Ankommenden rasch und freundlich entgegen.

„Ich bin Adelheid Sperber! — Willkommen!"

Grethe reichte ihr herzlich die Hand. „Die Mutter ist sehr angegriffen," setzte sie hinzu.

„Wie wäre es anders möglich? Kommen Sie nur herein!"

Grethe führte ihre Mutter in das gemeinschaftliche Wohnzimmer. Aber auf dessen Schwelle blieb sie überrascht stehen. Eine heiße Röthe überflog ihr Antlitz. Sie ließ den Arm ihrer Mutter fahren und stürzte einer hochgewachsenen Frau entgegen, deren Arme sich nach ihr ausbreiteten.

„Excellenz!"

„Meine gute Grethe!"

Einige Sekunden lag sie fest, wie träumend, an der Brust der Generalin, dann richtete sie sich hastig auf und ergriff Frau Jutta's Hand.

„Dies ist meine Mutter, Excellenz!"

Die Generalin, mit Recht sehr voreingenommen gegen Frau v. Reinbold, blickte prüfend in das immer noch hübsche, leidende Antlitz, welches, eingeschüchtert von der imponirenden Erscheinung, sich zu Boden senkte.

„Viel verschuldet, aber auch viel gelitten!" sagte eine innere Stimme in dem Herzen der Generalin, und alsbald überzeugt, daß moralische Schwäche die Triebfeder aller Verkehrtheiten in Frau Jutta's Handlungsweise gewesen sei, nicht böser Wille, reichte sie ihr theilnehmend die Hand.

„Der Himmel nahm Ihnen Vieles, aber er ließ Ihnen auch viel zurück, dieses gute Kind hier."

Frau v. Reinbold lehnte sich an Grethens Brust und weinte laut.

Grethe führte sie zum Sopha. Excellenz Liebermann setzte sich daneben, während Fräulein Sperber ihr Hut und Mantel abnahm und die Stirn mit kölnischem Wasser wusch.

Die Generalin erkundigte sich hierauf nach allen Einzelheiten der Reise in einer Weise, welche Frau Jutta's Höflichkeit zwang, eingehend zu antworten. Hiernach verwickelte sie Frau v. Reinbold in eine Unterhaltung mit ihrem „alten Sperberchen", nach welcher Beide den Vorschlag der Generalin annahmen, fortan zusammen zu hausen. Endlich winkte die Generalin Grethe zu sich heran.

„Ich möchte Sie jetzt bitten, liebe Grethe, sich von Ihrer Mutter zu verabschieden und daheim auch etwas für meine Bequemlichkeit zu sorgen. Ich selbst gedenke noch ein Viertelstündchen hier zu bleiben."

Grethe verstand die wohlthätige Absicht, ihrer Mutter die Trennung zu erleichtern, und sprang auf. „Gewiß!" Sie umarmte ihre Mutter. „Lebe wohl für jetzt, meine geliebte Mutter! Wir sehen uns bald wieder!"

Frau Jutta wollte auffahren und in Klagen ausbrechen, aber die feste Stimme der alten Excellenz tönte so unweigerlich dazwischen, daß sie die umklammerten Hände ihrer Tochter freigab.

— — — — — — — — — — — —

In den nächsten Tagen lief ein herzlich abgefaßtes Beileidsschreiben des Grafen Haunstein an Frau Jutta v. Reinbold ein, von Elsbeth Mützler nach Berlin nachgesandt. Zugleich erhielt auch Grethe einen Brief des Grafen, worin derselbe mit warmen Worten betonte, daß nur die traurigen Ereignisse der neuesten Zeit ihn davon abhielten, seinem Herzen zu folgen, wie er es beabsichtigt habe, daß er aber seinen Besuch bei der Generalin für das kommende Frühjahr bestimmt ansage.

Dieses Schreiben übergab das junge Mädchen festen Blickes der alten Excellenz.

„Nun?" fragte die Generalin, als sie es beifällig nickend gelesen.

Grethe schüttelte das Haupt.

„Keine Frau Gräfin?"

Sie verneinte abermals.

Plötzlich nahm die alte Excellenz Grethens blonden Kopf in ihre Hände, blickte ihr forschend in die blauen Augen und flüsterte beinahe zärtlich: „Trägst Du denn einen Anderen so treu im Herzen?"

„Ich weiß wirklich nicht —" stammelte Grethe über und über erglühend.

„Möchtest Du darüber denn ein altes Sperberchen werden? Der ist es gerade so gegangen. Weil ein thörichter Süßholzraspler sie nicht begehrte, hat sie ein halbes Dutzend Körbe ausgetheilt, bis sie keinen mehr auszutheilen hatte."

„Er ist kein Süßholzraspler!" fuhr es Grethe unwillkürlich über die Lippen.

„Nun also," sagte die Generalin, sie freigebend, „jetzt weiß ich doch, daß Du Dir über die Person des Betreffenden vollständig klar bist und über ihn nachdenkst."

„O, Excellenz —!"

„O, Fräulein Grethe! Haben Sie die Güte, mir das kleine Wirthschaftsbuch zu bringen, und sagen Sie der Köchin, sie solle ein gutes Stück von unserer Torte abschneiden und einwickeln für Ihre Mutter und Sperberchen." —

Als Grethe am Nachmittag das kleine Packet selbst in die Lindenstraße trug, nahm Frau Jutta Gelegenheit, das Gespräch auf Botho v. Haunstein zu bringen. Es war ein herrlicher Gedanke für sie, durch eine glänzende ebenbürtige Heirath ihrer zweiten Tochter mit einem Schlage aus den neuen zwängenden Verhältnissen, welche ihre Bequemlichkeit und Gedankenträgheit überall drückten, in die alte gewohnte Sphäre zurückzukehren.

Aber wie erstaunte und erschrak sie, als Grethe diesen schönen Traum mit der Erklärung zerstörte, daß sie die Werbung des Grafen schon in Nizza zurückgewiesen habe und nur dringend wünschen könne, daß er sich einer zweiten Enttäuschung nicht aussetze.

Frau Jutta brach in bewegliche Klagen aus. „O, sähe es Dein schöner, ritterlicher Vater, wie es mir ergeht!" rief sie, die Hände zusammenschlagend. „Heirathe den Grafen, Kind! Käthe kann es nun ja gleich sein. Denke an Deine Mutter, Grethe!"

Grethe wurde plötzlich sehr ernst. Sie nahm Frau Jutta's Hand und drückte sie an ihre Brust. „Mutter, wenn ich Haunstein's Frau würde, was thäte ich anders, als meine unglückliche Schwester gethan hat? Nein, nein! Und wenn ich Dir jedes andere Opfer mit Freuden bringe, dieses eine nicht. Mutter, liebe Mutter, ich kann mich nicht verkaufen um Geld oder einen klingenden Namen.

Ich würde so sterbenselend, ach, vielleicht noch elender werden, als unsere arme Käthe es war!" —

Frau v. Reinbold schmollte. Sie schmollte Tage und Wochen. Aber Grethe änderte ihren Entschluß nicht.

Am Neujahrsmorgen rief die Generalin Grethe an ihre Seite und zeigte ihr einen soeben erhaltenen Brief.

„Mein liebes Kind, hier haben wir unsern diesjährigen Frühlingsaufenthalt, der sich noch weiter ausdehnen mag! Meine Base schreibt von ihrem Landsitz in Niederschlesien. Lesen Sie laut!"

„Liebe Valeska, nebst herzlichen Wünschen zum Jahreswechsel die dringende Bitte, uns so bald als möglich mit Deinem Besuche zu erfreuen. Selbstverständlich ist Dein Gesellschaftsfräulein uns nicht minder willkommen. Sie wird sich hier ganz gut unterhalten. Zwei junge Volontäre lernen bei Ditzlaff, unserem alten Inspektor, die Landwirthschaft. Unsere Bella, die bis jetzt in Seeburg in Pension war, wird auch zum Mai zurückkehren und eine Freundin mitbringen. Da mögen sich die jungen Leute unterhalten. Für uns Alte wird auch gesorgt werden. Auf ein gesundes Wiedersehen! Deine Alma."

Bei dem Namen Seeburg wechselte Grethe flüchtig die Farbe. Ach, ihre Gedanken brauchten die Vorkommnisse jener beiden Februartage nur zu streifen, um ihr Herz schmerzhaft pochen zu machen!

14.

Das Gut des Freiherrn v. Dechend lag in dem fruchtbarsten Theile Niederschlesiens. Das schloßähnliche Wohngebäude war von den herrlichsten Terrassen umgeben. Sie führten in einen sorgfältig gepflegten Garten hinab, welcher wiederum durch immer dichter stehende Baumgruppen mit dem lang hingedehnten Park zusammenhing.

Mitten in diesem Park lag ein schöner, klarer See, der mit seiner schilfgrünen Umfassung wie ein Juwel aus dem dunklen Tannengrün hervorschimmerte. Eine wimpelgeschmückte Gondel schaukelte zwischen den schwankenden Binsen und zeigte an, daß Wasserfahrten zu den Lieblingsvergnügungen der Schloßbewohner gehörten.

Die Maisonne strahlte schon warm über die Baumwipfel hin, als Frau v. Dechend an der Seite ihres Gemahls, der sich bereits in vorgerücktem Alter befand und bequem für ihren Vater hätte gelten können, auf der obersten Schloßterrasse erschien und voll Ungeduld in die thauige Ferne blickte.

„In einer Stunde können die Mädchen hier sein."

„Das können sie nicht nur, das müssen sie sogar," erwiederte Herr v. Dechend bedächtig.

„Und der zweite Zug?" fiel seine Gattin hastig ein.

„Valeska Liebermann trifft am Nachmittag in Liegnitz ein und ist gegen Abend hier."

„Na, Gott sei Dank, dann sind wir beisammen! Hast Du die jungen Leute zu Tisch aufgefordert?"

„Nein!" sagte Herr v. Dechend gelassen.

„Nicht? Warum nicht?"

„An dem Einen verlieren die Mädchen nichts und den Andern kann ich nicht allein einladen."

„Gleiberg ist ein so feiner, eleganter Mensch!" rief Frau v. Dechend lebhaft. „Ich weiß nicht, was Du gegen ihn hast. Du weißt auch, daß er aus guter Familie ist."

„Meine liebe Alma, was heißt gute Familie? Seine Aussichten sind jedenfalls die allerbescheidensten. Wenn Alles gut geht, kann er Inspektor oder vielleicht Verwalter werden. Ihm stößt ein sehr überflüssiger Dünkel allerwegen auf, und Du bist auf dem besten Wege, ihn noch darin zu bestärken."

„Ich?" rief die kleine Frau entrüstet. „Ich fühle es

Gleiberg nur nach, daß er sich in dieser Stellung nicht frei bewegen kann. Er ist nicht an seinem rechten Platze."

„Sehr traurig. Nichtsdestoweniger ist der Umgang in unserem Familienkreise für den jungen Herrn in seiner jetzigen Stellung eine Auszeichnung. Und weil er diese Auszeichnung, wie ich mehrfach zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, nicht zu würdigen versteht oder zu würdigen beliebt, mag er eben bleiben, wo er ist."

„Aber die Mädchen!" rief Frau v. Dechend halb verzweifelt.

„Nun, nun, es wird sich schon noch etwas für die Kinder finden!" tröstete ihr Gemahl lächelnd. „Und dann, Bella hat ihren Kopf für sich, wie Du weißt. Vielleicht hat sie überhaupt keine Neigung, mit den beiden Volontären zu verkehren. Lehnt sie ihre Gesellschaft ab, so ist die Sache später peinlich, während jetzt gar keine Veranlassung vorliegt, eine Entscheidung ihr förmlich aufzudrängen."

„Nun gut," sagte Frau v. Dechend resignirt. „Warten wir es ab."

Er lachte. „Sieh'," sagte er, seine Uhr hervorziehend, „über diesem Kampf für und gegen den Ritter v. Gleiberg ist die Wartezeit fast verstrichen." Er reichte ihr den Arm. „Komm!"

Sie gingen durch den gewölbten Schloßflur nach der Hofseite und sahen wenige Minuten später den zurückgeschlagenen Halbwagen in schnellem Trabe durch die Lindenallee den Schloßberg herauffahren.

„Da sind sie!" rief Frau Alma, mit dem Taschentuche wehend.

Zwei Tücher wehten als Antwort zurück.

Der Wagen hielt.

Eine hohe, schmächtige Mädchengestalt stieg aus und sank den Eltern an's Herz, während eine kleine, dunkel-

äugige rasch wie ein Gummiball zur Erde sprang und lachend in die Hände klatschte.

„Gott sei Dank, da wären wir!"

Bella ergriff ihrer Freundin Hand. „Abby Krämer!"

Abby, Herrn v. Richtenberg's lustige Freundin, sprang ebenso schnell vorwärts auf das Ehepaar zu, küßte Beiden die Hand und rief, mit der Rechten nach Osten deutend: „Die Grüße meiner Eltern lege ich Ihnen alle zu Füßen, aber die Grüße meiner alten Erbtante lasse ich weg. Sie würden mir die ganze Freude versauern, und ich bin so glücklich!"

Das frische, natürliche Wesen Abby's gefiel sowohl Herrn v. Dechend, als seiner Gattin. Sie hießen die kleine Brünette herzlich willkommen.

— — — — — — — — — — — —

Richard v. Gleiberg war inzwischen vom Felde heimgekehrt und ging hastigen Schrittes über den Wirthschaftshof in das Beamtenhaus, wo er eine freundliche Giebelstube mit der Aussicht nach dem dunkellaubigen Park bewohnte. Sein Gang war fest, seine Haltung straff, so lange er fürchten mußte, fremden Blicken zu begegnen. Als die Thür sich hinter ihm schloß, ging eine Wandlung in dem Aeußeren des jungen Mannes vor, welche die zur Schau getragene Gelassenheit wie eine überlästige Maske bei Seite schleuderte.

Er warf sich auf das Sopha, strich das dunkle Haar aus der Stirn und drückte die Rechte fest gegen die Augen.

So lag er geraume Zeit.

In ihm jagten Gedankenstürme bittere Erinnerungen auf, die er sonst mühsam in sich niederzwang. Heute brachen sie hervor wie alte Wunden und bluteten und schmerzten heftig.

Die abweisende Haltung des Gutsherrn, welche Gleiberg's reizbaren Stolz auf's Aeußerste verletzte, ließ

den jungen Mann an der Kraft verzweifeln, sein selbstgewähltes Geschick bis an das Lebensende mit philosophischer Gelassenheit ertragen zu können.

Wenn er es aber nicht ertrug? Was dann?

Es waren wohl schon Stunden über ihn gekommen, in welchen Gleiberg den unversöhnten Abschied von seinem Oheim bedauerte. Aber gegen diese menschliche Regung lehnte sich doch immer wieder das verletzte Ehrgefühl erfolgreich auf. Nein, lieber arbeiten und darben und verkannt werden, als auf diese Weise Almosen erbetteln! Damals, nahezu mittellos, hatte der Drang nach Selbstständigkeit und Thätigkeit, verbunden mit der Rücksichtnahme auf seine leidende Gesundheit, ihn veranlaßt, seinen jetzigen Beruf zu wählen. Das geringe Einkommen, über welches er verfügen konnte, reichte eben hin, ihm die Mittel zu gewähren, sich anständig zu erhalten. Er verdankte also Niemand eine Vergünstigung oder Unterstützung.

Aber als die ersten fremden Eindrücke überwunden waren und er den Vergleich ziehen gelernt hatte zwischen dem Einst und Jetzt, zwischen der gesellschaftlichen Stellung eines Offiziers und eines Wirthschaftsbeamten, da überkam ihn zuweilen das Gefühl, als sei er ein Mensch, der, um sein Leben zu retten, das beste Glied seines Leibes hingeopfert habe.

Es war nicht Eitelkeit oder falsche Scham, die Gleiberg von der Familie des Freiherrn zurückhielt, sondern das quälende Bewußtsein seiner Unzugehörigkeit. Er sollte sich geduldet und geehrt fühlen. Das konnte er nicht, Und statt eine bessere Würdigung seiner Person anzustreben, schloß er sich immer wortkarger von den Bewohnern des Schlosses ab und gab dadurch dem Freiherrn Recht, wenn derselbe sich gegen neue Annäherungsversuche entschieden ablehnend verhielt.

Der junge Mann sprang erregt vom Sopha auf.

Wenn Grethe v. Reinbold ihn in dieser Stellung sähe, sie, die ihn ohnehin verachtete! Gut, daß sie, Meilen entfernt, seine Ruhe nie mehr gefährden konnte. Käthens schreckensvolles Ende, so tief es den jungen Mann auch erschütterte, hatte doch keinen Augenblick das Bild jener weinenden Mädchengestalt aus seiner Seele entfernt, die damals in der Mondnacht unter den säuselnden Pinien vor ihm gestanden hatte.

Es klopfte, und auf Gleiberg's Aufforderung trat sein Kollege ein. Es war ein frischer junger Mann, der, im Gegensatz zu Gleiberg, die herablassende Artigkeit des Freiherrn sehr angenehm empfand und dessen Aufmerksamkeit bei jeder Gelegenheit auf sich zu lenken suchte.

„Sie müssen verzeihen," sagte Gleiberg, seinen Anzug in Ordnung bringend. „Ich war müde und lag auf dem Sopha."

„Bitte sehr!" rief Fritz Kronegg händereibend. Er bewunderte Gleiberg's Haltung im Stillen und schenkte ihm auch unaufgefordert seine kameradschaftliche Zuneigung, wenngleich die vornehme Kühle des „armen Schluckers" ihn zuweilen in Verlegenheit setzte. „Sie sind da!"

„Wer?" fragte Gleiberg gleichgiltig.

„Die Baronesse mit einer reizenden Freundin! Das ist ein Mädchen! Augen wie Kohlen und Haare wie Ebenholz! Die Baronesse thut sehr vornehm, aber wenn sie wird Kahn fahren oder Ball spielen wollen, dann werden wir wohl hoffähig genug sein — passen Sie 'mal auf!"

Eine dunkle Röthe überflog Gleiberg's Antlitz. „Es ist sehr schwül hier," sagte er halblaut, das Taschentuch gegen die Stirn drückend.

„Nicht übermäßig!" Fritz Kronegg lehnte sich in den Stuhl zurück und setzte diesen wohlgefällig in eine schau-

kelnde Bewegung. „Dann thun Sie mir aber den Gefallen, Gleiberg, und lassen Sie uns diese Herren aus der Umgegend etwas ausstechen. Haben Sie nicht von früheren Zeiten her irgend ein paar nette Gesellschaftsspiele bei der Hand? Damit kann man sich ganz ungeheuer beliebt machen. Die jungen Damen werden dann schon dafür sorgen, daß wir öfters in's Schloß geladen werden."

Gleiberg biß sich auf die Lippen, aber er schwieg.

„Nehmen Sie mir's nicht übel," rief der junge Mann halb verdrießlich, halb lachend, „aber Sie sind ein komischer Heiliger! Ich muß unter Ihren Absonderlichkeiten mit leiden. Wie ich mir habe sagen lassen, sind die Volontäre früher immer sehr freundlich von der Gutsherrschaft herangezogen worden. Seit Sie hier sind, wird der Freiherr täglich kühler. Das fing gleich im Herbst an, als Sie zum ersten Male eine Einladung ablehnten."

„Ich bedauere Sie, aber ich kann Ihnen in diesem Fall nicht helfen," sagte Gleiberg, langsam auf und nieder schreitend. „Es ist mein Grundsatz, mich von Allem abzuschließen, was — der Gesundheit unzuträglich ist," schloß er kurz.

„Der Gesundheit? Ach ja, Sie waren brustkrank. Aber jetzt ist davon doch nichts mehr zu spüren!"

„Nein, glücklicherweise nicht."

„Na, das sieht man doch!" rief der junge Kronegg aufspringend und sich neben Gleiberg stellend. „Ich bin zwar auch nicht von Pappe, aber ich möchte wohl mit Ihnen tauschen. — Uebrigens kommt heute Nachmittag noch mehr Besuch, zwei Damen aus Berlin."

„So!" sagte Gleiberg. „Es läutet. Kommen Sie, es ist Mittagszeit."

Damit öffnete er die Thür und ging, gefolgt von seinem kopfschüttelnden Kollegen, die Treppe hinab.

— — — — — — — — — — — —

Der nächste Morgen brach goldig an. Die Generalin war mit Grethe richtig am Abend vorher angelangt, und die drei jungen Mädchen besichtigten schon in der Frühe die Umgebung des Schlosses. Bei dieser Gelegenheit kamen sie auch an das schilfumstandene Ufer des See's.

Ein leichter Windhauch aus Süden kräuselte die blaue Wasserfläche, daß sie in den Strahlen der Sonne hell aufglitzerte. Dazu rauschten die alten Bäume, als hielten sie geheimnißvolle Zwiegespräche mit den spielenden Fluthen.

„O, wie schön!" rief Grethe. „Hier könnte ich Stunden verträumen!"

„Heute Abend fahren wir im Kahne," sagte Bella schnell. „Der Vater soll die beiden Volontäre auffordern, uns zu rudern."

„Herrlich! Reizend!" rief Abdy begeistert. „Wir müßten uns eigentlich als Wassernymphen dazu kleiden. Und dann singest Du, Grethe — irgend so ein schwärmerisches Mondscheinlied." —

Als dem Freiherrn der Wunsch der jungen Damen unterbreitet ward, erwiederte er, daß er bereit sei, die Aufforderung ergehen zu lassen, obwohl er für den Erfolg nicht gutsagen könne.

Sobald Fritz Kronegg die schriftliche Einladung des Freiherrn erhielt, stürmte er damit ungesäumt in Gleiberg's Zimmer. Dieser hielt das wappengeschmückte Schreiben, vor sich hinstarrend, in der Hand.

„Nun, was habe ich gesagt?" rief Kronegg. „Da ist's, schwarz auf weiß! Das ist der Anfang. Hurrah, die jungen Damen sollen leben! — Gleiberg," fuhr er beängstigt auf, als er sah, daß dieser den Bogen zusammenballte und in den Papierkorb warf, „Sie werden mir doch diesmal den Spaß nicht verderben?"

„Man hat drüben unsere Dienste befohlen," versetzte Gleiberg, „diesem berechtigten Wunsche werde ich nach-

kommen. Den Lohn in Gestalt der beigefügten Einladung kann ich entbehren."

„Na, das halten Sie nachher, wie Sie wollen," rief Kronegg erleichtert. „Also wir nehmen vorläufig an! Ich werde es dem Diener sagen."

Damit eilte er aus der Thür. —

Am Nachmittag stand ein Tisch, mit allerlei Erfrischungen reichlich besetzt, unter einer majestätischen Buche, welche ihre schattigen Zweige noch über die Fläche des See's hinausragen ließ. Am Tische saß Herr v. Dechend mit seiner Frau und der Generalin. Abdy und Bella warfen Steine in den See, um dessen Tiefe zu erforschen, während Grethe gedankenverloren längs des Ufers hinschritt.

„Jetzt nahen die jungen Ritter!" erscholl plötzlich des Freiherrn Stimme.

Sofort wandte sich Abdy um. „Na, jetzt bin ich aber neugierig, was Dein Papa uns da bescheert hat! Mein Gott —"

Dieser Aufschrei fand ein leises Echo aus Grethens Munde.

In demselben Moment ertönte des Freiherrn Stimme von Neuem. „Herr Kronegg! Herr v. Gleiberg!"

„Er ist es!" schrie Abdy auf, und ohne Zögern vorwärts stürzend, ergriff sie Gleiberg's Hände und schüttelte sie. „Er ist es, wahrhaftig! Herr v. Gleiberg, träume ich denn? Sie hier in Trieberg?"

Gleiberg hatte bei diesem unvermutheten Wiedersehen — auf Grethe war sein Blick noch nicht einmal gefallen — geglaubt, die Erde öffne sich unter ihm. Aber sein Selbstgefühl war größer als die natürliche Schwäche. Er blickte dem jungen Mädchen, welches er einst durch eine Extratour auf dem Balle hoch beglückt, fest in's Auge. „Sie irren nicht. Ich bin es wirklich."

„Aber weshalb —?" drängte es sich ihr unwillkürlich

über die Lippen, als rechtzeitig die hohe Gestalt der Generalin neben Abdy trat.

„Willkommen in Trieberg!“ sagte sie mit ihrer sonoren Stimme, Gleiberg die Hand entgegenstreckend.

„Excellenz —“ Er griff nach seiner Stirn. Ein jäh aussetzender Herzschlag machte ihn fast schwanken. Dort, die schlanke Gestalt in dem schwarzen Kleide mit der weißen Rose in den Haaren war Grethe. Kein Zweifel!

Das scharf beobachtende Auge der Generalin las ihm die Empfindungen vom Gesichte ab. „Ich freue mich, Sie wieder wohl zu sehen!“ sagte sie.

Er beugte sich über die Hand der Generalin und drückte seine Lippen darauf. Antworten konnte er nicht.

Herr v. Dechend, überrascht, aber doch bedächtig näher tretend, fragte gedämpft. „Sie riefen: ‚Er ist es!‘ Fräulein Abdy. Wer in aller Welt soll es denn sein?“

„Unser Lieutenant v. Gleiberg!“ rief Abdy. „Unser flotter Husarenoffizier!“

„So, so!“ sagte der Freiherr, den jungen Mann musternd.

„Jawohl, der Stolz aller Bälle! — O, Herr v. Gleiberg,“ fuhr sie mit seltsam weicher Stimme fort, „wenn unser guter Richtenberg das wüßte! Wie hat er sich um Sie gegrämt!“

Ueber Gleiberg's Antlitz zuckte es heftig.

Bella war an Grethens Seite der Gruppe näher getreten. „Ein schöner Mann!“ flüsterte sie. „Komm, Du wirst ihn nun auch begrüßen müssen!“

Grethe nickte. Auch ihr war zu Muthe, als erlebe sie ein Märchen. Hier am schilfigen Weiher, zwischen heimathlichen Buchen und Eichen, fand sie den Mann wieder, welchen sie in der Mondnacht zu Nizza unter dem Pinienbaum zum letzten Male zu sehen gehofft. Und er war arm wie sie, abhängig wie sie!

„Hier ist noch eine Bekannte!“ sagte Excellenz Liebermann zu Herrn v. Dechend's unendlichem Erstaunen und Kronegg's unendlichem Verdruß, indem sie Grethens Hand in die ihre nahm. „Erkennen Sie Fräulein v. Reinbold nicht mehr?“

Gleiberg verneigte sich. „Wenn ich den Vorzug habe, noch von Fräulein v. Reinbold gekannt zu sein, so ist die Frage Eurer Excellenz damit beantwortet.“

„Seien Sie willkommen!“ sagte Grethe mit ihrer süßen Stimme.

Er blickte auf das Trauergewand, welches sie noch um Käthe trug und verstummte. Die Last, welche sein Geschick auf ihn gelegt, dünkte ihm in diesem Augenblick von Neuem so unerträglich schwer, daß er sein halbes Leben darum gegeben hätte, diesen Ort fliehen zu können und mit ihm alle Zeugen seiner verfehlten Liebe, seines folgenschweren Irrthums, seiner besseren Tage.

Frau v. Dechend, entzückt, mit ihren Vermuthungen doch Recht behalten zu haben, war inzwischen auch mit großer Lebhaftigkeit zu Gleiberg getreten, nachdem sie ihrem Gemahl ein verstohlenes: „Siehst Du wohl?“ zugeraunt.

„Ich freue mich, Sie unter lauter guten Bekannten zu sehen, Herr v. Gleiberg. Nun lassen Sie uns aber auch Alle so vergnügt wie möglich sein! Hier, Bella — Herr v. Gleiberg — unsere Tochter! Und nun — aber wen vergaßen wir denn über diesem angenehmen Wiedersehen!“ rief sie erschreckt, sich zu Kronegg wendend, der allerdings bisher völlig unbeachtet im Hintergrunde gestanden hatte.

„Verzeihen Sie, lieber Kronegg!“ sagte der Freiherr. „Meine Herrschaften,“ rief er plötzlich in all' die laut und leise geführten Gespräche hinein, „ich habe das Vergnügen, Ihnen hier Herrn Fritz Kronegg vorzustellen, ein landwirthschaftliches Talent!“

„In's Boot! In's Boot!“ rief Abby, Grethe umfassend, während Gleiberg Bella seinen Arm bot, sie an Bord der Gondel zu geleiten.

Kronegg ging hinterdrein, ohne es zu wagen, sich einem der jungen Mädchen als Führer anzubieten.

„Siehst Du nun den Unterschied?“ flüsterte Frau v. Dechend triumphirend ihrem Gemahl zu. „Wie kommt er eigentlich in diese Lage, liebe Base?“

„Weiß ich nicht, aber ich werde es ergründen,“ sagte die Generalin sehr bestimmt. „Der junge Mensch interessirt mich!“

15.

Von diesem Tage an änderte sich Richard v. Gleiberg's Stellung zu der Familie Dechend durchaus. Nicht daß er selbst sein zurückhaltendes Benehmen aufgegeben hätte, man brachte ihm aber vom Schlosse aus eine so zarte Aufmerksamkeit entgegen, daß mehr als Unhöflichkeit dazu gehört hätte, dieselbe unbeachtet zu lassen.

Vor allen Dingen war es der ausgesprochene Wunsch der Generalin und Abby's dringliche Bitte, welche Gleiberg öfter denn zuvor veranlaßten, an den Mahlzeiten im Herrenhause theilzunehmen oder den jungen Damen bei ihren Spielen Gesellschaft zu leisten, sie auf weiteren Ausflügen zu begleiten. Aber nie trat er dabei in Grethens Nähe.

Wie sein Herz auch vor Sehnsucht glühte, dem immer leidenschaftlicher geliebten Mädchen das Geständniß seiner Liebe zu machen und ihr damit den Stachel aller demüthigenden Empfindungen aus der Seele zu nehmen, er that keinen Schritt, sie seine Gesinnungen errathen zu lassen.

Oft, wenn er in Grethens Augen blickte, die in weiter Ferne einen ersehnten Gegenstand zu suchen schienen, erfaßte ihn eine qualvolle Angst, daß vielleicht eines Andern

Bild vor ihrem Geistesblick aufsteigen könnte, und er preßte die Hände zusammen, um die aufsteigende Ungeduld zu ersticken.

Und zu diesem aussichtslosen Hoffen gesellte sich jetzt doppelt schwer noch die Aussichtslosigkeit seiner ferneren Existenz. Selbst angenommen, daß irgend ein anderes Gefühl als Zorn und Bitterkeit in Grethens Brust für ihn spräche, was hatte er ihr zu bieten? Ach, wäre der Tod nicht zehnmal besser gewesen, als solch' ein verfehltes Dasein!

Das fragte Gleiberg sich unzählige Male. Oefter als einmal kam ihm der Gedanke, sich der Generalin, welche er hoch schätzte, offen anzuvertrauen, aber die Rücksicht auf Grethens Zartgefühl hielt ihn immer wieder davon zurück.

— — — — — — — — — — — —

„Grethe ist verliebt," sagte Abby pfiffig lächelnd zu ihrer Freundin Bella. „Ich weiß es ganz genau. Nur möchte ich wissen, in wen?"

„Und Du?" sagte Bella neckend.

Abby's Antlitz wurde flammendroth. „Ich? Ach, was Dir einfällt! Du denkst wohl gar —"

„An Emmo v. Richtenberg!" fiel Isabella lächelnd ein.

„Der ist ja von meinem Erbscheusal an die Luft gesetzt worden!" rief Abby davonspringend.

„Aber von Dir doch nicht!" rief Bella ihr scherzend nach.

Abby hörte nicht darauf. Doch als sie sich unbeachtet hinter einem blühenden Jasminstrauch befand, legte sie ihre Hände vor die Augen und begann laut aufzuschluchzen.

Warum? Sie wußte es nicht. Richtenberg's Herz gehörte ihr ja lange an. Aber dazwischen lag ein so häßlicher, unwürdiger Streit mit der Erbtante, eine so schwankende Ungewißheit ihrer zaghaften Eltern, daß die

Stunde des Glückes in unabsehbare Ferne hinausgerückt schien, wahrscheinlich bis zu Fräulein Josepha Plüddemann's seligem Ende.

Abdy ballte die kleine Hand und schüttelte sie drohend gegen den Jasminstrauch. Dann wischte sie sich die Thränen aus den dunklen Wimpern, und weil ihr gerade ein Schmetterling in den Weg lief, sprang sie diesem nach, bis sie plötzlich gegen Gleiberg anrannte.

„Verzeihung!" sagte er zurücktretend.

„O, es macht nichts!" erwiederte sie. „Aber es ist gut, daß ich Sie treffe. Ich wollte Sie schon immer einmal um etwas fragen, aber Sie müssen mir auch wahrheitsgetreu antworten."

„Wenn es in meiner Macht steht — sicherlich."

„Nun also, Sie waren doch mit Grethe v. Reinbold in Nizza zusammen? Haben Sie dort nicht erfahren oder bemerkt, ob Grethe eine Neigung im Herzen trägt?"

„Nein!" sagte er kurz.

„Sie ist aber verliebt," fuhr Abdy bestimmt fort. „Graf Haunstein, hörte ich die Generalin sagen, war auch in Nizza. Und ich habe auch gehört, so ganz durch Zufall, wie die Generalin Bella's Mutter erzählte, daß der Graf bestimmt von ihr erwartet werde."

„So?" Die Lippen des jungen Mannes zitterten. „So bleibt uns weiter nichts übrig, als der zukünftigen Gräfin unsere Glückwünsche zu Füßen zu legen."

Sie nickte lachend. „Adieu! Sie kommen doch heute Abend recht zeitig zum großen Sommerfeste? Es wird himmlisch werden!" Sie eilte davon, kam aber noch einmal zurück. „Lieber Herr v. Gleiberg! Bitte, sagen Sie doch Ihrem Mitarbeiter am landwirthschaftlichen Werke, er solle heute Abend nicht wieder die schreckliche blaue Kravatte umbinden. Wir fallen sonst Alle in Ohnmacht."

Damit huschte sie von dannen.

Gleiberg stand wie betäubt. Jetzt war der Blitz eingeschlagen, jetzt wußte er, daß Grethe v. Reinbold abermals liebte. Und wie tief, wie innig mußte sie lieben können, da der Schmerz um ihre erste unglückliche Liebe sie so tief niedergebeugt hatte.

Er starrte in den hellen Sonnenschein, bis ein aufsteigender feuchter Schimmer seine Augen trübte. War sie nicht eigentlich sein Eigenthum? Hatte er nicht ihre Liebesbeweise empfangen? Ach, er, der arme Schlucker, im Vergleich mit dem Grafen!

Wenn er jetzt über sich nachdachte, so erschien es ihm, als habe er all' die Tage und Wochen seit jenem Wiedersehen im Rausche verlebt, denn wenn er klar hätte denken können, so mußte ihn Grethens würdevolle Zurückhaltung, die jede Beziehung zwischen ihnen aufhob, überzeugen, daß sie vergessen gelernt hatte, sowohl Liebe, als Zorn. An des letzteren Stelle war etwas viel Schlimmeres getreten: Gleichgiltigkeit. Es war klar, sie liebte Botho v. Haunstein.

Gleiberg wußte kaum, wie er die Stunden hingebracht, bis der Nachmittag endlich herbeikam. Dann wurde es laut im Schloßhof. Wagen fuhren vor. Das Fest begann.

Eine zahlreiche Gesellschaft aus den Kreisen der benachbarten Gutsbesitzer fand sich heute in Trieberg zusammen. Alle waren in fröhlichster Laune und nebenbei auch voller Neugierde, die vielbesprochenen Gäste der Familie Dechend kennen zu lernen.

„Du siehst wie eine Zuckerpuppe aus, Grethe!" rief Addy entzückt, als sie in das Zimmer des jungen Mädchens trat, in welchem sich auch die Generalin befand. „Engel ist so langweilig zu sagen, nicht wahr, Excellenz?"

„Vor allen Dingen unwahr, Fräulein Sausewind. Wer hat mir denn gestern Abend den Rosenstrauß um meine Thürklinke gebunden?"

Addy senkte ihr Gesichtchen. „Ich nicht — meine unartigen Hände. Geben Sie ihnen einen tüchtigen Klapps, Excellenz!“ Dabei hielt sie der Generalin ihre runden Hände mit ausgespreizten Fingern entgegen.

Excellenz Liebermann griff darnach und schob schnell einen kostbaren Ring an den Goldfinger. „Hier, das zur Strafe dafür und zum Andenken an den alten Generalfeldmarschall! Und nun kein Wort! Marsch aus dem Zimmer!“

Addy sprang hinaus, kam aber ebenso schnell wieder zurückgehüpft. „So! Ungehorsam war ich nicht. In dem allerhöchsten Kabinetsbefehl stand nichts von Nichtwiederkommen. Und nun danke ich doch!“ rief sie, ihr Gesicht in dem Spitzenärmel der alten Excellenz vergrabend.

„Ueberrumpelungen können dem Tapfersten passiren!“ sagte die Generalin scherzend. „Grethe, Sie haben wohl das Lachen ganz und gar verlernt im schönen Trieberg?“

„Ja, es ist wirklich ein Skandal, Excellenz!“ rief Addy. „Solch' ein Gesicht zu haben und solchen Vorgesetzten und dann noch Trübsal zu blasen! Schäme Dich, Grethe! Wenn Du noch meine Erbtante auf der Seele hättest, da würdest Du etwas Anderes spüren!“

„Sausewind“ — drohte die Generalin, kam aber nicht weiter. Ein Diener trat herein und überreichte ihr eine Karte.

Die Generalin warf einen Blick darauf, dann sagte sie zu Grethe und Addy: „Meine lieben Mädchen, geht jetzt zur Gesellschaft hinab in den Saal. Ich komme gleich nach.“

Als sie fort waren, wandte sie sich wieder zu dem Diener. „Der Herr ist soeben vorgefahren?“

„Soeben, Excellenz! Er wünscht Excellenz nur einige Minuten zu sprechen.“

„Ich lasse bitten. In mein Wohnzimmer nebenan.“

Kaum hatte die Generalin dasselbe betreten, als hastige Schritte auf der Treppe hörbar wurden. Gleich darauf öffnete der Diener die Thür. „Bitte, Herr Graf, Excellenz sind hier!"

„Lieber Graf," rief die Generalin ihm freundlich entgegen, „Sie kommen zu mir? Das ist sehr verständig, ganz außerordentlich verständig!"

Der Graf küßte ihre Hand. „Wenn ich hätte ahnen können, mit meiner Person heute in eine, wie es scheint, geladene Gesellschaft hereinzufallen —"

„Was thut das? Geladen oder nicht! Sie sind jetzt auch geladen. Kommen Sie," fuhr sie mit einem Anflug von mütterlicher Güte fort, indem sie den jungen Mann zu einem Ecksopha führte und ihn einlud, neben ihr Platz zu nehmen. „Mein lieber Graf, die Angelegenheit, welche Sie hierher führt, ist ganz hoffnungslos! Sie erfahren dies am besten von mir, von mir ganz allein. Ich thue Ihnen wehe," sagte sie nach einer Pause mit ungewohnter Milde, als sie die Erschütterung des jungen Mannes gewahrte, „aber ich schätze Sie zu hoch, um Ihnen nicht die Augen zu öffnen. Lassen Sie ab von Ihrem Wunsche, sprechen Sie nicht mit Grethe, dringen Sie nicht in sie — Sie haben keine Hoffnung."

„Keine?" fragte der Graf leise.

„Keine!" wiederholte die Generalin fest. „Grethe liebt einen anderen Mann mit unerschütterlicher Treue. Ich weiß es jetzt auch, wen, obwohl ihr Mund darüber schweigt."

„Und keine Aussicht?" fragte er, die Hand der Generalin ergreifend. „Keine? Denken Sie nach, Excellenz, es handelt sich um mein Lebensglück!"

„Keine, lieber Graf, so gewiß ich neben Ihnen sitze!"

Es klopfte flüchtig an. Ebenso schnell ward die Thür geöffnet. Herr v. Dechend erschien auf der Schwelle.

„Aber, liebe Valeska — ah, verzeihen Sie. Sie haben Besuch!"

„Nur näher, Vetter Dechend!" sagte die Generalin sich erhebend. „Ein guter Bekannter aus Nizza, der mich um einen kleinen Dienst anging. Graf Haunstein — Freiherr v. Dechend!"

Der Freiherr reichte dem jungen Manne zuvorkommend die Hand. „Das ist ein glücklicher Zufall! So nehme ich Sie gleich unter die Zahl meiner Gäste auf. Meine Frau brannte schon vor Neugier, zu erfahren, wen Sie privatim bei sich sähen, Base."

„Verzeihen Sie, Herr Baron," sagte der junge Mann noch ganz verwirrt und betroffen von dem Zusammenbruch aller Lieblingsträume. „Ich kann unmöglich —"

„Nichts da, Herr Graf! Auf Schloß Trieberg werden keine Entschuldigungen der Art angenommen!"

„Gewiß, lieber Graf," sagte die Generalin, „Sie dürfen meinem Vetter keinen Korb geben."

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbonkel.

Novelle

von

E. Merk.

(Nachdruck verboten.)

1.

Ein stiller, heller Frühlingssonntag; doppelt hell und still in dem Junggesellenheim des Malers Berthold Kerner. Es lag in der Vorstadt, abseits von der Straße in einem Garten mit spärlichem Gras und vielem Kies, aber mit blühenden Fliederbüschen und leuchtenden Goldregenzweigen über einer kleinen Laube. Man hörte hier kein Wagengerassel, kein Pferdebahngeklingel, nur Vogelgezwitscher und das Plätschern eines kleinen Springbrunnens.

Der Maler öffnete selbst die Laden vor einem großen breiten Fenster an der Nordseite und ließ das Tageslicht herein. An rothgetünchten Wänden hingen Reihen von Bildern moderner, zuweilen recht hervorragender Künstler, und auf einem Tische in der Mitte lagen Ledermappen, welche gute Kupferstiche nach den großen, alten Meistern enthielten. Hier war Berthold's Heimath; hier war sein lieber Glückswinkel, den er immer nur mit einer Art Andacht betrat. Wenn er die Mappen öffnete, dann konnte er sich zurückträumen in die Gallerien von Florenz und Rom, wo er die ersten großen Eindrücke empfangen und die ersten Schauer jener Bewunderung kennen gelernt

hatte, die ihm treu geblieben war, sein ganzes einsames Leben hindurch.

Er war ein mittelgroßer, zart gebauter Mann, von sehr bescheidener, anspruchsloser Erscheinung. Seine ernsten Augen wurden durch eine Brille verdeckt, sein Vollbart zeigte schon viele graue Fäden, und wenn sein etwas farbloses, hageres Gesicht auch einen durchaus freundlichen Eindruck machte, so ahnte doch Niemand, welche Fülle von Herzensgüte, von stiller Poesie der einsame schlichte Mann in sich barg. Obwohl er erst am Ausgang der vierziger Jahre stand, gehörte er doch mit seinem ganzen Denken und Fühlen einer früheren Generation an, nicht der modernen, hastig und geräuschvoll genießenden, die in dem Ringen nach Erwerb und Besitz kaum noch Zeit und Interesse übrig hat für die idealen Güter der Menschheit; nein, einer stilleren, anspruchsloseren, die beschaulicher, innerlicher lebte und dem Gemüthe einen größeren Platz einräumte.

Berthold's eigene Bilder fanden wohl in Kunstvereinen um ihrer feinen Empfindung und liebevollen Ausführung willen manchen Freund; aber von dem eigentlichen Wettbewerb um Verkauf und Ruhm hatte er, da er hinreichendes Vermögen besaß, bald abgestanden, und Wenige nur kannten seinen Namen. Im Herzen war er freilich Künstler durch und durch; in dem kleinsten, unscheinbarsten Winkelchen der Natur konnte er einen poetischen Reiz herausfinden, den Andere nicht verstanden; die schlichteste Landschaft hatte für ihn ihre eigenartige Stimmung; und eine hübsche Beleuchtung, ob sie nun ein Kinderköpfchen oder die faltige Wange eines greisen Bettlers streifte, vermochte ihn in Entzücken zu versetzen.

Als er an diesem Morgen seinen gewohnten Spaziergang antrat, freute er sich denn auch über den Sonnenglanz auf den Straßen, über die Blüthen in den Vor-

gärtchen und über die vergnügten Menschengesichter. Doch als er im Kunstverein die neue Wochenausstellung besuchte, hatte er die erste bittere Empfindung des Tages.

Es konnte ihm die Galle erregen, mit welch' dreister Wucht die Allerjüngsten unter den Malern ihren Grundsatz, daß nur Häßliches schön, und jede hübsche Form und jede gefällige Linie zu verachten sei, auf die Leinwand klecksten, noch dazu ohne jeden Funken von Humor oder Gedankentiefe, mit einer großen Alltagsnüchternheit. Aber nach einigem Suchen fand er doch ein kleines Bild, das nach seinem Geschmack war, und ließ sich auf einem der Sophas nieder, um es, wenn der Saal leerer geworden sein würde, noch einmal in der Nähe zu betrachten. Die Sammetsophas hatten zu beiden Seiten Sitze und zwischen diesen erhob sich eine gerade, hohe Lehne, so daß man die Personen, mit welchen man Rücken an Rücken saß, nicht sehen konnte.

Berthold horchte plötzlich auf, denn er hörte hinter sich eine bekannte Stimme, die seines Neffen, eines jungen Lieutenants, der sich mit einem Kameraden unterhielt.

„Wie mir's geht? Wie kann's Unsereinem denn gehen in der letzten Woche des Monats? Elend! Es ist ja rein zum Lachen, welchen Begriff mein Vater von dem hat, was ein Offizier braucht. Und man ist doch auch berechtigt, sein Leben ein wenig zu genießen!"

„Natürlich! Man ist nur einmal jung!" lachte der Kamerad. „Mein Vater sieht das glücklicherweise ein, wenn ich auch manchmal einen sanften Druck auf ihn ausüben muß."

„Da käme ich bei dem meinigen schön an. Er behauptet, unser mütterliches Vermögen sei schon daraufgegangen, und er selber hat nur sein Beamtengehalt. Meine einzige Hoffnung ist, daß mein Onkel bald zu seinen Vätern heimgeht. Den müssen wir nämlich unfehlbar beerben; er ist unverheirathet und kinderlos."

„Nun, solch' einen Onkel wünsche ich mir auch. Wie alt ist er denn?"

„Sieben- oder achtundvierzig Jahre. Das ist natürlich kein Alter, und den Jahren nach könnte er uns wohl den Possen spielen und noch lange am Leben bleiben. Aber er ist schwächlich. Meine Mutter erinnert sich, daß er schon als Kind nicht fest auf der Brust gewesen ist, und es ist daher höchst wahrscheinlich, daß er in unserem rauhen Klima einmal ganz unversehens an einer Lungenentzündung oder einer ähnlichen Krankheit abfahren wird."

„Eine sehr zweifelhafte Hoffnung," meinte der Andere bedenklich. „Hat denn der Erbonkel viel Geld?"

„Na, ein Krösus ist er gerade nicht, aber recht begütert. Dabei gibt er gar nichts aus! Nur Bilder kauft er zu recht ansehnlichen Preisen. Das ist seine Manie. Aber die Gallerie läßt sich jedenfalls ganz gut losschlagen."

Berthold hob unwillkürlich den Arm, als wolle er den Frevler züchtigen, der an sein Liebstes zu rühren wagte. Aber es lag nicht in seiner Art, einen peinlichen Auftritt herbeizuführen. Ja, als die erste Zornesgluth verraucht war, packte ihn fast eine nervöse Angst, von dem Neffen bemerkt zu werden; und er hätte sich am liebsten unsichtbar gemacht, um sich aus dem Saal hinauszudrücken. Glücklicherweise erhoben sich die Offiziere bald und steuerten auf eine Gruppe junger Damen los. Der Neffe sah den unscheinbaren Mann nicht, der noch etwas blasser als sonst, mit noch verschlosseneren Gesicht, an der lebhaft plaudernden, lachenden Gruppe vorüber durch die Thüre schritt.

Als Berthold unten auf der Straße stand, kam ihm erst die volle Entrüstung über die Worte, die er vernommen. Er gab sich Mühe, seinem Neffen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dessen Benehmen zu entschuldigen. Der junge Offizier kannte ihn nur oberflächlich, so daß

er für den Onkel nicht viel Theilnahme haben konnte, und Habsucht ist ja nun einmal ein Grundzug der Menschennatur. Aber wenn er seinen Neffen auch nicht für einen Verbrecher und hoffnungslosen Charakter hielt, weil er ihn in's Jenseits wünschte, so kam ihm doch der Zweifel, ob ihm einem jungen Menschen gegenüber, der ihm innerlich so fern stand, irgend welche Verpflichtung obliege. Was kümmerten ihn im Grunde die Kinder seiner Schwester, die ihm nie sympathisch gewesen, die nun seit fünfundzwanzig Jahren in einer anderen Stadt lebte und ihm ganz fremd geworden war! Er wollte nicht, daß nach seinem Tode einmal ein heimliches Freudenfest gefeiert werde, daß man seinen Verwandten ein höfliches Beileid ausdrückte mit einem Lächeln, das deutlich sagte: „Eigentlich haben wir ja einen Glückwunsch darzubringen!" Nein! wenn auch sein Tod einmal keine Lücke reißen, wenn auch keine Thräne um ihn fließen würde: freuen sollte sich auch Niemand, und der junge Neffe, der schon eigenmächtig über sein Hab und Gut verfügte, als wäre er ein lebensschwacher Greis — der ganz gewiß nicht!

Der Sonnenschein war Berthold vergällt, und er sah den Frühlingsglanz und die Blüthen nicht mehr. Mit einem wahren Abscheu vor den lachenden Menschen in ihren Feiertagskleidern nahm er seinen Weg durch eine einsame, abgelegene Straße.

Der Zufall, der in dem Leben des Menschen eine so große Rolle spielt, führte ihn an dem Hause vorüber, an dem ein Schild prangte mit der Aufschrift: „Agentur der Lebensversicherungs- und Rentenanstalt Germania." Zerstreut hatte Berthold die Aufschrift gelesen, ohne auf das zu achten, was seine Augen überflogen. Aber die Worte Lebensversicherung und Rentenanstalt paßten so in seinen Gedankengang herein, daß er plötzlich stehen blieb, das Schild anstarrte und dann erregt mit dem Kopf nickte, wie ein

Mensch, dem eben eine recht erwünschte Erleichterung gekommen ist. Ja, das war es, was er brauchte! Warum hatte er daran nicht früher gedacht? Gehört hatte er wohl von der vortrefflichen Einrichtung, durch welche kinderlose Leute, die nach ihrem Tode Niemand zu bedenken haben, sich eine jährliche ganz bedeutende Erhöhung ihrer Zinsen verschaffen können, wenn sie ihr Kapital einer Bank übergeben und dasselbe dieser belassen. Er war kinderlos, er hatte Niemand zu bedenken, und ihm würde es auch behagen, künftig statt der schäbigen dreieinhalb Prozent, die seine Papiere trugen, acht Prozent, mehr als das Doppelte, einzustreichen. Wie viele Bilder konnte er sich dann kaufen! Wie manches junge, strebsame Talent unterstützen! Und welch' hübsche Rache an den habgierigen Verwandten nehmen, die ihm sein Leben mißgönnten! Mit einem ungewöhnlich raschen Entschluß zog er die Glocke, und hatte sofort eine Rücksprache mit dem Vertreter der Gesellschaft, der ihm auf's Liebenswürdigste Auskunft ertheilte.

Keine leise Ahnung beschlich die fernen Verwandten, keine warnende Stimme flüsterte es dem flotten Lieutenant in's Ohr, daß die schöne Aussicht auf den Erbonkel den Boden verlor und bald zusammenfallen würde, wie ein eitles Luftschloß.

So geschah's denn auch. An seinem achtundvierzigsten Geburtstage, im Januar, übergab Berthold sein sämmtliches Vermögen bis auf einen unbedeutenden Rest der Leibrentenanstalt. Sein eigenes Leben war durch die hohen Zinsen, die er bezog, glänzend geborgen, und wenn er hundert Jahre alt werden sollte; aber nach seinem Tode war die Bank die Erbin seines Besitzes, und die Verwandten fanden einen leeren Schrank und eine große Enttäuschung.

Als er durch die ungewohnte Beschäftigung mit Geld-

angelegenheiten erregt, erhitzt nach Hause kam, war wohl der Tisch gedeckt und, seinem Geburtstag zu Ehren, mit seinen Lieblingsspeisen bestellt, aber seine Haushälterin zeigte ihm eine so wunderliche Miene, und ihr Gesicht wechselte so oft zwischen Weinen und Lachen, daß er sich zu der Frage veranlaßt sah, was es denn gäbe?

Mit hochrothen Wangen stammelte sie hervor, es thue ihr schrecklich leid, aber ihr Heinrich hätte nun eine Stellung als Hausmeister, und sie hätte auch ihre achthundert Mark auf der Sparkasse, und so gut der Herr auch sei, und so ungern sie ihn verlasse — wenn man siebenzehn Jahre auf einander gewartet habe, und nun endlich heirathen könne, dürfe man sich nicht länger besinnen.

Berthold sah sie verwundert an und brach dann in lautes Lachen aus.

„Wie, Sie wollen noch heirathen? Ich bitte Sie, so eine vernünftige alte Person!"

„Du lieber Gott, Herr Kerner, ein spätes Glück ist besser als gar keines. Gesund sind wir alle Zwei, ich und der Heinrich, und ich könnt' mich g'rad freuen, wie wenn ich statt siebenunddreißig Jahr' nur zwanzig auf dem Buckel hätt'. Nur wegen Ihnen, Herr, weil ich von Ihnen fortgehen muß, thut mir's leid. Sie sind mir gewiß recht bös."

Und nun fing sie mit ihrem glückseligen rothen Gesicht ein wenig zu weinen an.

„Bewahre, Wally, ich verliere Sie ja nicht gerne, aber wenn das Heirathen Ihnen so viel Freude macht — meinen Glückwunsch sollen Sie haben."

Er gab ihr die Hand und sah ihr lächelnd und kopfschüttelnd nach, wie sie, nun ganz in bräutlichem Vergnügen zerfließend, aus dem Zimmer eilte.

Seine nüchterne dicke Wally — auch sie hatte Gefühle.

Auch sie hatte ihren Heinrich! Es ist doch etwas Wunderliches um die Liebe, dachte er, und eine leise Wehmuth mischte sich in seine Heiterkeit.

Auf sein Gesuch um eine Haushälterin, das er in den nächsten Tagen in die Zeitung rücken ließ, meldeten sich mehrere Bewerberinnen; aber die eine hatte schlechte Zeugnisse, die andere eine grobe, schnatternde Stimme, die ihn verletzte; ein paar Gesichter waren so gemein und ungefällig, daß sein künstlerischer Sinn sich bei dem Gedanken empörte, sie täglich um sich zu sehen. Eine aufgeputzte Wittwe lächelte ihm mit dreister Gefallsucht entgegen; eine Andere erzählte ihm sofort ihre unerquickliche, wenig für sie einnehmende Lebensgeschichte. Endlich aber kam ein blasses, in Trauerkleider gehülltes Mädchen, das ihm sofort Theilnahme einflößte, obwohl er sich sagen mußte, daß ihre Erscheinung sich nicht für das eignete, was er suchte. Sie war jünger und feiner als die anderen; sie war keine Magd, sie war eine Dame, der er grobe Arbeit nicht zumuthen konnte. Aber es war ein Ausdruck angstvoller Spannung in ihren Augen, ein Zucken um ihren feinen, traurigen Mund, das ihm verrieth, wie sehr es ihr um die Stellung zu thun sei, und es ihm schwer machte, sie abzuweisen.

Wie dann ihr Blick auf eine Landschaft fiel, die er in seiner Wohnstube hängen hatte, und sie unwillkürlich ausrief: „Das Bild ist von meinem Großvater!“ da war sein Entschluß gefaßt. Die Enkelin des verehrten Künstlers sollte bei ihm eine Heimstätte haben; seine reichlichen Mittel gestatteten ihm ja, für die Hausarbeit eine Magd einzustellen.

So ward Therese Müller seine Hausgenossin, und er überzeugte sich bald, daß das Herz zuweilen recht klug zu rathen vermag. Zum ersten Male genoß der Einsame, der Junggeselle, die Wohlthat, ein gebildetes weibliches

Wesen in seiner Nähe zu haben, das sich ihm mit feinem Takt niemals aufdrängte und dessen Einfluß doch in dem ganzen Heimwesen bemerkbar war. Er hatte oftmals bei schlechtem Wetter nur ungern seine warme Stube verlassen, um die abendliche Gesellschaft aufzusuchen, aber die Einsamkeit, die er Tags über leicht ertrug, hatte ihn in der späten Stunde doch in das rauchige Lokal eines menschenerfüllten Gasthofes getrieben. Nun blieb er häufig daheim; Therese las ihm vor. Sie hatte auch warmes Interesse für seine Gallerie, und so tief ihn auch bisher der stille Genuß seiner Bilder beglückt hatte, es lag nun doch auch ein großer Reiz darin, seine Bewunderung mit einem Menschenkinde zu theilen. Therese besaß mehr als gewöhnliches Verständniß für die Malerei. Sie hatte sich selbst zur Künstlerin ausbilden wollen und in der ersten Jugend fest an das eigene Talent geglaubt. Aber schon mit achtzehn Jahren, als sie kaum die ersten Schwierigkeiten der Zeichenschule überwunden hatte, war sie von einer unabweisbaren Pflicht an das Krankenbett der Mutter gerufen und hier festgehalten worden ein volles Jahrzehnt. Nun, da sie um die geliebte Todte Trauerkleider trug, besaß sie die Schwungkraft nicht mehr, den nöthigen Muth, um noch einmal von vorn zu beginnen. Der Jammer einer Krankenstube und der Druck des langen, freudlosen Lebens hatten ihr den Künstlertraum von der Stirne gestreift. Aber für sie Beide, für das ernste Mädchen, wie für den einsamen Mann, war die Kunst die Göttergestalt, zu der sie aufblickten in gleicher Begeisterung, vor der sie sich Beide neigten in gleicher andachtsvoller Sehnsucht.

Wenn eine innere Bewegung die ernsten Züge des Mädchens erwärmte, dann beschlich Berthold wohl der Gedanke, wie diese grauen, tiefen Augen mit den langen Wimpern und den schwermüthigen Schatten wohl aussehen müßten, wenn ein rechtes Glück aus ihnen leuchtete.

Er sagte ihr dann wohl mit noch freundlicherer Stimme als sonst gute Nacht und drückte fest und lang ihre Hand — eine so weiche, sanfte Hand, als hätte dieselbe einen milden Zauber gelernt, weil sie lange Kissen geglättet und einen lahmen Körper gewartet hatte.

2.

Therese war bereits mehrere Monate in seinem Heim, und Berthold hatte die Empfindung, als sei es nie anders gewesen, so sehr hatte er sich an die leise, kluge Art des Mädchens gewöhnt, das in dem friedlichen Behagen der neuen Stellung ordentlich aufblühte und runder und rosiger wurde, als kehrte ihr die von Gram und Sorge verkümmerte Jugend wieder zurück.

Da kam eines Tages der Neffe Fritz, der Lieutenant, zu Besuch. Berthold hatte ihn nicht wieder gesprochen, seitdem er damals im Kunstverein die Bemerkungen des leichtsinnigen jungen Verwandten gehört; er war zu Neujahr, oder wann er ihn sonst erwarten konnte, absichtlich von Hause fortgegangen. Auch diesmal war er abwesend, aber Fritz schien die Begegnung dringend zu wünschen, versprach wieder zu kommen und bestimmte eine Stunde. Er warf neugierige Blicke auf Therese, welche von der Magd herbeigerufen worden war, und nur die Höflichkeit hielt ihn davon ab, das Fräulein geradezu zu fragen, wie sie denn hierher komme.

Berthold errieth sofort, daß die Sehnsucht seines Neffen, ihn zu sehen, einem besonders lebhaften Bedarf nach Geld entspringen werde, und konnte sich sein Verhalten ihm gegenüber schon vorher zurechtlegen. Er hatte gar nicht vor, seine Verwandten mit falschen Hoffnungen hinzuhalten und heimtückisch erst nach seinem Tode um die erwartete Erbschaft zu prellen; er hatte nur auf

eine Gelegenheit gewartet, um ihnen reinen Wein einzuschenken.

Als dann Fritz etwas verlegen, weit ausholend, mit allerlei Entschuldigungen und Erklärungen begann, fiel er ihm ziemlich rasch in die Rede: „Wie viel brauchst Du? Wozu die langen Worte? Sag's gerade heraus!"

Der Neffe, der erst allmälig die Stimmung hatte prüfen wollen, nannte verblüfft eine Summe; eine viel bescheidenere, als ihm später lieb war, und Berthold legte sie ihm auch ohne weitere Bemerkung auf den Tisch, Dann aber sagte er: „Nur einen kleinen Rath möchte ich Dir noch mitgeben, Fritz!" Er stockte. Leicht wurde ihm dies nicht, seine Warnung auszusprechen, denn einem gutmüthigen Menschen kostet es stets eine Ueberwindung, einem Andern, und wäre er auch von ihm beleidigt worden, eine unangenehme Eröffnung zu machen. Er sah verlegen auf seine Hände, rieb in nervöser Unruhe die Fingerspitzen aneinander und fuhr dann, ohne Fritz anzublicken, mit etwas erregter Stimme fort: „Ja, einen guten Rath, mein Lieber! Verlasse Dich nicht allzu sehr auf den Onkel! Vor Allem hüte Dich, auf die Zukunft Hoffnungen zu bauen! Onkel, die man gerne beerben möchte, sind oft unberechenbare Käuze. Erstens leben sie häufig länger, als Einem lieb ist, und zweitens können sie auch ganz unerwartete Einfälle haben, welche die auf sie gesetzte Erwartungen über den Haufen werfen. Ich habe Dich vorbereitet, Fritz. Vergiß die Mahnung nicht! Sie kann Dir eine Enttäuschung ersparen."

Des Lieutenants Gesicht war roth geworden wie sein Rockkragen. Ein Lächeln versuchte er wohl, aber es sah einer recht bitteren Grimasse ähnlich. Mit ein paar kurz hervorgestoßenen Worten empfahl er sich, warf sich in eine Droschke, um hier wenigstens unbeobachtet seine erste Wuth auszutoben, machte sich dann, zu Hause angekommen, ein

wenig Luft, indem er über den „Bauernkopf" seines Burschen, einer Kleinigkeit wegen, ein Gewitter herabprasseln ließ, und setzte sich endlich hin und schrieb einen Brandbrief an seine Mutter.

„Nette Geschichte! Onkel Berthold heirathet. Er hat eine hübsche, noch gar nicht alte Person als Haushälterin zu sich genommen; da fällt natürlich ein alter Junggeselle immer 'rein. Heute hat er es mir ziemlich unverblümt gesagt, wir könnten uns den Mund wischen. Na, es wäre Heuchelei, wenn ich behauptete, daß diese Erbschaft mir nicht die Hauptsache an der ganzen Angelegenheit wäre, aber nebenbei thut mir der gute alte Onkel doch wirklich leid. Natürlich ist das betreffende Fräulein eine listige Spekulantin; sie stellt sich freilich sehr sanft und bescheiden, aber lehre mich Einer die Weiber kennen! Ist sie erst seine Frau, dann zeigt sie ihr wahres Gesicht! Es blitzte so was in ihren Augen, als hätte sie gar nicht übel Lust, mit dem Neffen des Herrn Onkels zu kokettiren, die künftige, liebe Tante! Der Onkel ist natürlich ein Idealist; ihm wird sie leicht Sand in die Augen streuen. Ich darf ihm keine Vorstellungen machen, das würde sich für mich nicht ziemen; überdies muß ich ja auch morgen fort auf's Lechfeld. Vielleicht aber wäre er dennoch zu retten, wenn Du ihm persönlich von dieser Dummheit abrathen würdest. Auf Dich wird er doch hören. Aber Eile thut noth. Dein Fritz."

Frau Karoline Mals, Berthold's jüngere Schwester, war eine zierlich gebaute, noch hübsche Frau, deren feine Züge sich aber zu einem bösen Ausdruck verzerrten, als sie den Brief des Lieutenants überflog. Wie die meisten Mütter, hatte sie einen unerschütterlichen Glauben an die unfehlbare Menschenkenntniß und den untrüglichen Scharfblick ihres Sohnes. Eine Heirath ihres Bruders aber schien ihr ein geradezu niederschmetternder Schlag. Seit

ihrer Verheirathung hatte sie auf die wiederholten Vorstellungen ihres Gatten, daß der Haushalt zu viel Geld koste, daß sie über ihre Verhältnisse lebten, daß das beiderseitige Vermögen bereits von ihren luxuriösen Gewohnheiten verschlungen sei, stets mit dem Trost zu antworten gewußt: für die Kinder spart mein Bruder; sie sind ja geborgen durch die Erbschaft. Und nun sollte sich diese zuversichtliche Hoffnung als trügerisch erweisen! In rasendem Zorn ballten sich ihre kleinen Hände: Nein! Diese Heirath mußte vereitelt werden, koste es, was es wolle. Fritz hatte recht; hier gab's kein Zaudern mehr; sie mußte hin zu dem Bruder; mußte dieser Erbschleicherin, die sich seines Herzens bemächtigt, fühlen lassen, daß der gute Mann nicht allein in der Welt stehe, daß er Angehörige habe, die sie durchschauten.

Aber Frau Karoline war klug genug, um einzusehen, daß man in solchem Falle sehr fein zu Werke gehen müsse, seine Absichten nicht verrathen dürfe, und daß es ihre erste Aufgabe sei, die Lage zu prüfen und die Gegnerin kennen zu lernen.

So kam sie denn mit dem sanftesten Lächeln und den süßesten Worten in dem Heim des Malers an. Die Sehnsucht nach dem Bruder habe ihr keine Ruhe mehr gelassen, ob er denn in seinem Herzen und in seinem Hause noch ein Plätzchen für die Schwester übrig habe? Damit führte sie sich ein.

Ihre Zärtlichkeit hatte für Berthold etwas Beschämendes, da er sich ja durch die über sein Vermögen getroffene Verfügung gänzlich von seinen Verwandten losgesagt hatte; der Gedanke, daß er seiner Schwester hierüber ein offenes Bekenntniß schuldig sei, lastete ihm als schwerer Druck auf der Seele.

Auch gegen Therese war Frau Karoline von größter Liebenswürdigkeit, freilich mit einem Tone der Herab-

lassung, der das Mädchen an ihre dienende Stellung erinnerte. Aber während ihr Mund von Schmeicheleien und Dankesworten über die reizende Bewirthung und das entzückende Heim überfloß, beobachtete sie mit scharfen Augen. Sie fühlte mit wahrer Befreiung: noch war die Gefahr abzulenken, noch hatte Berthold kein bindendes Wort zu Therese gesprochen; aber sein begeistertes Lob, seine zartfühlende Aufmerksamkeit, seine gütigen Blicke für die junge Hausgenossin ließen sie, nach den Eröffnungen, die er ihrem Sohne gemacht, befürchten, daß es in Bälde geschehen würde. Freilich, Frau Karoline sparte nicht an leisen Andeutungen, die ihrem Bruder zur Warnung dienen konnten. Sie erzählte mit Vorliebe von unglücklichen Ehen, von diesem und jenem Bekannten, dessen Leben durch eine Frau zerstört worden. Nebenbei zog sie im Stillen über Therese ihre Erkundigungen ein. Weder über das Mädchen, noch über dessen Eltern konnte sie etwas Nachtheiliges in Erfahrung bringen; aber zu ihrer Freude fand sich doch ein dunkler Punkt in der Familie. Theresens Bruder war ein Thunichtgut, der bald als Schauspieler, bald als Schriftsteller, bald als Kaufmann sein Fortkommen suchte, ohne für irgend welchen Beruf die nöthige Willenskraft und Pflichttreue zu besitzen.

„Es war gestern in Bekanntenkreisen zufällig von Ihnen die Rede, Fräulein Therese," bemerkte Karoline eines Mittags anscheinend mit größter Harmlosigkeit. „Sie haben ja einen Bruder —"

Therese erschrak sichtlich und ward roth und verlegen. „Ja," sagte sie leise.

„Sie sprachen mir nie von ihm," sagte Berthold verwundert.

„Ich schäme mich seiner. So lange ich denken kann, hat er nur Kummer und Sorge über uns gebracht."

Sie sah bei den Worten mit so traurigen Augen zu

dem Maler auf, daß dieser zartfühlend sofort dem Gespräch eine andere Wendung gab. Aber seine Schwester schien Gefallen daran zu finden, gerade diese Angelegenheit so häufig als möglich zu berühren und stets in einem solchen Tone des Mitleids und Bedauerns, daß man eine böswillige Absicht nicht argwöhnen konnte.

Eines Tages aber hörte sie eine Männerstimme nach Fräulein Therese fragen und sah, durch die Thüre spähend, einen ziemlich verkommen aussehenden Menschen, den die Haushälterin ihres Bruders rasch in ihr Zimmer schob.

Bleich und verstört kam Therese an diesem Tage zur Mahlzeit.

„Sie hatten ja heute Besuch!“ klang ihr die Stimme Karolinens mit leisem Hohn entgegen.

Das Mädchen antwortete nicht gleich. Scheu und flehend hob sie das Gesicht zu Berthold: „Verzeihen Sie! Mein Bruder war heute da. Er wird nicht wiederkommen. Er wollte Abschied von mir nehmen, wohl auch ein letztes Opfer von mir fordern; er geht fort nach Amerika, um dort ein neues Leben zu beginnen.“

„So haben Sie also diesen Bruder noch unterstützt?“ frug Karoline. „Aber liebes Fräulein, das war sehr unrecht. Davon kommen Sie auch nicht mehr los. Solche Menschen reden nur immer darüber, daß sie ein neues Leben beginnen wollen; aber sie thun es nicht. Sie haben sich da eine Kette an den Hals gehängt für Ihr ganzes Leben.“

Karoline sah, während sie sprach, fest und durchbohrend auf den Bruder, als wolle sie demselben recht eindringlich zu Gehör reden, daß er sich mit seiner Heirath eine sehr wenig wünschenswerthe Zugabe in's Haus ziehen würde.

„Ach, sehen Sie, gnädige Frau,“ entschuldigte sich Therese, „so sehr ich auch den Charakter meines Bruders

verurtheilen muß, er thut mir doch immer leid. Wer im Kampfe um's Dasein einmal aus dem Geleise gekommen und zu Boden gefallen ist, der kann so schwer wieder in die Höhe gelangen. Ich glaube jetzt an seine guten Vorsätze und wollte nur, ich hätte die Mittel, um ihm für den Anfang wenigstens auf die Füße zu helfen. Ohne Geld in einem fremden Lande — es ist so traurig!"

Die feuchten Augen, die thränenverschleierte Stimme des Mädchens rührten Berthold's warmes Herz.

„Den Kopf in die Höhe, liebe Therese! Sie haben Ihre Pflicht an dem Bruder gewiß reichlich erfüllt," sagte er, ihr tröstend die Hand auf die Schulter legend.

Mit mühsam verhehltem Zorn sah Karoline die liebkosende Handbewegung des Bruders; schrill und herb klang ihre Stimme, als sie nun ausrief: „Ich muß gestehen, mir wäre der Gedanke an diesen Bruder des Fräuleins an Deiner Stelle unheimlich, Berthold. Solch' ein verzweifelter Mensch ist ja zu Allem fähig. Er weiß, wie einsam Du hier wohnst; seine Abreise ist vielleicht nur ein Vorwand —"

Therese sah einen Augenblick starr, todtenblaß vor sich hin und brach dann in heftiges Weinen aus.

„Aber ich bitte Dich, Karoline!" rief Berthold verstimmt, „Du bist taktlos!"

Karoline zuckte die Achseln und verließ mit zusammengekniffenen Lippen das Zimmer. Sie konnte ihren Zorn nicht mehr beherrschen.

„O der blinde Thor! Der verliebte alte Narr! Jede Warnung der Vernunft prallt an ihm ab!" Sie stampfte zornig mit dem Fuße; sie hatte Thränen der Wuth in den Augen. Es ärgerte sie maßlos, daß der Bruder Theresens, mit dem sie Berthold abzuschrecken gehofft, gerade jetzt das Feld räumte.

Aber plötzlich warf sie den Kopf in die Höhe und stieß

ein kurzes, böses Lachen aus. Sie stand regungslos eine lange Weile mit einer düsteren, drohenden Miene, einen Gedanken verfolgend, der blitzartig in ihr aufgetaucht war. —

Die Stimmung war fortan keine heitere mehr in dem Heim des Malers. Therese sah noch ernster aus als sonst, und auch Berthold zeigte eine auffallende Verstimmung, als laste auf ihm ein drückendes Unbehagen, dessen Ursache er in sich verschloß.

Frau Karoline sprach von ihrer Abreise; weder der Maler noch Therese vermochten ein Wort des Bedauerns zu erwiedern.

Es war ein sonnenheller Tag, an dem die Dame ihren Koffer packte. Therese hatte früh am Morgen einige Einkäufe gemacht und saß nun am offenen Fenster, zu welchem Blumenduft und goldiges Licht hereinströmte, am Nähtischchen. Da wurde plötzlich die Thüre aufgerissen, und Frau Karoline stürzte herein mit dunkelrothen Wangen, mit glühenden Augen und rief: „Mein Schmuck ist fort! Meine Brillantnadel! Das einzig werthvolle Stück, das ich noch von meiner Mutter besitze! Ich bin außer mir!"

Sie sprach so laut und leidenschaftlich, daß Berthold aus seinem Atelier herbeieilte, um zu hören, was denn geschehen sei.

Therese hatte die Arbeit weggelegt und versuchte die aufgeregte Frau zu trösten. „Der Schmuck findet sich gewiß wieder! Man ist beim Packen zuweilen zerstreut —"

„Nein, mein Fräulein!" rief Karoline, und ihre Stimme klang schrill und schneidend. „Ich bin nicht zerstreut und weiß sehr genau, wo ich meine Sachen verwahre. Auch habe ich den Schmuck hier kein einziges Mal getragen. Ich kann also nur annehmen, daß er gestohlen worden ist."

Sie schrie die letzten Worte so heftig, daß Therese unwillkürlich auf das offene Fenster deutete.

„Aber, gnädige Frau, wie sollte das möglich sein? Es ist kein fremder Mensch in Ihr Zimmer gekommen, unser Mädchen ist treu und ehrlich.“

„Ich habe bereits den Koffer derselben und die Dienstbotenstube durchsucht; ich fand nichts. Ich pflege zu prüfen, bevor ich glaube, mein Fräulein, und weiß, daß der Schein der Ehrlichkeit und die schönste Unschuldsmiene sehr häufig trügen. Aber mein erster Verdacht hat sich auch nicht gegen das Mädchen gewendet.“

„Auf wen sonst?“ fragte Therese, noch immer ihre Ruhe bewahrend.

„Nun, mein Fräulein, nehmen Sie es mir nicht übel, es kann ja sein, daß ich Ihnen Unrecht thue, aber man macht sich natürlich seine Gedanken, wenn ein Werthgegenstand auf so räthselhafte Weise verschwindet. Und da Sie ja doch in meinem Zimmer aus und ein gingen, und ich Sie ja auch nicht näher kenne, liegt doch die Befürchtung nahe —“

Therese war kreideweiß geworden. Sie brachte erst kein Wort über die Lippen. Die Stimme zitterte ihr, als sie endlich voll Entrüstung entgegnete: „Sie wagen es, mich des Diebstahls zu verdächtigen, nur weil Sie mich in einer bezahlten Stellung finden? Ich bin eine Dame wie Sie, Frau Mals, und ich meine, mein Bildungsgrad, die Erziehung, die ich genossen habe, die Familie, der ich angehörte, sollten mich schützen vor einer derartigen, sinnlosen Beleidigung.“

„Es thut mir leid, mein Fräulein: ich hatte nicht die Ehre, Ihre Familie zu kennen; und ich muß gestehen, Ihr Bruder machte mir gerade keinen vertrauenerweckenden Eindruck. Aber es gibt ja ein Mittel, mich von Ihrer Unschuld zu überzeugen, das mir einen viel beruhigenderen Eindruck machen würde, als Ihre hochtrabende Zurückweisung. Führen Sie mich in Ihr Zim-

mer, geben Sie mir Ihre Schlüssel! Lassen Sie mich nachsehen, ob mein Schmuck sich nicht zu Ihnen verirrt hat!"

Therese hatte die Hände vor das Gesicht gedrückt, als vermöchte sie das Licht des Tages nicht mehr zu ertragen nach dem ihr angethanen Schimpf. Mit zitternden Händen, mit wirren Augen suchte sie erst in der Tasche, dann in ihrem Nähkörbchen nach dem kleinen Schlüsselbund.

„Hier — hier! Suchen Sie doch!" stieß sie hervor, fassungslos sich an den Stuhl klammernd, als müsse sie zu Boden sinken. Einmal richteten sich ihre großen, angstvollen Augen wie flehend auf Berthold. Sie schienen zu sagen: „Warum helfen Sie mir nicht? Warum kein Wort der Vertheidigung? Auch Sie zweifeln an mir?"

Aber Berthold sah düster zu Boden. Auch er war in peinlichster Erregung.

„Sei so freundlich und komme mit," wendete sich Karoline an ihren Bruder. „Darf ich Sie bitten, mein Fräulein, uns zu folgen?"

Blaß, in stummer Empörung stand nun Therese neben dem Maler in ihrem Stübchen, während die Dame eine genaue Untersuchung vornahm. Sie öffnete den Kleiderschrank, sie blickte in jedes auf der Kommode stehende Kästchen. Dann kamen die Schubladen an die Reihe; die unterste, in der in säuberlich zusammengebundenen Päckchen die Wäsche lag, dann eine zweite mit Handschuhen, Bändern, Tüchern u. s. w. Ueberall musterhafte Ordnung in dem spärlichen Besitz. In dem obersten Fach verwahrte Therese mehrere Albums, verschiedene Andenken an die Kinderzeit, auch ihre alten Skizzenbücher. Prüfend, mit dem Zwicker über den Augen, hielt Frau Karoline Musterung bis in die fernste Ecke. Zuletzt öffnete sie ein kleines Holzei, das, rothangestrichen und bemalt, wohl einst ein Ostergeschenk gewesen war. Und nun entfuhr ihr

ein Schrei, halb der Entrüstung, halb des Triumphs. „Also doch! Sieh her, Berthold! Hier in diesem Ei! Natürlich! Wer sollte auch auf diesen feinen Schlupfwinkel kommen! Hier meine Nadel! Du kennst sie ja! Du siehst, daß ich dem Fräulein nicht Unrecht gethan habe! Bitte, wie erklären Sie die Anwesenheit meines Schmuckes in Ihrem Schubfach, Fräulein Therese, da ich es ja nicht wagen darf, Sie des Diebstahls zu verdächtigen?"

Mit großen, glanzlosen, starren Augen blickte Therese auf das höhnisch zu ihr geneigte Frauengesicht, auf das Ei, auf die Nadel. Wie ein aus dem Traum emporgeschreckter Mensch, der nichts begreift von dem, was um ihn her vorgeht, stammelte sie: „Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht!"

Dann sank sie auf einen Stuhl nieder und starrte vor sich hin in's Leere.

Berthold aber entfuhr ein schwerer Seufzer, und sein ernster Kopf neigte sich tiefer als sonst auf die Brust herab, wie gebeugt von einer niederschmetternden Enttäuschung.

Plötzlich fuhr Therese empor, und die Hände flehend aufhebend, sah sie ihn an mit ihrem todestraurigen Blick, in ihrer wahnsinnigen Seelenangst.

„O nicht wahr, Sie glauben mir, Herr Kerner! Ich flehe Sie an, sagen Sie nur ein Wort. Ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir heilig ist, ich weiß nicht, wie der Schmuck hierher kommt!"

Karoline antwortete mit einem kurzen, höhnischen Auflachen. Auch Berthold blieb ungerührt: „Ich hätte das Geschehene von Ihnen nie für möglich gehalten, mein Fräulein," sagte er traurig, aber streng und finster. „Meine eigenen Augen kann ich nicht Lügen strafen. So lange noch ein Zweifel übrig blieb, habe ich das naheliegende

Mißtrauen gegen Sie zurückgewiesen; ich habe geschwiegen, als vor etlichen Tagen eine Summe fehlte, die ich in Ihrer Gegenwart in die unverschlossene Schublade meines Schreibtisches gelegt hatte. Nun, nach dieser Entdeckung kann ich Sie nicht länger vor mir selber vertheidigen, nun finde ich keine Möglichkeit mehr, Sie zu entlasten."

Mit einem Aufstöhnen sank Therese auf ihren Stuhl zurück. Sie drückte die Hände an die Schläfen, und so verstört war ihr Blick, eine so furchtbare Verzweiflung sprach aus dem blassen Gesicht, daß Berthold, weicher werdend, in tiefem Schmerze hinzufügte: „O, hätten Sie sich doch mit einer Bitte an mich gewendet! Es kann Sie ja nur eine bittere Verlegenheit, die äußerste Noth zu einer solchen That veranlaßt haben."

„Davon bin auch ich überzeugt," sagte nun auch Karoline in einem viel milderen Tone. „Nicht aus eigenem Antriebe, nicht für sich selbst hat das arme Mädchen die Hand nach fremdem Eigenthum ausgestreckt. Sie that's für den Bruder, und dieser trägt die moralische Schuld. Darum möchte ich Dir einen Vorschlag machen, Berthold: Laß uns über die Sache schweigen! Daß Fräulein Therese nicht mehr im Hause bleiben kann, versteht sich ja wohl von selbst; aber ich möchte nicht durch eine Anzeige ihre ganze Zukunft vernichten, und ich weiß, auch Dir würde das widerstreben, lieber Bruder. Ja, ich will sogar dem Dienstmädchen erzählen, der vermißte Schmuck habe sich unter meinen Sachen wieder gefunden, und für Fräulein Theresens rasche Abreise einen Vorwand ersinnen. Wir Beide, Berthold, wollen dieses traurige Vorkommniß für uns behalten."

Berthold drückte der Schwester dankbar die Hand für ihre schonungsvolle Güte, und Karoline fuhr leise fort: „Lassen wir sie jetzt allein mit ihrer Reue!"

Sie zog ihn mit sich fort. Aber als er erschöpft und

mit einem Gefühl unsagbarer Menschenverachtung, trostlosen Ekels vor dem Leben, in seinem Zimmer auf das Sopha niedergesunken war, kehrte sie noch einmal zu dem unglücklichen Mädchen zurück.

„Bis fünf Uhr wird eine Droschke Sie mit Ihrem Gepäck abholen," bemerkte sie kurz. „Ordnen Sie bis dahin Ihre Sachen!"

Karoline wußte es auch einzurichten, daß Therese das Heim verließ, ohne Berthold noch einmal sprechen zu können. Dieser hatte sich eingeriegelt und war nicht bei Tisch erschienen. Auch Abends, als er mit der Schwester allein bei der Mahlzeit saß, ließ er die Speisen fast unberührt.

„Du mußt es Dir nicht so zu Herzen gehen lassen, Berthold," tröstete sie. „Ich begreife ja sehr wohl, daß Dir die Undankbarkeit dieser Person, die Du fast etwas zu sehr verwöhntest, wehe thun muß. Aber ein Glück ist's, daß sich ihr Charakter zur rechten Zeit geoffenbart hat. Wer weiß, wozu es gut ist."

Berthold schüttelte traurig den Kopf. „Ich sage Dir, es ist sehr schlimm, Karoline, sehr schlimm, daß ich eine solche Erfahrung machen mußte. Endlich nach Jahren hatte sich mein Herz wieder einem Menschenkinde angeschlossen, eine kurze Weile habe ich mich nicht mehr einsam gefühlt, nicht mehr losgetrennt von der ganzen Welt —"

„Aber Berthold, wie kannst Du das sagen? Hast Du nicht uns, mich und die Kinder! Du weißt gar nicht, wie mein Fritz an Dir hängt."

„Dein Fritz! O ja, das weiß ich allzu gut, wie der an mir hängt!" versetzte der Maler mit einem herben Lachen, das die Schwester erschreckte. Aber ein schwererer Schrecken harrte ihrer noch.

„Ich bin Dir noch eine Eröffnung schuldig," fuhr ihr

Bruder fort. „Ich habe bereits Deinem Sohne einige Andeutungen gemacht, er möchte sich nicht auf den Erbonkel verlassen."

„Allerdings," erwiederte Karoline und hatte Mühe, ihre gespannte Erregung zu verbergen. „Allerdings, Fritz erzählte mir davon. Er dachte sogar, Du hättest Heirathsgedanken. Natürlich, solch' ein verliebter Lieutenant wittert überall einen Roman."

Sie versuchte dann einen scherzenden Ton anzuschlagen, aber sie athmete rasch und ihre Pulse klopften.

„Fritz irrte sich. Ich besitze überhaupt kein Vermögen mehr, das ich vererben könnte."

Das Lächeln auf Karolinens Lippen erstarb. Mit ruhelosen Augen, mit gepreßter Stimme stieß sie die Fragen hervor: „Du hast Unglück gehabt? Du hast spekulirt — verloren? Aber um Gottes willen, Berthold, warum erfuhr ich davon kein Wort bis jetzt? Das ist ja schrecklich!"

Es klang kein Mitleid, keine Theilnahme aus den Worten; nein, eine ganz persönliche Angst, eine wahre Todesangst. Und mit einem Male stieg Berthold wieder ein starker Zweifel auf an der schwesterlichen Zuneigung, die Karoline ihm in den letzten Wochen so geschickt vorzuheucheln gewußt hatte.

In ziemlich hartem Tone erwiederte er: „O, beruhige Dich nur! Ich selbst bin wohl geborgen und beziehe eine recht hohe Leibrente bis zu meinem Tode. Mein Kapital aber gehört nicht mehr mir, sondern der Rentenanstalt, der es nach meinem Ableben verfällt. Du siehst, es wäre nur schrecklich für Jene, die etwa darauf gewartet hätten, daß ich die Augen zumache."

Karoline hatte alle Selbstbeherrschung verloren; sie war blaß geworden bis in die Lippen. Auf ihrem sonst so glatten Gesicht lag der Ausdruck ohnmächtiger Wuth,

die ihr aus den Augen funkelte. „O, in der That, sehr rücksichtsvoll gegen Deine Verwandten! Ein Egoismus, den ich Dir doch nicht zugetraut hätte!" stieß sie hervor, alle Verstellung über Bord werfend, jeden Schein verachtend.

Berthold blickte sie fest und durchdringend an, sein Gesicht wurde immer düsterer und trauriger. Mit wahrem Haß stand ihm die Schwester nun gegenüber; er errieth, daß es nur häßliche Gier nach seinem Besitze gewesen, die ihr schmeichelnde, süße Worte auf die Zunge gelegt hatte; er las es ihr von dem verblaßten, zornbebenden Munde ab, daß auch sie ihm seit Jahren laut und leise ein „seliges Ende" gewünscht hat. Und wenn auch sein Herz sich zusammenkrampfte in schmerzlichem Abscheu, er fühlte in diesem Moment, da er die Gesinnung Karolinens erkannte, doch auch einen gewissen Triumph, daß er seinen Verwandten diese Enttäuschung bereitet hatte.

„Weißt Du, Schwester," sagte er ernst und frostig, „zum Egoisten wird man oft durch die Menschen gemacht. Wenn man zum Beispiel mit anhört, wie der eigene Neffe — derselbe Fritz, der, wie Du sagst, so viel auf mich hält — seinem Onkel eine Lungenentzündung an den Hals wünscht, weil derselbe noch nicht bejahrt genug ist, um an Altersschwäche zu sterben, dann weiß man, was man von der Liebe seiner Verwandten zu halten hat, und richtet sich darnach."

Ein Glück für Lieutenant Fritz, daß er in diesem Augenblicke seiner Mutter nicht gegenüberstand. Auf ihn hätte sie ja mit einem gewissen Recht ihren rasenden Zorn abladen können. So mußte sie all' ihren Groll, all' ihre Wuth in sich verschlucken und ganz allein die beschämende Verachtung tragen, welche der Ton, der Blick ihres Bruders ausdrückte. Nur ein Lachen entfuhr ihr plötzlich, ein häßliches, boshaftes Lachen.

„Nun, Berthold, Du hast Dich von uns losgesagt! Vielleicht bereust Du es noch einmal. Du stehst jetzt allein in der Welt. Mutterseelenallein!"

So gingen sie auseinander, Kinder einer Mutter, eisig kalt, getrennt im tiefsten Innern, wie Feinde.

Karoline warf noch einige gallenbittere Worte an ihren Sohn auf's Papier, um ihm mitzutheilen, daß Alles verloren sei, und durch seine Schuld. Dann verließ sie mit einem bohrenden Stachel im Herzen das Heim des Bruders.

Hier ward es wieder ganz still. Aber Berthold empfand diese einsame Ruhe nicht mehr als Segen. Die Erfahrungen der letzten Zeit hatten ihn verdüstert und ihn menschenscheu gemacht. Er konnte sich nicht dazu entschließen, eine neue Haushälterin zu miethen, ein fremdes Gesicht an seinem Tische zu sehen. Mit der Magd hauste er weiter, mehr als je ein Sonderling, der nur bei seinen Bildern Erholung fand, dem die Abschiedsworte der Schwester mit bitterem Nachhall durch die Seele klangen. Allein, mutterseelenallein!

3.

Es war Herbst geworden. Ein häßlicher Nordwind pfiff durch die Straßen, und Lieutenant Fritz hatte den Kragen hoch aufgeschlagen und schüttelte sich die schweren Regentropfen vom Mantel, ehe er in den hellerleuchteten Laden des Kunstgewerbevereins trat, um dort im Auftrage seines Hauptmanns für den Speisesaal des Offizierkasino's einen Einkauf zu machen.

Lieutenant Fritz Mals war in den letzten Monaten bedeutend ernster geworden. Er hatte die bittere Pille, keine Aussicht auf eine künftige Erbschaft zu haben, welche ihm die Mutter völlig unverzuckert, sogar noch mit heftigen Vorwürfen dargeboten hatte, mit grimmigem Gesicht

verschluckt und einige recht katzenjämmerliche Tage verlebt, die ihm unliebsames Nachdenken brachten; dabei war ihm klar geworden, daß er ein Anderer werden müsse, und er nahm sich vor, daß er es werden wolle.

So hatte Berthold's Vermögensverfügung, die so viel böses Blut gemacht, für den Neffen eine günstige Folge, da sie ihn aus dem Leichtsinn aufschreckte, und das Bewußtsein, daß er künftig nur auf sich selbst angewiesen sei, ihn erst zum Manne reifte.

Fritz hatte ein paar große Wappen zu bestellen, die als Wandschmuck in dem Speisesaale des Kasino's angebracht werden sollten.

„Sie würden wohl am besten thun, mit der Malerin selbst Rücksprache zu nehmen," bemerkte die Verkäuferin, „damit die Embleme völlig richtig ausgeführt werden. Ich will Ihnen die Adresse aufschreiben, Herr Lieutenant."

Mit ziemlicher Unlust bemerkte Fritz, daß die Wohnung der Malerin am äußersten Nordende der Stadt gelegen war, in dem einsamsten Viertel. Aber die Sache hatte Eile, da nächstens ein Fest im Kasino stattfinden sollte, und so machte er sich denn trotz des Unwetters sofort auf den Weg.

Er stieg in einem düsteren Hause vier Treppen empor. Auf sein Klingeln öffnete ihm ein dunkelgekleidetes Mädchen, offenbar die Malerin selbst. Es fiel ihm auf, daß sie bei seinem Anblick überrascht, ja fast bestürzt einige Schritte zurücktrat; dann aber, als er bemerkte, er komme wegen einer Bestellung, öffnete sie die Thüre eines Dachzimmers, in dem es nach Oelfarbe roch, und hieß ihn mit einer Handbewegung eintreten und sich setzen.

Wie sie ihm nun in dem Lampenlicht gegenüberstand, schienen auch ihm ihre Züge bekannt, obwohl er sich doch wieder gestehen mußte, daß er nie ein so hoffnungslos-trauriges, so lebensmüdes Gesicht erblickt habe, wie das ihre.

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein," konnte er nicht umhin, zu sagen, „habe ich nicht schon früher das Vergnügen gehabt, Sie im Hause meines Onkels —"

Ihre dunkelumschatteten Augen sahen ihn finster an. „Warum fragen Sie?" erwiederte sie, ihn unterbrechend. „Sie wissen sehr wohl, daß ich es verlassen habe und warum."

Es war etwas Verletzendes in ihrem düsteren, höhnenden Ton, und Fritz hatte einen Augenblick Lust, ohne weitere Höflichkeit seinen Auftrag zu ertheilen. Aber der schmucklose, frostige Raum mit der dunklen, armseligen Kammer daneben, und die hagere, bleiche Frauengestalt vor ihm machten einen solchen Eindruck der Trostlosigkeit, daß das Mitleid überwog. Auch war er gewissermaßen neugierig, zu erfahren, wie das Fräulein, das im Hause des Onkels recht vergnügt und zufrieden ausgesehen hatte, in diese traurigen Verhältnisse gekommen war.

„Ich hörte allerdings von meiner Mutter, daß Sie von meinem Onkel fort seien," bemerkte er, „aber sie hat mir nichts weiter darüber erzählt."

„Wirklich nicht?" brach es nun wieder mit dem dumpfen, herben Klang von den Lippen des Mädchens. „O, wie gütig von ihr! Ihre Mutter hätte Ihnen ja berichten können, daß sie mich mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt hat, da es sich klar herausstellte, daß ich — gestohlen hatte."

Der Lieutenant drehte an seinem Schnurrbart und zog die Brauen in die Höhe, wie er es in peinlichen Augenblicken zu thun pflegte. Das aufgeregte Wesen des Mädchens, ihre Augen, die nun ganz fieberhaft glänzten, ihr wildes Gebahren ihm, dem fast Fremden gegenüber, legten ihm die Vermuthung nahe, die arme Malerin sei nicht ganz klar im Kopfe, und er fand es am klügsten, sie durch keinen Widerspruch zu reizen und sich dann möglichst rasch dieser nicht eben angenehmen Lage zu entziehen.

„Ja, Ihre Mutter hat selbst den Schmuck, den sie vermißte, in meinem Schubfach gefunden, und Ihrem Onkel fehlte eine Summe, die Niemand genommen haben konnte, als ich. Es war reine Güte, daß Ihre Mutter keine Anzeige machte! Ich wäre eingesperrt worden. Wer hätte mir es denn vor Gericht geglaubt, und wenn ich es auch mit hundert Eiden beschworen haben würde, daß ich den Schmuck nicht angerührt und von dem Gelde nichts gewußt habe? Ich war ja eine überführte Diebin, da der Schmuck in meiner Kommode lag! Wer sollte ihn dahin gebracht haben, wenn nicht ich? Wüßte ich nur, ob Jemand ein Interesse daran gehabt haben konnte, mich zu verderben und von Ihrem Onkel fortzutreiben, so wäre die Aufklärung ja freilich gar nicht so schwer!"

Der Lieutenant machte eine plötzliche Bewegung nach seinem Halse, als würde ihm der Kragen zu eng, und sprang dann vom Stuhle auf. Ein Gedanke war ihm durch den Kopf gefahren, der ihm einen Schauder über den Rücken jagte. Er erinnerte sich mit einem Male an seine Besorgniß, der Onkel könne seine Haushälterin heirathen, an seinen Brief an die Mutter, an deren rasche Abreise. Es hatte also wirklich Jemand ein lebhaftes Interesse gehabt, das Mädchen aus der Nähe des Malers zu entfernen.

Es hatte sich seiner eine peinigende Angst bemächtigt. Nur um seine Verlegenheit zu verbergen, bemerkte er: „Mein Onkel hielt so große Stücke auf Sie, wie konnte ein solcher Verdacht sein Vertrauen erschüttern?"

Es zuckte um Theresens Lippen. Ihre Augen, in denen eben noch ein finsterer Unwille, eine verzweifelte Anklage geglüht hatten, wurden feucht von Thränen. Dann drückte sie die Hände vor das Gesicht. „O, das — das ist mir das Furchtbarste! Alles Andere hätte ich leichter ertragen! Wenn ich mich gleich schäme, auf die Straße

zu gehen, weil ich fürchte, die Menschen würden mit Fingern auf mich deuten, es bleibt mir in meinem einsamen Winkel doch der Trost: Du bist ja unschuldig. Es muß einst an den Tag kommen, wenn es eine ewige Gerechtigkeit gibt! Dieser Gedanke allein verschafft mir Kraft und Geduld. Aber wenn ich daran denke, daß Ihr Onkel mich verachtet, dann begreife ich es überhaupt nicht, daß ich noch lebe, mich nicht lieber gleich über die nächste Brücke hinabstürze. Zum ersten Male in meinem Leben hatte ich ein Heim gefunden, ohne Sorge und ohne Trübsal. Ich hatte Ihren Onkel verehrt, wie nie einen Menschen zuvor; er war mir das Ideal gewesen von Edelmuth und Güte. Und auch er hat sich von mir abgewendet und mich verdammt! — Sagen Sie es ihm, daß mich diese Erinnerung in den Tod getrieben hat, wenn ich dieses armselige Leben einmal nicht mehr ertrage."

Blaß und verlegen stand der Lieutenant vor dem weinenden, erschütterten Mädchen; er hatte Mühe, durch eine gleichgiltige Miene zu verbergen, wie tief ihn ihre Mittheilung erregte. So rasch als möglich entledigte er sich endlich seines Auftrags und athmete ordentlich auf, als er wieder im Freien stand. Aber wie tief er auch die kühle Luft einsog, wie er auch im Sturm dahineilte, den Druck, der ihm auf der Brust lag, vermochte er nicht abzuschütteln.

Mit nachdenklicher Miene saß er des Abends im Kasino.

„Du willst wohl künftig in ein Trappistenkloster eintreten und übst Dich jetzt schon im Schweigen," neckten ihn die Kameraden. Aber kein Witz vermochte ihm ein Lachen zu entlocken. Er ging früh nach Hause und schrieb einen langen Brief an seine Mutter. Er hatte dies lange nicht mehr gethan. Seit dem Sommer war eine gewisse Entfremdung zwischen ihnen eingetreten. Nun erzählte er ihr ausführlich, wie er die einstmalige Haushälterin

des Onkels getroffen, welch' rührenden Eindruck ihm das verdüsterte Mädchen gemacht; er frug dringend, ob denn zwingende Beweise ihrer Schuld vorhanden gewesen seien, da sich an dieselbe bei ihrem sonstigen Charakter kaum glauben lasse.

Er erhielt lange keine Antwort, und als endlich der Brief der Mutter kam, war seine Frage völlig umgangen und Theresens mit keiner Silbe erwähnt. —

Die bei der Malerin bestellten Wappen wurden an dem vereinbarten Termin nicht abgeliefert. Das verstimmte den Lieutenant mehr, als er sich eingestehen mochte. Nicht als ob ihm so viel an dem Wandschmuck gelegen gewesen wäre, nein, er wurde die Angst nicht los, das arme Mädchen könnte wirklich eines Tages ihrem Leben ein Ende machen, und als er im Kunstgewerbehause hörte, die Malerin habe sich seit langer Zeit nicht mehr sehen lassen, lief er spornstreichs nach deren Wohnung.

In seiner Beklemmung, ob und wie er sie finden würde, sprang er so hastig die Treppe empor, daß er auf einem finsteren Absatz plötzlich an eine von oben herabkommende Person anrannte. Ein Schreckensschrei, ein zu Boden klirrender Gegenstand von Glas oder Porzellan, der in Stücke zerschellte. Der Lieutenant stammelte eine Entschuldigung.

„Ach, meine Tasse und mein Teller!" rief eine jugendliche Stimme im ersten Augenblick sehr ärgerlich und suchte, sich bückend, nach den den Händen entglittenen Gegenständen.

Doch wie der junge Offizier nun mit einem wiederholten: „Verzeihung, es ist ja so stockfinster!" seine Zündhölzer anstrich, und das kleine Flämmchen die weit umhergestreuten Scherben feinen Porzellans beleuchtete, während eine zierliche Tasse noch wohlerhalten in der Umhüllung auf dem Boden lag, gewann das Komische des Vorfalls

über die junge Dame die Oberhand und sie lachte unwillkürlich auf.

„Ich war bei der Malerin, es wurde mir nicht aufgemacht, und nun braucht sie den Teller ja gar nicht mehr zu malen," sagte sie lustig, während sie mit dem zierlichen Fuße die Scherben zusammenstrich, und der Lieutenant ein Zündhölzchen nach dem anderen anzündete, auf die Gefahr hin, sich seine Handschuhe zu verbrennen.

„Und daran trage ich die Schuld, ich bin so sinnlos heraufgestürmt," meinte er.

„Ach, es war ja auch von mir sehr kindisch, so zu erschrecken!"

Sie lachten nun Beide. Es ward wieder ganz dunkel; des Lieutenants Streichhölzer waren verbraucht. Da klang von oben eine Stimme: „Hat Jemand bei mir geklingelt? O bitte, wenn Sie sich noch einmal heraufbemühen wollen."

Fritz athmete auf: die Malerin lebte also noch! Hinter dem jungen Mädchen schritt er die dunklen Stufen empor. Oben in der hellen Stube erkannte er erst, mit welch' reizendem Persönchen ihn der Zufall auf so drollige Weise zusammengeführt hatte. Es war ein allerliebstes, muthwilliges, etwas selbstbewußtes Gesichtchen, das unter einer dunklen Pelzmütze hervorschaute und mit einem kurzen, kühlen Nicken seine Vorstellung entgegennahm.

Therese entschuldigte durch Unwohlsein ihre Verzögerung der Arbeit, und sah noch müder, noch trauriger aus, als das letzte Mal.

Fritz war froh, daß er nicht allein ihren unglücklichen Augen gegenüberstehen mußte, vor denen er ein Gefühl der Schuld nicht los werden konnte. Die junge Dame machte mehrere Bestellungen und wollte nächstens wieder nachsehen und neues Porzellan statt des zerbrochenen bringen.

Der Lieutenant begleitete sie die Treppe hinab und

auch auf der Straße bis zum nächsten Droschkenplatz. Er bat nochmals um Vergebung wegen seines Mißgeschicks.

„Ich bitte Sie, was liegt daran?“ erwiederte das junge Mädchen — sie hieß Hedwig Brauner, wie er auf der bei Therese auf dem Tisch liegenden Visitenkarte ersehen hatte — mit einem vornehmen Achselzucken. „Ob der Teller früher oder später gemalt wird, ist ja einerlei. Ehrlich gestanden, ich nehme meine Bestellungen bei Fräulein Müller nur als Vorwand, weil ich durch unseren Arzt hörte, wie unglücklich, wie stolz und scheu sie ist. Sie thut mir sehr leid. Unser Arzt sagte, sie sei aus guter Familie, und es sei ihr gewiß ein großes Unrecht geschehen, das sie so vergrämt hat. Sehen Sie, solche Menschen, die ein armes, einsames Mädchen unglücklich machen, die möchte ich strafen dürfen. Es wäre mir ein wahrer Genuß, an ihnen Vergeltung zu üben!“

Dabei blitzten die jungen Augen drohend unter den dichten, dunklen Brauen hervor, und das weiche Mündchen wölbte sich energisch.

Lieutenant Fritz bemerkte ganz kleinlaut: „Ja, Sie haben vollkommen Recht.“

Es war merkwürdig, wie sehr er sich plötzlich für dekorative Malerei interessirte, wie er bei seinen reichen Kameraden bald einen hübschen Ofenschirm, bald eine Eckfüllung in der Zimmereinrichtung vermißte; wie bereitwillig er sich anbot, bei einer ihm bekannten Malerin die Bestellung zu machen. Gerade an jenen Tagen, an welchen Fräulein Brauner die dunklen Treppen des düsteren Hauses emporstieg, wußte auch er sich bei Therese einzufinden, immer mit einem höchst wichtigen Auftrage. Er schien es sich zur Aufgabe gestellt zu haben, das unglückliche Mädchen durch die Arbeit, durch die Schmeicheleien, die er ihr über ihre Kunst sagte, an das Leben zu fesseln; doch da er als praktischer junger Mann gern das Nütz-

liche mit dem Angenehmen verband, so dünkte es ihm ein großer Gewinn, wenn die lustige Stimme, das muthwillige Köpfchen Hedwig's das düstere Dachzimmer erheiterten.

Das Fräulein aber fand an diesen Begegnungen sichtlich nicht so viel Gefallen, als er selbst, und als ihr der Lieutenant, den sie zum vierten Male zufällig bei Therese getroffen, wieder seine Begleitung anbot, sagte sie ziemlich schnippisch: „Nein, ich danke! Ich will nicht, daß man hier in der Nachbarschaft denkt, ich ginge nur zu der Malerin, um dort einem Offizier zu begegnen. Man setzt ja ohnedies bei allen Damen die Schwärmerei für die Uniform voraus; aber bei mir trifft das nicht zu. Ich ärgere mich, wenn jeder Lieutenant sich für unwiderstehlich hält."

Fritz stand verblüfft, mit der Hand an der Mütze, bei dieser unerwarteten Zurechtweisung. „Das fehlte gerade noch! Das fehlte noch!" murmelte er, der leichten Gestalt nachblickend, vor sich hin.

Er hatte wahrlich der peinlichen Gedanken genug: die für sicher gehaltene Erbschaft war ihm entgangen, seine Mutter grollte ihm, sein Vater war in übelster Laune; zudem quälte ihn eine dumpfe Sorge, so oft er an Therese dachte.

Und nun war er obendrein verliebt in ein Mädchen, das nichts von ihm wissen wollte!

— — — — — — — — — — — —

Aber das Schicksal schien beschlossen zu haben, dem jungen Offizier mit aller Macht und in jeder Weise Lebensernst zu predigen. Er hatte endlich die frohe Aussicht, Hedwig auf einem Balle zu treffen; auf seine Veranlassung war ihrem Vater, einem Fabrikbesitzer, die Liste zu dem Offiziersball zugeschickt worden; in größter Aufregung hatte Fritz dieselbe durchsucht und gefunden, daß

die Einladung angenommen worden war. Doch wie er nun mit ein paar reizenden Sträußchen in seine Wohnung trat, um sich für das Fest in höchste Gala zu werfen, lag auf seinem Tische ein Telegramm seines Vaters: „Komm sofort. Mutter schwer krank."

Statt eines fröhlichen Abends öde, lange Stunden im frostigen Eisenbahnwagen, statt verlockender Walzerklänge das Schnauben der Lokomotive, statt lachender Worte düstere, einsame Gedanken!

Aber das Schwerste harrte seiner bei der Ankunft. Er fand seine Mutter sehr krank, glühend von Fieber, nach Athem ringend. Aber keine wohlthuende Betäubung umfing ihre Sinne. Sie wälzte sich in rastloser Aufregung umher, und als er nun zu ihr trat, da klammerten sich ihre trocken-heißen Hände an seinen Arm, ihre eingesunkenen Augen winkten den Anderen, sich zu entfernen, und mit keuchender Stimme flüsterte sie dem Sohn das Bekenntniß einer Schuld zu, die sie keine Ruhe finden ließ, die sie quälte Tag und Nacht.

Geahnt hatte Fritz ja, was er nun vernahm: in ihrem heißen Bestreben, ihren Bruder an einer Heirath mit seiner Haushälterin zu verhindern, hatte sie eigenhändig ihren Schmuck in die Kommode des Mädchens gelegt, zu welcher sie die Schlüssel während Theresens Abwesenheit aus dem Nähkörbchen entnommen, hatte, um Berthold dem Verdachte zugänglicher zu machen, bereits vorher eine Summe aus dessen Schreibtisch entwendet.

„Mutter, Mutter!" Das war Alles, was Fritz zu sagen vermochte, und es klang mehr Mitleid als Vorwurf aus seiner Stimme, denn er sah ja, mit welchen Schmerzen sie die Worte hervorstieß, wie ihr das brennende Haupt halb ohnmächtig zurücksank in die Kissen und doch keine Ruhe fand, sondern immer auf's Neue von der Seelenangst emporgerissen wurde.

„Ich that's für euch, Fritz, für euch! Und es war umsonst, ganz umsonst! Und nun muß ich sterben mit der Schuld auf dem Gewissen. O nein, nein! Ich will Therese um Verzeihung bitten, ich will Berthold Alles sagen, aber dann werde ich wieder gesund, nicht wahr, Fritz? Dann hören diese furchtbaren Schmerzen auf, hier und hier."

Sie deutete auf ihre Stirne, auf ihre Brust und stöhnte laut auf.

Es war eine furchtbare Nacht. Jeder meinte, das düstere Rauschen des Todesengels zu vernehmen. Der Arzt sprach von höchster Gefahr. Am Morgen aber ging es überraschend besser, und diese unerwartete Wendung hielt vor.

Aber es war seltsam. Während die Kranke beim Beginn des Fiebers unermüdlich nach Fritz verlangt, während sie in ihren schlimmsten Stunden kaum die Hand des Sohnes losgelassen hatte, schien es ihr nun, da es ihr besser ging, stets peinlich, wenn er sich in ihrer Nähe befand, und sie bemerkte wiederholt, er könne nun zu seinem Regiment zurückkehren, sie sei ja wieder gesund. Aber Fritz gab hierauf keine Erwiederung, ja er bat sogar seinen Oberst um eine Urlaubsverlängerung. Er sah klar voraus, daß er mit seiner Mutter einen Kampf auszufechten haben werde, und mußte warten, bis sie sich genug gekräftigt haben würde, um eine Aufregung zu ertragen.

Die Tage gingen hin, und endlich mußte er in den Dienst zurück. Mit keiner Silbe hatte Karoline mehr an jene Beichte erinnert, die sie in Todesangst dem Sohne abgelegt hatte, und als er am letzten Abend, nachdem er vorsichtig die Thür geschlossen, an ihr Bett trat und mit ernster Miene leise sagte: „Du erlaubst doch, Mutter, daß ich statt Deiner Onkel Berthold mittheile, welches Unrecht seiner Haushälterin geschehen ist?" — da richtete

sie sich unwillig auf und fragte in einem feindseligen Tone: „Wie meinst Du das? Ich verstehe Dich nicht.“

„Mutter, es ist nutzlos, Dich mir gegenüber zu verstellen, unmöglich, das Geständniß, das Du mir gemacht, aus meiner Erinnerung zu verwischen.“

Sie suchte dem fest auf sie gerichteten Blicke ihres Sohnes auszuweichen.

„Wie, Du willst erzählen, was ich im Fieber, im Delirium sprach? Ich weiß es nicht mehr, aber gewiß, es war Thorheit, es war Wahnsinn!“

„Es war die Wahrheit, Mutter! Ich hatte sie errathen, noch ehe Du gesprochen, obwohl es mir schwer wurde, Dir eine solche Handlung zuzutrauen.“

Karoline hüstelte ein wenig. „Geh' mir doch mit Deiner moralischen Entrüstung, Fritz,“ sagte sie dann spottend. „Sie steht Dir schlecht zu Gesicht. Du hast meinen Bruder in's Grab gewünscht; das ist auch nicht edler als das, was ich gethan habe; und jedenfalls war es höchst unklug, Deine Gedanken so laut auszusprechen, daß sie ihm zu Ohren kamen. Dein Beweggrund war ganz derselbe, wie der meine: Du wolltest des Onkels Geld, und ich suchte es euch zu erhalten. Daß ich mich irrte, daß ich keinen Erfolg hatte, das war allein Deine Schuld.“

„Verzeih, Mutter, zwischen unseren beiden Vergehen ist doch ein großer Unterschied. Leichtfertige Worte sagt man ja oft, und es war ein Unglück, daß Onkel Berthold sie einmal gehört hat; aber zu einer That, wie Du sie begangen hast, würde ich mich niemals hergegeben haben. Nein, ich mag mich auch nicht zu ihrem Mitwisser, zu ihrem Hehler erniedrigen! Ich muß den Onkel aufklären, die Unschuldige von dem Makel befreien, der auf ihr lastet.“

„So, also das fremde Frauenzimmer soll entlastet

werden, und daß Du dabei Deine Mutter bloßstellst, das gilt Dir gleich?"

„Aber, Mutter, das Mädchen hat ja gar nichts verbrochen; und sie soll nun büßen für unser Erbschaftsgelüste? Sie hat allen Lebensmuth verloren, sie wird am Ende noch in ihrer Verzweiflung in's Wasser laufen, und wir tragen dann die Schuld!"

„Wenn dieses Fräulein Therese um zehn Jahre jünger wäre, dann könnte ich allenfalls begreifen, warum sie Dir gar so sehr am Herzen liegt," sagte Karoline mit einem kurzen, nervösen Lachen.

„Spotte nicht, Mutter! Rufe Dir nur Deine Stimmung vor zwei Wochen zurück, in der auch Dir der Gedanke an sie wie ein Alp auf der Brust lag. Und wenn je wieder eine solche Stunde für Dich käme —"

Karoline wendete sich hastig dem Sohne zu. „Warum glaubst Du das? Hat der Arzt gesagt, es könnte ein Rückfall eintreten? Ist die Krankheit noch nicht völlig vorüber?" frug sie in neuerwachter Angst. Und dann, nach einem schweren Aufathmen, fügte sie hinzu: „Thue, was Du willst, Fritz; sage Alles, wenn es sein muß, aber quäle mich nicht mehr, laß mich in Ruhe!"

Sie drückte ihren Kopf fest in die Kissen, und auch als der Sohn sich am nächsten Morgen verabschiedete, blieb sie gegen die Wand gelehnt und murmelte nur ein kurzes Lebewohl, ohne ihn anzusehen.

4.

Es ist Fastnachtdienstag. Auch in der öden Straße, in welcher Therese wohnt, läuft zuweilen ein Troß lachender Jungen hinter einer Maske her, wenn auch deren Ausstaffirung nur in einer vorgesteckten großen Nase, einem eingedrückten Hut, umgekehrten Rock und einem bunten

Schirm besteht. Von Weitem klingt lustige Musik aus den Hauptstraßen in Theresens Dachstübchen. Sie hat das Fenster geöffnet, um die erste Frühlingssonne zu genießen und eine Weile dem Treiben da unten zuzusehen. Dann überkommt sie plötzlich eine unerträgliche Bitterkeit, ein Neid auf die Menschen, die so kindlich lachen und an dem armseligen Tand sich vergnügen können, und zugleich ein Grauen vor ihrer eigenen Einsamkeit.

Und wie soll das je anders werden? Sie hat die Menschen fürchten gelernt, und so lange nicht ihre Unschuld erwiesen ist, wird sie sich nicht aus ihrem Versteck hervorwagen, außer zur Abendstunde, wie ein lichtscheuer Vogel, der nur in der Dämmerung ausflattert. Aber wer soll sie jemals von diesem Fluch erlösen? Und ist ein solches Leben werth, daß man sich müht, es zu fristen? Wäre es nicht besser, der Welt, in der ihr so Böses widerfahren, schon jetzt den Rücken zu kehren?

Ob sie wohl todt unten ankäme, wenn sie sich von dem vierten Stockwerk auf die Straße stürzte? Eine seltsame Unterbrechung der Fastnachtdienstaglust würde das wohl sein, aber nur für verschwindend Wenige! Die Musik würde weiter jubeln, die Menschen sich hindrängen nach dem Maskenschwarm, wie zuvor. Ein paar Leute, die gerade dazu kämen, würden wohl entsetzte Gesichter machen, aber wem ginge es nahe? Welches Auge weinte nur eine Thräne um sie?

In diesen finsteren Betrachtungen unterbrach sie ein Klingeln. Als sie an die Thüre tritt, hört sie die Stimme des Lieutenants sagen: „Es ist besser, Du sprichst allein; es ist zu peinlich für mich!“

Und als sie nun den Riegel zurückgezogen und geöffnet hat, erblickt sie auf der Schwelle den Maler Kerner, der bleich, sichtlich verwirrt und erregt vor ihr steht. Sie stößt einen leisen Schrei aus und vergißt im ersten Augen-

blick völlig jede Anrede, jede Begrüßung ihres Besuchs, so daß sie eine Weile stumm an der offenen Thüre bleiben und sich nur verlegen anblicken, bis Berthold endlich mit den Worten: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Fräulein Therese," näher kommt. Nun führt sie ihn in die Stube, bietet ihm einen Stuhl an, aber sagt noch immer kein Wort; nur ihre Augen hängen forschend, erwartend, mit einem großen, bangen Blick an seinem Gesicht. Sie fürchtet sich fast, mit einem Wort zu beginnen, als könne jede Frage die süße Hoffnung zerstören, die sein gütiger Blick, seine sanfte, fast schüchterne Miene ihr wachgerufen hat. Ist er gekommen, um den Bann von ihr zu nehmen?

Zitternd steht sie vor ihm mit rasch klopfendem Herzen, während er traurig Umschau hält in dem trübseligen Raum. Seinem guten, ernsten Gesicht gegenüber weiß sie wieder, daß er, er ganz allein, die Last von ihrer Seele nehmen kann, daß Alles gut ist, wenn nur er an sie glaubt.

Wie er dann wirklich mit einem bittenden Tone beginnt: „Ich bin gekommen, um Sie um Verzeihung zu bitten, Fräulein Therese!" da ist's ihr, als müsse sie vor ihm niederknien und ihm die Hand küssen, weil er ihr das Leben wiedergeben will.

Freilich, als er dann weiter spricht, als sie vernimmt, welch' abscheulicher Streich ihr in der That gespielt worden, da gewinnt die Empörung über die erlittene Ungerechtigkeit die Oberhand und verdrängt die Rührung. Der Zorn über die schuldlos ertragene Schmach funkelt ihr aus den Augen, der lange in ihr fressende bittere Groll klingt ihr aus der Stimme.

„Und wozu hat Ihre Schwester so grausam geheuchelt? Wozu mich beschimpft, mich zur Verzweiflung getrieben? Was hatte ich ihr zu leid gethan?"

Er sah sie bittend an und suchte sie zu beruhigen.

„Lassen Sie uns davon nicht jetzt sprechen, liebe Therese," sagte er sanft und bewegt. „Später will ich es Ihnen erklären. Aber vorerst sollen Sie mir verzeihen, sollen zugestehen, daß ich mich von dem unwürdigen Spiel meiner Schwester täuschen lassen mußte. Wenn Sie wüßten, wie furchtbar es mir ist, daß Ihnen diese Unbill in meinem Hause geschehen, Sie würden mir nicht mehr zürnen, sondern mir die Hand geben und mir wieder gut sein. Wollen Sie, Therese?"

Er blickt sie so treuherzig an, er streckt ihr mit solcher Wärme die Hände entgegen, daß sie wieder ganz weich wird.

„O ja — gerne," erwiederte sie mit Thränen in der Stimme; „aber es hat sehr, sehr wehe gethan, gerade von Ihnen. Ich habe Sie für meinen besten Freund in der Welt gehalten!"

„Das war ich auch; das bin ich jetzt mehr als je," betheuerte er herzlich, noch immer ihre Hand haltend. „O, glauben Sie nur nicht, daß es mir leicht gefallen ist, an Ihnen irre geworden zu sein. Die ganze Welt war mir verleidet, ich hatte an alle Menschen den Glauben verloren; sogar meine Bilder freuten mich nicht mehr wie früher."

„Wirklich? Habe ich Ihnen gefehlt?" Zum ersten Male nach langer Zeit finden Theresens blasse Lippen wieder ein Lächeln.

Berthold schweigt, rückt ein Buch auf dem Tisch zurecht, betrachtet eine angefangene Malerei, aber mit einer gewissen Zerstreutheit; er sucht nach Worten und kämpft mit einem Entschluß.

„Liebe Therese, ich muß mir heute immer wieder mit Schmerzen sagen, daß uns Beiden vielleicht viel Leid hätte erspart werden können, wenn ich weniger zaghaft gewesen wäre," beginnt er dann.

Therese sieht ihn verwundert an.

„Sie möchten wissen, was meine Schwester veranlaßte, Sie zu verdächtigen? Errathen Sie es nicht? Sie meinte, sie fürchtete, wir Beide könnten uns so aneinander gewöhnen, daß — daß Sie meine Frau würden.“

Therese zuckte unwillkürlich zusammen.

„Sie erschrecken bei dem Gedanken, Kind? Ich aber, ich habe mich oft und gerne mit demselben getragen. Darin hat sich meine Schwester nicht getäuscht. Ach, und meine Zuneigung hätte sie Ihnen auch nicht mißgönnt, nein, für sie handelte es sich nur um den Geldpunkt; ihr Bruder sollte nicht heirathen, damit ihre Kinder ihn beerbten; und deshalb mußten Sie auf jeden Fall aus dem Hause getrieben werden. Aber gerade hier hatte sie sich verrechnet. Ich habe nichts mehr zu vererben; ich habe leider mein Vermögen gegen hohe Leibrenten an die Bank gegeben. — Ja, leider, Therese; denn diese Verfügung ließ mich zögern, schon damals zu Ihnen zu sprechen, Sie schon damals zu bitten: bleiben Sie bei mir, so lange ich lebe; ich will Sie nicht mehr missen! Ich weiß ja nicht, was Sie mir erwiedert haben würden; aber der vollendeten Thatsache gegenüber hätte meine Schwester die Waffen sinken lassen. Und es wäre mir ja wohl mancher Ausweg geblieben, um auch über meinen Tod hinaus für Ihre Zukunft zu sorgen. Aber der Muth fehlte mir; ich fühlte, wie wenig ich zu bieten habe: ein alternder Mann, der seiner Frau nicht einmal glänzende Verhältnisse hinterlassen kann.“

Therese hat die Hände im Schoße übereinander gelegt und sitzt ganz still, wie in Gedanken verloren.

„Glänzende Verhältnisse!“ wiederholte sie leise, mit einem weichen, verträumten Blick. „Ich habe solche nie gekannt und nie begehrt. Aber Eines, Eines habe ich mir oft gewünscht, obwohl ich's auch nie kannte: ein

friedliches, behagliches Heim und einen Menschen, der mir so recht von Herzen gut wäre, der an meinem Dasein ein wenig Freude hätte, an den ich mich rückhaltlos anschließen dürfte, für den ich sorgen könnte, während er mein Leben mir leichter machte. O, das, das ist mir immer wie ein hohes, unerreichbares Glück erschienen."

„Und würden Sie dieses stille Glück nicht an meiner Seite finden können, liebe Therese?" fragt er bescheiden und legt ihr sanft die Hand auf die Schulter.

Nun sieht sie ihn, wie erwachend, an, erschrocken, angstvoll.

„O, Sie sagen das nur, um mir eine Genugthuung zu geben. Sie wollen mir ein Opfer bringen zur Sühne für das, was Ihre Schwester mir angethan hat!"

„Ich habe Ihnen meinen innersten Herzenswunsch anvertraut, Therese," erwiedert er sehr bewegt. „Mir will es scheinen, als hätte ich nicht ein Opfer gebracht, sondern Ihnen eines zugemuthet. Sie sind so viel, viel jünger als ich —"

Sie schüttelte leise den Kopf. „Ich glaube, ich bin eigentlich nie jung gewesen; ich habe so früh ernst werden müssen. Darum habe ich wohl den Unterschied der Jahre zwischen uns nie empfunden; nein, im Gegentheil, ich habe mich nie in eines Menschen Nähe so wohl gefühlt, wie in der Ihren. Und wenn es wahr sein soll, daß nach dem furchtbaren letzten Jahre so viel Sonnenschein über mich kommen wird, wenn Sie mich wirklich lieb haben, und ich mich für immer geborgen fühlen darf in Ihrem Heim, das mir von der ersten Stunde an wie eine Friedensinsel erschienen ist, o dann, dann werden Sie sehen, dann werde ich erst jung, durch Sie, zum ersten Male in meinem Leben!"

Aus den schwermüthigen grauen Augen leuchtet warmes Glück, als Berthold nun ihr bleiches Gesicht in seine beiden

Hände nimmt und sie auf den Mund küßt in freudiger Rührung.

„Mir ist's, als müßte mir nun noch manches Lebensjahr vergönnt bleiben," sagte er bewegt, „damit ich Dir recht viel Liebes thun kann, Therese." —

Dann stehen sie zusammen am offenen Fenster, und Berthold erzählt, ihre abgemagerten Wangen streichelnd, von dem Gestade am Gardasee, wohin er sie als seine Frau führen will, damit sie wieder aufblühe in Frische und Gesundheit.

Noch immer fluthet helles Frühlingslicht herein, noch immer hört man die übermüthige Blechmusik des Faschingtreibens.

„Wie anders das nun klingt als vor einer Stunde noch!" sagt Therese, mit einem leisen Schauder sich an Berthold anlehnend.

„O, es ist so schön, eine liebe, treue Hand in der seinen zu halten!" erwiedert er mit ganz vergnügter Miene.

Therese hatte am nächsten Tage eben ihre kleine Habe zusammengepackt, denn Berthold wollte sie auch während der paar Wochen, die bis zu ihrer Verheirathung verfließen mußten, nicht in dem düsteren Hause wissen, sondern hatte ihr ein sonniges Zimmer in fröhlicher Lage gesucht — da kam Lieutenant Fritz noch zu ihr in das nun gänzlich kahle Dachstübchen.

„Ich habe Ihnen meinen Glückwunsch darzubringen," sagte er nicht ohne Verlegenheit, „und zugleich im Namen meiner Mutter eine Bitte um Verzeihung. Auch ich habe ja einen Theil der schweren Schuld gegen Sie zu tragen."

Aber Therese unterbrach ihn rasch: „Reden wir nicht mehr davon. Nun ist ja Alles gut geworden, und dafür muß ich ja Ihnen dankbar sein." Dann von dem ernsten

Ton in einen heiteren verfallend, fuhr sie fort: „Ich habe auch eine Bestellung an Sie, Herr Lieutenant!"

„An mich?"

„Ja; Fräulein Brauner war heute schon bei mir, und als ich ihr die Wendung meines Schicksals mittheilte, gerieth das liebe, gute Mädchen in einen wahren Freudenrausch. Was mein Leben verdüstert hat, habe ich ihr natürlich verschwiegen. Es soll begraben bleiben zwischen uns! Aber es kam doch auch die Rede auf Sie, Herr Lieutenant: daß Sie die Lösung für mich herbeigeführt, daß wir künftig verwandt würden. Da sagte das Fräulein mit einer allerliebsten Verwirrung: ‚O, thun Sie mir den Gefallen und entschuldigen Sie mich bei dem Herrn. Ich war vor einiger Zeit so schnippisch, so abweisend gegen ihn. Gerade weil ich eigentlich seine Begleitung ganz gerne leiden mochte, sprach ich um so schroffer, damit er's ja nicht merken sollte. Aber als ich hinterher meine Worte überlegte, thaten sie mir leid; und nun erst recht, da er gegen Sie gut und ritterlich gewesen ist. Er soll sich nicht mehr gekränkt fühlen; ich will das nächste Mal, wenn ich ihn treffe, freundlicher sein.'"

„Hat sie das gesagt, Fräulein Therese? O, wirklich?" rief Fritz mit aufleuchtenden Augen und mit solcher Lebhaftigkeit, daß Therese lachen mußte.

„Die Sache scheint Ihnen ja sehr nahe zu gehen," neckte sie. „Nun, warten Sie nur! Wenn wir zurückkehren von der Reise, dann sollen Sie uns recht oft besuchen, Hedwig hat mir auch zu kommen versprochen, und dann, wer weiß? Wenn ich an den Ernst Ihrer Neigung glaube, so kann ich dieselbe ja in meinen Schutz nehmen als Ihre künftige Tante."

„Sie sammeln glühende Kohlen auf mein Haupt," sagte er dankbar und bückte sich herab, um Theresens Hand an die Lippen zu ziehen.

Die Liebe überwindet Alles.

Eine Geschichte nach dem Leben.

Von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

1.

Im Wartezimmer des Direktors eines Privatdetektive-Instituts harrten verschiedene Personen, bis die Reihe an sie kam, um dann einzutreten und ihre Angelegenheiten vorzutragen.

Unter diesen Wartenden befand sich eine schwarz verschleierte Dame, die sich ängstlich in dem fernsten Winkel des Zimmers hielt, damit man ihr, übrigens tief verschleiertes Gesicht nicht zu erkennen vermöge. Sie sah jedesmal aufmerksam nach der Thür, wenn in dieser die Gestalt des Direktors erschien, der jedesmal mit verbindlicher Handbewegung erklärte: „Die nächste Partei, wenn ich bitten darf!"

Endlich, nachdem die Dame ungefähr drei Viertelstunden gewartet hatte, kam auch an sie die Reihe. Sie betrat das Zimmer des Direktors, und hinter ihr schloß sich die Thür zum Wartezimmer.

Die Eingetretene nestelte von dem hinteren Theil ihres Hutes den Schleier los, den sie mehrfach umgeschlungen hatte, und der sie beim Sprechen behinderte. Man sah nunmehr das Gesicht einer jungen Frau, das zwar nicht besonders hübsch zu nennen war, aber doch einen gewin-

nenden Ausdruck und insbesondere ein Paar sehr klug und freundlich blickender Augen besaß.

Der Direktor lud die Dame mit einer Handbewegung ein, auf einem Sessel an seinem Schreibtische Platz zu nehmen.

„Was führt Sie zu mir?“ fragte er.

Die junge Frau schien sich in großer Erregung zu befinden; sie suchte anscheinend nach Worten, ihre Hände, die den Schleier zusammenfalteten, zitterten, als sie sich niedersetzte, und endlich brachte sie mühsam die Worte hervor: „Ich habe mich lange gesträubt, den Schritt zu unternehmen, den ich jetzt thue; schon längst wollte ich hierherkommen, um mir Rath und Hilfe zu holen, aber es hielt mich etwas zurück. Verzeihen Sie meine Verwirrung, aber es ist mir nicht gleichgiltig, was ich thue.“

Der Direktor hatte erst einen Augenblick gelächelt, als die Dame ihre Einleitung begann, denn fast mit denselben Worten hatte er diese schon sehr häufig gehört; als die Dame aber um Entschuldigung wegen ihrer Erregung bat, sagte er freundlich und verbindlich: „Bitte, beruhigen Sie sich etwas und tragen Sie mir dann Ihre Angelegenheit vor. Sie können volles Vertrauen zu mir haben und sprechen, als wäre ich ein guter Bekannter von Ihnen. Sie kommen ja hierher, um Hilfe zu suchen, und ich bin gern bereit, Ihnen solche zu gewähren. Ich gewähre sie ja Jedermann; es ist das mein Beruf, um nicht zu sagen mein Geschäft.“

Die junge Frau schien sich durch diese freundlichen Worte zum Reden ermuntert zu fühlen und sie begann, erst etwas stockend, dann aber immer fließender: „Ich bin seit vier Jahren verheirathet und lebe in einer recht glücklichen Ehe. Dieselbe ist durch einen Heirathsvermittler zu Stande gekommen. Ich muß das voraussetzen, um Ihnen klar zu machen, daß ich über das Vorleben

meines Gatten nicht unterrichtet bin. Ich habe aber meinen Mann achten, schätzen und lieben gelernt und bin ihm von ganzem Herzen zugethan. Gerade die Liebe zu meinem Manne veranlaßt mich jetzt, zu Ihnen zu kommen und Sie um Hilfe zu bitten. Ich sehe ein unheilvolles Etwas heraufziehen, das meinen Gatten zu bedrohen scheint, und durch das ich und unsere beiden Kinder ebenfalls bedroht werden. Ich befinde mich seit Monaten in einem Zustande der Angst und des Schreckens und möchte gern Gewißheit haben, koste es auch, was es wolle. Ich kann meinen Gatten nicht länger leiden sehen. Ich habe versucht, in das Geheimniß meines Gatten zu dringen, ich habe ihm Andeutungen gemacht, ihn direkt gefragt, aber ich bin erschrocken über die Wirkung, die meine Frage bei ihm hervorgerufen hat. Und doch muß ich Gewißheit haben, eben weil ich ihn liebe, weil ich nicht will, daß sein Glück, das meine, und das unserer Kinder schließlich vernichtet werden soll, ohne daß ich Alles aufgeboten habe, es zu verhindern, und ohne einen Versuch gemacht zu haben, das Geheimniß zu lösen."

„Sie verzeihen," sagte der Direktor, „wenn ich Sie unterbreche. Handelt es sich um eine Dame, die der Störenfried ist — vielleicht um ein unerlaubtes Verhältniß Ihres Gatten?"

Die Klientin erröthete. „Nein, nein!" sagte sie hastig. „Nein, ich bitte Sie, meinem Gatten kein Unrecht zu thun. Aber gerade, weil ich volles Vertrauen zu ihm habe, ist es mir schrecklich, daß ihn ein Geheimniß drückt, das er mir nicht anvertrauen darf. Es handelt sich um etwas Anderes."

„Sie müssen mir meine Frage verzeihen," entgegnete der Direktor; „ich habe sie nicht aus Neugierde gestellt. Aber in neun unter zehn Fällen handelt es sich, wenn Damen meine Hilfe in Anspruch nehmen, um der-

gleichen, und ich wollte mich nur unterrichten. Sie gestatten mir aber, meine Gnädige, daß ich jetzt ein paar weitere Fragen an Sie stelle. Sie brauchen mir den Namen Ihres Gatten nicht zu nennen, aber bitte, sagen Sie mir, was er ist."

„Mein Gatte ist Amtsrichter," erklärte die Klientin, „Amtsrichter seit zwei Jahren; als wir vor vier Jahren heiratheten, war er Assessor."

„Nun bitte, fahren Sie fort," erklärte der Direktor. „Es ist das wichtig, zu wissen, in welcher Lebensstellung sich Jemand befindet, wenn es sich um Geheimnisse handelt, die seine Person betreffen."

„Ich betone abermals," sagte die junge Frau, „daß unsere Ehe vom ersten Anfang an eine glückliche war; nichts störte uns, und ich war um so seliger, als ich von Tag zu Tag meinen Mann mehr achten und lieben lernte und auch sah, daß ich ihm theuer wurde, und daß er mir mit aufrichtiger Herzlichkeit zugethan war. Der jetzt verstorbene Vater meines Gatten war Beamter und nicht vermögend. Alfred, das ist der Name meines Gatten, hat mir offen gestanden, daß die Verbindung mit mir zuerst für ihn nur eine Spekulationsheirath gewesen sei, ich weiß aber, daß ebenso offen und wahr auch seine Erklärung ist, daß ich ihm theuer geworden sei, und daß er mich wirklich liebe. Ich achte und schätze diese Offenheit an meinem Gatten; um so mehr muß ich aber das Geheimniß bedauern, das sich jetzt zwischen ihn und mich zu drängen scheint.

Es war ungefähr ein Jahr nach unserer Verheirathung, als eines Tages ein Besuch kam, über den ich einigermaßen erstaunt war. Es war ein Mann in gleichem Alter mit meinem Mann, aber etwas verwahrlost, schäbig in der Kleidung, wie es schien, dem Trunk ergeben und mit einem Gesicht, auf dem die Spuren eines wüsten

Lebenswandels nur zu deutlich standen. Mein Mann stellte ihn mir vor als einen früheren Studiengenossen, und ich fand allerdings, daß der Fremde bei aller Heruntergekommenheit ein gewisses vornehmes Auftreten und eine nicht unbedeutende Bildung besaß. Der mir etwas peinliche Besuch blieb nur einen Tag bei uns, und als er fort war, erklärte mir mein Mann, daß der frühere Studiengenosse Unglück gehabt habe und aus der Karrière gekommen sei. Er habe nicht die moralische Kraft gehabt, sich aufzuraffen, aber es sei ihm nichts vorzuwerfen, als daß er etwas verbummelt sei, wie dies leider vielen Menschen auf der Universität ginge, die nicht verständen, im richtigen Augenblick das lockere Leben aufzugeben und sich ernsten Studien zu widmen.

Ungefähr nach einem Jahre kam dieser Besuch wieder, und ich entsetzte mich geradezu, als ich ihn zufällig im Zimmer meines Gatten erblickte. Der Mensch sah noch heruntergekommener aus als früher. Meinem Manne schien es unangenehm zu sein, daß ich den Besuch sah, und er fertigte ihn rasch ab. In dem letzten Jahre nun haben sich die Besuche dieses eigenthümlichen Menschen wiederholt; er kommt häufiger als je, und nach meiner festen Ueberzeugung stellt er beständig Geldforderungen an meinen Mann. Mein Onkel hat bei der Festsetzung des Heirathskontrakts mir die Verfügung über mein Vermögen gewahrt. Ich bin meinem Gatten gegenüber indeß nicht engherzig, denn ich müßte ihn zu wenig lieben und achten, wenn ich ihn unter meine Vormundschaft stellen wollte, soweit es sich um Geld handelt. Mein Mann hat die Verfügung über Summen, die den Haushalt und die übrigen Ausgaben betreffen, er bezieht sein ganzes Gehalt lediglich für seine Person, und doch ist er in letzter Zeit immer in Geldverlegenheit gewesen. Er hat mich wiederholt gebeten, ihm mit Geld auszuhelfen, ja er hat von

mir größere Summen beansprucht, die mehrere tausend Mark betragen. Er hat mir auch zugeschworen, daß diese Summen die letzten sein würden, die er von mir verlange, und doch war dies nicht der Fall, denn neuerdings hat er mich wieder um Geld gebeten, und ich versichere Sie, allein die Art und Weise, wie ich meinen Mann sich mir gegenüber gewissermaßen winden und drehen sah, um unter irgend einem Vorwande das Geld von mir zu erhalten, thut mir in der Seele weh. Meine feste Ueberzeugung ist, daß der fremde heruntergekommene Mensch die Summen von meinem Manne fordert und erhält.

Ich habe meinen Mann gefragt, ob dieser verkommene Mensch vielleicht ein Verwandter von ihm sei, gegen den er Verpflichtungen habe; mein Mann hat es verneint. Ich habe ihn gefragt, ob er irgend welche andere Verbindlichkeiten gegen ihn habe; er hat es ebenfalls geleugnet. Aber sein ganzes Benehmen war derart, daß ich in großer Sorge um ihn bin. Mein Mann verliert, wie ich merke, alle Lust am Leben, er ist einsilbig und schweigsam geworden, während er früher sehr heiter und lebenslustig war. Ich merke, daß ihm der Schlaf fehlt, daß ihm das Essen nicht schmeckt und daß ihn irgend etwas bedrückt, daß ihn irgend etwas bedroht, dem er sich nicht entziehen kann. Daß ich unter solchen Umständen mich in großer Aufregung befinde, daß ich schwer leide, wenn ich den Mann tief unglücklich sehe, den ich liebe, können Sie sich wohl denken. Ich komme nun zu Ihnen, um Sie zu bitten, mir zu helfen. Suchen Sie die Sache aufzuklären. Ich will Gewißheit haben, koste es, was es wolle. Ich bin mit mir zu Rathe gegangen und habe mir gesagt, daß ich meinen Mann so sehr liebe, daß ich ihm selbst das Schlimmste verzeihen würde, wenn es vor unserer Ehe geschehen ist. Ich kann mich ihm nicht aufdrängen, ich kann sein Vertrauen nicht erzwingen, viel-

leicht aber — und das hoffe ich zuversichtlich — kann ich ihm helfen, wenn ich nur erst weiß, um was es sich handelt."

„Sie thun recht," sagte der Direktor warm. „Seien Sie überzeugt, ich werde mir alle Mühe geben, um hinter das Geheimniß zu kommen; ich vermuthe, Sie haben einen richtigen Verdacht."

„Noch eine Frage," sagte die junge Frau. „Wenn etwas aus dem Vorleben meines Mannes bekannt werden würde, was — was von ihm ein Unrecht gewesen wäre, so schadet ihm das doch nichts, wenn Sie die Entdeckung machen?"

„Nein, gnädige Frau," erklärte der Direktor, „nicht im Geringsten. Was wir erfahren, bleibt Geheimniß zwischen Ihnen und uns, und wenn ich Ihnen einen vertrauten Beamten zur Hilfe beigebe, so verbürge ich mich für dessen Verschwiegenheit. Ich habe nicht die geringste Veranlassung, Jemand zu denunziren, selbst wenn ich ein Vergehen entdecken sollte. Sie sind also vollständig sicher. — Nun aber gestatten Sie mir noch einige Fragen. Wann glauben Sie, daß der nächste Besuch des geheimnißvollen Mannes bevorsteht?"

„In den allernächsten Tagen."

„Gut," erklärte der Direktor, „dann geben Sie Acht, wann er in Ihr Haus kommt. Sowie Sie bemerkt haben, daß er sich in dem Zimmer Ihres Mannes befindet und mit ihm unterhandelt, schreiben Sie Ihren Namen unter diese Karte, stecken Sie in ein Couvert und schicken Sie durch einen Dienstmann, den Sie natürlich möglichst rasch aufzufinden suchen müssen, an mich. Vor Ihrem Hause wird dann binnen kurzer Zeit einer meiner Agenten stehen, ich werde Ihnen den besten und tüchtigsten geben. Derselbe ist augenblicklich nicht zur Hand, aber wollen Sie sich gefälligst diese Photographie ansehen. Der Mann hat graue

Bartkoteletten und hier einen eigenthümlichen Zug um Augen und Mund — wir nennen das den Kriminalistenzug. Er ist von großer, stattlicher Figur und elegant gekleidet. Stellen Sie sich dann an jenem Tage an das Fenster und warten Sie, bis der Besuch das Haus Ihres Gatten verläßt; wenn mein Agent, der gegenüber steht, den Hut lüftet, so nicken Sie. Es ist das Zeichen für ihn, daß der Mann, der aus dem Hause kommt, der richtige ist. Dann treten Sie vom Fenster zurück, und die ganze Angelegenheit ist für sie erledigt. Ich stelle es Ihnen anheim, mir jetzt schon Ihren Namen zu nennen; Sie müssen es ja doch thun, wenn Sie mir eine Nachricht zukommen lassen."

„Ich bin," sagte die Dame leise, „die Frau des Amtsrichters Alfred Lauffert, ich heiße Betty, geborene Horn. Wir wohnen Kaiserstraße 18. Darf ich fragen, was ich an Vorschuß zu zahlen habe?"

„Nichts, gnädige Frau," erklärte der Direktor; „wir ziehen erst Vorschüsse ein, wenn die Angelegenheit in Gang gekommen ist, und größere Summen nöthig sind. Bitte, wollen Sie durch diese Thür das Sprechzimmer verlassen, Sie brauchen nicht durch das Vorzimmer zu gehen. Sie treffen Niemand auf der Treppe," erklärte der Direktor, als die Dame sich wieder verschleierte.

Dann begleitete er sie bis zur Thür, und im nächsten Augenblicke öffnete er die Thür zum Vorzimmer und rief: „Die nächste Partei, wenn ich bitten darf."

2.

Der Amtsrichter Alfred Lauffert ging in seinem Zimmer auf und ab, wie es schien, irgend Jemand erwartend. Bald trat er an das Fenster und suchte die Straße nach rechts oder links herunterzusehen; dann blieb er wieder

in der Nähe der Thür stehen, um zu lauschen, ob er nicht einen Tritt höre.

Unruhe und Ungeduld drückten sich in seinem Gesicht aus, in manchen Augenblicken aber leuchtete es in seinem sonst gutmüthigen Gesicht auf wie Zorn, wie Abscheu und Ekel, um dann wieder einer verzweiflungsvollen Miene Platz zu machen. Seinem Gesicht aber konnte man ansehen, wie sehr ihn gewaltige Gefühle erschütterten, und daß er sich nur mühsam beherrschte.

Er warf sich endlich in einen Sessel und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. —

Draußen klopfte es an der Flurthür, und Alfred sprang auf. Als er seine Hände vom Gesicht zog, sah man, daß dasselbe hart und finster aussah, als habe er eben einen fürchterlichen Gedanken gehabt. Im nächsten Augenblicke schüttelte er sich, als wolle er etwas von sich wälzen, dann suchte er eine möglichst gleichgiltige Miene anzunehmen und eilte hinaus.

Er öffnete die Thür einem Manne, der ihm halblaut die Worte zurief: „Guten Tag, alter Junge. Freut mich, daß Du auf dem Posten bist."

Alfred antwortete nicht, ging voraus nach seinem Zimmer, und der Besuch folgte ihm ohne Weiteres und schloß die Thür.

Der Besuch war ein Mann im Anfange der dreißiger Jahre, der jedoch viel älter aussah. Sein Gesicht zeigte jene eigenthümlichen Spuren, die nicht der Aufenthalt in Wind und Wetter erzeugt, sondern die eine Folge von Ausschweifungen, Lastern, vor Allem dem des Trunkes sind. Seine Kleidung war nicht schäbig und nicht elegant, sie war aber unordentlich und insbesondere schien der Träger nichts von reiner Wäsche zu halten.

Er warf seinen schwarzen Filzhut auf den Tisch, setzte sich auf einen Sessel und sagte: „Nun, wie steht es, hast Du das Geld besorgt?"

Alfred war, als der Gast sich niederließ, an das Fenster getreten. Er drehte sich jetzt heftig und, wie es schien, sehr erregt herum, faßte sich aber rasch.

„Du mußt mich entschuldigen, Lichtenberg," sagte er, „es ist mir nicht möglich gewesen. Ich bin vollständig ausgesogen, und Du weißt am besten, wer es gethan hat. Ich bekomme erst in fünf Tagen mein Gehalt, dann stehe ich Dir zur Verfügung."

„Und ich," sagte Lichtenberg, „habe nicht Lust, fünf Tage zu warten. Ich habe Dir geschrieben, daß ich Geld brauche, und finde es sehr sonderbar von Dir, daß Du solches nicht besorgst!"

„Es war mir eben unmöglich, wie ich Dir bereits sagte, Geld zu besorgen. Ich habe mich mit meinen Ausgaben bereits so eingeschränkt, daß ich mir selber Alles versage. Ich bin gern bereit, Dir wieder auszuhelfen, sobald ich mein Gehalt empfangen habe; das dauert aber, wie gesagt, noch fünf Tage. Vorschuß nehmen kann ich nicht, Du weißt, daß das meine Stellung nicht erlaubt."

„Das sind faule Redensarten!" sagte Lichtenberg. „Wende Dich doch an Deine Alte, die hat ja Geld genug."

„Ich verbitte mir von Dir," sagte gereizt Alfred, „diese plebejische Bezeichnung meiner Frau! Ich habe Dich wiederholt darum gebeten, von ihr in etwas ehrerbietigerem Tone zu sprechen, Du hast es mir auch versprochen, aber ebensowenig dieses Versprechen gehalten, wie alle anderen."

Lichtenberg lachte laut auf. „Sieh einer den Pantoffelhelden! Du glaubst mir wahrscheinlich mit Deinen Redensarten zu imponiren! Aber sei es d'rum, ich will auf die Komödie eingehen. Wende Dich also an Deine gnädige Frau Gemahlin und sage ihr, sie solle abladen oder — wenn Dir auch dieser Ausdruck zu plebejisch ist — sie solle zahlen, und zwar rasch; sonst wird die Sache unangenehm."

„Das kann ich nicht," sagte Alfred, der die Fäuste, die er auf dem Rücken hielt, unwillkürlich ballte, als müsse er sich gewaltsam halten, um Lichtenberg nicht niederzuschlagen. „Ich kann meine Frau nicht mehr um Geld angehen. Sie hat Verdacht geschöpft und mich schon neulich so in's Verhör genommen, daß ich nicht wußte, was ich ihr erwiedern sollte."

„Ich will Dir etwas sagen, alter Junge," sagte Lichtenberg; „mit diesen Kunststücken imponirst Du mir gar nicht. Du willst nicht, das ist das Ganze. Aber ich habe die feste Ueberzeugung, Du wirst einen alten Freund nicht zwingen, unangenehm gegen Dich zu werden. Du weißt, ich bin ein Mensch, der nichts zu verlieren hat, dem es nicht darauf ankommt, selbst in sehr unangenehme Berührung mit den Gerichten zu kommen, daß Du in dem Falle aber in eine noch viel schlimmere Lage kommst, und daß die Welt das sehr interessante Schauspiel erleben wird, auch einmal einen Amtsrichter auf der Anklagebank zu sehen. Ich glaube, Du hast sehr viel zu verlieren, ich sehr wenig, Du wirst also die Freundlichkeit haben, Dich meinen Wünschen zu fügen."

Alfred stand wieder am Fenster und schwieg. Seine Brust arbeitete krampfhaft, und er zerbiß sich fast die Lippen, ehe er antwortete. Endlich drehte er sich um und antwortete mit geröthetem Gesicht: „Ich würde an Deiner Stelle nicht so unklug sein, mit dem letzten Mittel, das Du hast, in dieser Weise fortwährend zu drohen, wie Du es jetzt thust. Ich möchte Dir denn doch rathen, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben und nicht das Aeußerste zu wagen. Es könnte möglich sein, daß ich so weit käme, Deiner ewigen Erpressungen — schweig, und laß mich reden! — Deiner Erpressungen satt zu sein und durch einen Revolverschuß die Sache zu beendigen. Habe nur keine Furcht, ich will Dir nicht an Dein kostbares Lumpen-

leben; aber es wäre sehr wohl möglich, daß ich mich eines Tages durch den Kopf schösse, und dann wärest Du um Deine beste Einnahmequelle, oder sagen wir um Deine einzige Einnahmequelle ärmer und würdest dann dahin kommen, wohin Du gehörst, in den Straßengraben. — Du siehst, ich schone Dich nicht, und ich rathe Dir, mich nicht zu reizen. Seit Jahren hast Du mich systematisch ausgepreßt und ausgesaugt, willst Du mich zur Verzweiflung bringen, nun gut, dann thu' es. Du bist ein Lump ohne einen Funken von Ehre und Ehrgefühl. Du hast mir vor einem halben Jahre geschworen, nach Amerika zu gehen, wenn ich Dir viertausend Mark besorgte. Ich habe Dir dieses Geld besorgt, und Niemand weiß, was es mich gekostet, Niemand weiß, wie viel schlaflose Nächte ich verbracht habe, wie ich mich drehen und winden mußte meiner Frau gegenüber, wie ich das Letzte, was ich vom Andenken an meinen Vater, was ich von Ersparnissen besaß, zusetzen mußte, um Deinen Wunsch zu erfüllen. Du nahmst das Geld und —"

„Du dachtest mich losgeworden zu sein. Nein, sieh 'mal, die Sache ging eben nicht. Eigentlich hatte ich ja die Absicht, nach Amerika zu gehen und mir da ein angenehmes Leben zu verschaffen. Schließlich wärst Du mir ja dort auch tributpflichtig gewesen. Aber sieh einmal, als ich mich gerade einrichtete, um fortzugehen, traf ich ein paar allerliebste Gesellschafter, mit denen ich in Hamburg einige Wochen gelebt habe, bis daß das Geld glücklich alle war. Nun, ich wußte ja, daß ich einen guten Freund habe, der mir doch wieder aus der Patsche helfen muß."

„Du hattest mir Dein Ehrenwort gegeben," sagte Alfred erregt, „daß Du Europa verlassen und mich nie wieder belästigen würdest, und Du hast es gebrochen."

„Lieber Freund," sagte Lichtenberg ironisch, „weißt

Du auch, daß es Dich sehr schlecht kleidet, wenn Du immer wieder von Ehrenwort und Ehrenwortbruch und von Betrug redest? — Weißt Du, daß Du genau der Elster gleichst, die vom Raben behauptet, dieser stehle? — Aber ich will Dir etwas sagen, lieber Bruder und Freund, mit diesen Redensarten kommen wir nicht zum Resultat. Du hast kein Geld, Du hast mir das zugesichert, und ich bin nicht so nichtswürdig wie Du, um ohne Weiteres an Deinem Worte zu zweifeln, trotzdem ich ja auch Veranlassung dazu hätte; Du siehst, ich bin immer der Anständigere bei der Sache. Ich muß mir also anderweitig Geld verschaffen, und da Du mit Recht sagst, ich dürfe Dich nicht zur Verzweiflung bringen, indem ich Dich den Gerichten anzeigte — Du hast ganz Recht, es ginge mir damit eine ganz hübsche Einnahmequelle verloren — muß ich mir eine Anleihe leisten, wo ich eine solche ungescheut machen kann: bei Deiner Frau Gemahlin. Ich glaube, wenn ich ihr einige Worte erzählte, wird sie gern bereit sein, mein Schweigen zu erkaufen, und vielleicht ist es am besten, wenn ich sie in unser kleines Geheimniß einweihe; Du hast dann die Schererei mit dem Geldbesorgen nicht mehr, und ich beziehe meine Rente unmittelbar von Deiner Frau."

Alfred war leichenblaß geworden und plötzlich stand er so dicht vor Lichtenberg, daß dieser unwillkürlich den Stuhl zurückstieß und aufsprang. Eine fürchterliche Aufregung schien über den Amtsrichter gekommen zu sein.

„Schurke, wenn Du es wagst, meiner Frau ein Wort zu sagen, wenn Du es wagst, meine Frau aufzusuchen, so erwürge ich Dich mit diesen meinen Händen, ich schwöre es Dir zu! Ich habe Alles ertragen, aber das ertrage ich nicht. Du elender Schuft weißt nicht, was es heißt, eine Frau zu lieben, wie ich die meine; Du weißt nicht, was es heißt, davor zu zittern, daß diese Frau eines

Tages mich verabscheuen, mich verachten würde! Du weißt vielleicht nicht, daß der letzte Halt, der mich an's Leben bindet und mich zu Deinem wehrlosen Opfer macht, meine Frau ist, Du kannst aber davon überzeugt sein, daß ich an dem Tage alle Rücksichten gegen Dich und gegen mich vergesse, an dem Du Dich erfrechst, noch einmal diese Drohung auszustoßen, und daß ich Dich ohne Gnade umbringe in der Stunde, wo Du es wagst, meiner Frau etwas zu entdecken!"

Die Stimme, der Tonfall, das Gesicht Alfred's drückten so viel wahnsinnige Wuth, so viel Erregung, so viel Leidenschaft aus, daß selbst Lichtenberg es für nothwendig zu halten schien, einen anderen Ton anzuschlagen. Er brachte vorsichtig den Sessel zwischen sich und Alfred und sagte dann: „Du bist ein Narr! Du mußt ganz und gar um den Verstand gekommen sein, um eine derartige Komödie aufzuführen. Was Du da sagst, ist ja Alles Unsinn und gegen alle Logik. Ich will Dich aber nicht weiter aufregen, weil Du eben heute so verstimmt bist. Kommen wir aber zum Ende! Ich will fünf Tage warten, bis Du mir Geld gibst, beanspruche dann aber dreihundert Mark, Dein ganzes Gehalt. — Ich muß leider die Behauptung aussprechen," fuhr Lichtenberg fort, in den alten ironischen Ton fallend, „daß ihr Amtsrichter doch ein verhältnißmäßig geringes Einkommen habt. In diesen fünf Tagen kann ich aber nicht von der Luft leben. Ich bin ganz blank, ganz abgebrannt, ganz kahlgefegt, Brüderchen, Du mußt mir also eine Kleinigkeit geben. Ich will mich einige Tage einschränken und mit einem recht bescheidenen Leben begnügen, nur Dir zu Liebe, der Du nicht einsehen willst, daß ich Dir alles Mögliche zu Gefallen thue. Aber ich brauche dazu immerhin einige Mark, also sieh zu, was Du mir geben kannst."

Alfred war wieder ruhiger geworden; die furchtbare

Aufregung schien ihn mitgenommen und schwach gemacht zu haben. Er zog sein Portemonnaie aus der Tasche und sagte: „Alles, was ich besitze, sind noch zehn Mark. Ich habe sie mir reservirt, wenn ich einmal eine Droschke brauchte oder wenn ich irgend eine Ausgabe zu machen hätte. Aber ich will Dir entgegenkommen. Ich habe noch eine zweite Uhr, eine goldene Uhr; sie stammt von meinem Vater her und ist das einzige Andenken von ihm, das mir noch geblieben ist. Ich will sie Dir geben; versetze sie und verwende das Geld, aber schicke mir umgehend den Pfandschein, damit ich sie wieder einlösen kann. Ich glaube immerhin, Du wirst auf die Uhr noch fünfzig bis sechzig Mark bekommen, mit den zehn Mark zusammen sind das siebenzig, mit denen Du auf fünf Tage recht wohl leben kannst."

Lichtenberg betrachtete die Uhr prüfend und sagte: „Ich glaube kaum, daß es so viel geben wird; diese Pfandleiher sind verwünscht zähe. Aber immerhin, ich sehe Deinen guten Willen. Am Ersten Mittags bin ich wieder hier. Auf Wiedersehen also!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er das Haus und die Wohnung. Vor der Thür stand er noch einen Augenblick still und wendete sich dann nach rechts.

Er sah nicht, daß auf der anderen Seite des Bürgersteiges ein ziemlich großer Mann mit grauen Bartkotelletten stand, der seinen Hut lüftete, und dem von einem Fenster in der Wohnung des Amtsrichters aus eine Dame zuwinkte

---

3.

Fünf Tage vergingen, der Besuch des unheimlichen Menschen wiederholte sich, und Betty wollte schon verzweifeln, als sie endlich am sechsten Tage früh ein Briefchen bekam, dessen Aufschrift eine Damenhand zeigte. Sie

öffnete das Briefchen und fand nur ein Stückchen Karton, wie man es zu kurzen Mittheilungen gebraucht, mit der Bemerkung:

„Ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen.

Henriette."

Das war das verabredete Pseudonym, unter welchem der Direktor des Detektive-Instituts an sie schreiben wollte, und Betty gerieth so in Aufregung, daß sie kaum die Nachmittagssprechstunde erwarten konnte, in welcher der Direktor zu treffen war.

Als sie das Haus betrat, in dem sich das Institut befand, glaubte Betty vor Angst und Aufregung vergehen zu müssen. Eine fürchterliche Viertelstunde verlebte sie noch, bis sich die Thür zum Sprechzimmer öffnete. Endlich saß sie wieder neben dem Schreibtisch des Direktors und nestelte mit zitternden Händen ihren Schleier los. Sie sah so erregt und ängstlich aus, daß der Direktor sie unwillkürlich prüfend ansah.

„Beunruhigen Sie sich nicht, gnädige Frau," sagte er begütigend; „Sie haben nichts Schreckliches zu erwarten. Ich habe Ihnen nur die ersten Mittheilungen zu machen, und diese sind noch nicht umfassender Art, indeß sind sie durchaus nicht unwichtig. Wir haben das Wild aufgespürt und eingekreist, wie der Jäger sagen würde; es kommt darauf an, es nun zu stellen und nöthigenfalls abzufangen, natürlich mit aller Vorsicht. Sie haben ja den Agenten vor Ihrem Hause bemerkt und, wie er mir mittheilte, ihm auch das verabredete Zeichen gegeben. Er ist dem Herrn Lichtenberg — so heißt unser Mann — nachgegangen, und hat ihn beobachtet, wie er in einem Leihamte etwas versetzte. Wie sich später herausstellte und von mir aus angestellte Nachforschungen ergeben haben, handelt es sich um eine alte goldene Uhr. Ich nehme fast an, daß Ihr Herr Gemahl ihm diese Uhr zum Versatz gab, weil er

kein Geld hatte. Mein Agent hat schließlich den Lichtenberg in einem Restaurant getroffen, wo er sich gütlich that, und da mit solchen liederlichen Herren, wie Herr Lichtenberg einer ist, die Anknüpfung von Bekanntschaften nicht schwer fällt, hat mein Agent sich ihm zu nähern gewußt, hat sich für einen Gutsbesitzer aus der Nähe ausgegeben und einen recht fidelen Nachmittag und Abend mit ihm verbracht. Er hat ihm dabei einige ganz unverfängliche Fragen über seine Verhältnisse gestellt, die der ehrenwerthe Herr sehr rückhaltlos beantwortet hat und die dazu gedient haben, uns auf Umwegen weitere Auskunft über den Mann zu holen. Lichtenberg ist Doktor juris, hat vor fünf Jahren sein Assessorexamen gemacht, dasselbe mit großer Auszeichnung bestanden, ist aber unmittelbar darauf aus dem Dienst entfernt worden, da er sich eines groben Dienstvergehens schuldig gemacht hat. Bitte, erschrecken Sie nicht, gnädige Frau; ich merke es an Ihrer Bläße, daß Sie vermuthen, Ihr Gatte sei bei der Sache mitschuldig. Nach meiner Auffassung ist das nicht der Fall; es handelt sich um etwas Anderes. Jedenfalls haben Sie aber ganz recht vermuthet, wenn sie annahmen, daß dieser Doktor Lichtenberg Ihren Mann vollständig aussaugt, und daß dieser irgend welchen Grund hat, ihm Geld zu geben. Ich nehme sogar an, daß alle Einkünfte, über die Ihr Herr Gemahl verfügt, ohne Weiteres in die Tasche dieses Burschen wandern. Er war gestern, wie Sie wissen werden, wieder bei Ihrem Gemahl und hat dann meinem Agenten gegenüber mit Geld geprahlt. Ich vermuthe, er hat sich einfach das Gehalt geholt, das Ihr Gemahl aus der Gerichtskasse erhielt. Das ist aber auch Alles, was ich Ihnen mittheilen kann. Sie können sich denken, daß mein Agent außerordentlich vorsichtig sein muß, denn bei Entdeckung des Geheimnisses handelt es sich ja nicht nur um diesen Doktor Lichtenberg,

sondern auch um Ihren Gatten. Ich habe aber beschlossen, noch einen zweiten Agenten in Thätigkeit zu setzen, so daß Lichtenberg nicht einen Augenblick ohne Aufsicht ist. Derselbe hat sich, nebenbei bemerkt, in der Nähe der Stadt angesiedelt und wohnt ziemlich zurückgezogen am äußersten Ende des Vorortes Grünhagen, der — wie Sie ja wissen — durch eine Pferdebahn mit der Stadt in Verbindung steht. Seine Kneipereien hält aber Doktor Lichtenberg nach seinen eigenen Angaben innerhalb der Stadt, und draußen in Grünhagen hat er nur seine ‚Schlafstelle', wie er sich selbst ausdrückt. Ich wollte Ihnen dies mittheilen, trotzdem es sich noch nicht um entscheidende Sachen handelt, weil ich mir wohl denken kann, daß Sie sich in einer gewissen Aufregung befinden. Nähere Auskunft können Sie vielleicht sehr bald erhalten, denn ich habe seit gestern keine Nachricht von meinem Hauptagenten, und es ist möglich, daß von ihm noch ein schriftlicher Bericht eintrifft, oder daß er gegen Abend selbst zu mir kommt, um mich zu benachrichtigen. Der Formalität halber muß ich Ihnen noch mittheilen, daß mir jetzt ein größerer Vorschuß erwünscht wäre, da ich zwei Beamte unterwegs habe. Vielleicht lassen Sie mir durch Ihren Bankier das Geld zugehen."

Betty empfahl sich und verließ mit gemischten Gefühlen das Haus, in dem sich das Institut befand. Sie hatte sehr wenig erfahren und eigentlich nichts, was ihr nicht schon direkt oder indirekt bekannt gewesen wäre oder das sie vermuthet hätte.

Neu war ihr nur, daß ihr Gatte sein ganzes Gehalt, das er bezog, dem unersättlichen Lichtenberg auszahlen mußte. Auf der anderen Seite fühlte sie sich glückselig, noch für einige Tage eine gewisse Hoffnung zu haben, ohne daß sie an Gott und der Welt, vor Allem aber an ihrem Gatten verzweifeln sollte.

Sie sah nach der Uhr und entdeckte, daß ihr Gatte sie

noch nicht zu Hause erwartete. Er kam gewöhnlich erst um vier Uhr vom Gericht, dann arbeitete er noch bis fünf Uhr in seinem Zimmer, und erst um halb sechs Uhr wurde nach englischer Sitte die Hauptmahlzeit des Tages genommen. Es war jetzt halb fünf Uhr, und da Frau Betty ihre Einkäufe meist um diese Zeit zu machen pflegte, so konnte es nicht auffallen, wenn ihr Gatte sie nicht zu Hause antraf.

Sie nahm rasch eine Droschke, fuhr zu ihrem Bankier und ließ sich zweitausend Mark auszahlen; fünfhundert Mark packte sie gleich in dem Bureau des Bankiers in einen Brief und übergab einem Dienstmann diesen zur Bestellung an den Direktor des Instituts, um den gewünschten Vorschuß zu leisten. Mit dem Rest des Geldes eilte sie nach Hause und zog sich vor Tische noch rasch in ihr Zimmer zurück, um zu überlegen, in welcher Weise sie es möglich machen könne, ihrem Gatten das Geld in die Hände zu spielen, ohne daß er Verdacht schöpfte. Sie hatte in letzter Zeit wohl bemerkt, wie knapp er in seinen Geldausgaben war, natürlich, wo sollte er das Geld hernehmen, wenn ihm Lichtenberg Alles wegholte!

Es schnitt ihr in's Herz, wenn sie daran dachte, daß er die alte Uhr hingegeben hatte, die sie sehr wohl kannte und die er ihr früher als theuerstes Andenken an seinen Vater gezeigt hatte. Es schnitt ihr in's Herz, wenn sie daran dachte, wie viel kleinlichen Unannehmlichkeiten ihr Mann in allen Lebensverhältnissen und auch ihr gegenüber ausgesetzt war, wenn er über gar kein Geld verfügte.

Sie glaubte endlich das Mittel gefunden zu haben und ging mit einer gewissen Freudigkeit zu Tisch. Ein Blick auf das Gesicht ihres Gatten ließ sie allerdings so erschrecken, daß sie nur mühsam ihre Fassung bewahrte. Auf diesem Gesichte lag ein Zug seelischen Leidens, der Betrübniß, der Gedrücktheit. Man sah es diesen Zügen

an, daß auf der Seele des Mannes ein schweres Etwas lastete. Sie gewahrte deutlich den Zwang, den sich Alfred anthat, um einige freundliche Worte an die beiden Kinder zu richten, die zwar nicht mitaßen, aber doch in ihren Stühlchen mit am Tische saßen.

Betty zwang sich zur Lustigkeit, indem sie mit den Kindern scherzhaft tändelte. Sie sah, wie ihr Gatte sich ebenfalls zwang, hin und wieder zu lächeln, und dieses erzwungene Lächeln schnitt ihr abermals in's Herz.

Das Mädchen hatte den Tisch abgeräumt und die Kinder hinausgebracht; sie setzte jetzt die Kaffeemaschine vor Betty, und nun kam jene halbe Stunde des Tages, die in den früheren Jahren die angenehmste für das junge Ehepaar gewesen war. Sie blieben allein, Betty schenkte die Kaffeetassen voll, der Amtsrichter zündete sich eine Cigarre an, und dann plauderten sie eine halbe Stunde lang ungestört über die Kinder, über allerlei Familienangelegenheiten, über die Hauswirthschaft und über Neuigkeiten aus der Stadt, die der Amtsrichter oder seine Frau erfahren hatte und die sie sich nun mittheilten, kurz es war jenes behagliche halbe Stündchen, welches Gatten und Gattin für die ganze Arbeitslast und Mühsal eines Tages entschädigen kann.

In der letzten Zeit war dies allerdings anders geworden. Mit einer gewissen Hast stürzte der Amtsrichter den Kaffee hinunter, dann erhob er sich rasch, als wäre ihm dieses Zusammensein mit der Frau unangenehm; er entschuldigte sich immer, er habe viel Arbeit oder er fühle sich nicht wohl, und gewöhnlich hatte dann, insbesondere in den letzten Monaten, Betty allein am Tische gesessen und nachgedacht, bis ihr die Thränen aus den Augen stürzten.

Auch heute leerte Alfred hastig seine Tasse und wollte sich rasch erheben, als seine Frau ihm die Hand auf den Arm legte und ihn sanft zurückhielt.

„Einen Augenblick, Alfred!" sagte sie. „Ich wollte Dich etwas fragen. Erzähltest Du mir nicht neulich — ich glaube, es ist schon ziemlich lange her — daß Du die Absicht hättest, Dir eine größere Bibliothek anzulegen, daß es nothwendig wäre, Dir einige ältere und neuere Spezialwerke anzuschaffen?"

Alfred sah überrascht auf. „Mein Gott, wie kommst Du darauf? Ich habe wohl vor zwei Jahren diesen Wunsch einmal geäußert, aber ich habe mich überzeugt, daß diese Spezialwerke ganz überflüssig sind. Die beste Information bekommt man durch die Praxis. Du hast ein gewaltiges Gedächtniß, liebe Betty, oder Du hast ein besonderes Interesse an der Sache?"

Betty versuchte zu lächeln, ihr Auge war aber merkwürdig unsicher und sie vermied es, dem Blicke des Gatten zu begegnen. „Ein Interesse habe ich wohl an der Sache gehabt," entgegnete sie. „Ich ging nämlich lange mit dem Gedanken um, Dir eine solche Bibliothek zu schenken; aber ich verstehe nichts davon. Ich würde die rechten Bücher nicht auszuwählen wissen, ja ich wüßte nicht einmal herauszufinden, wann Du selbst sie Dir gekauft hast. Ich habe daher gedacht, es sei das Beste, Du kauftest Dir die Bücher allein. Sei mir nicht böse, wenn ich Dir vielleicht zu diesem Zwecke zu wenig gebe, aber hier sind fünfzehnhundert Mark, vielleicht reicht das für die gewünschten Bücher aus."

Betty war immer verwirrter geworden. Sie verstand das Lügen nicht, und wenn ihr Gatte nicht selbst in diesem Augenblicke so erregt und ergriffen gewesen wäre, so hätte er wohl ihre Verwirrung bemerken müssen. Sie sah, daß sie ungeschickt gewesen war, sie ahnte, daß sie ihrem Gatten mit dem plötzlichen Angebot des Geldes verdächtig werden konnte, und sie redete deshalb darauf los, um sich selbst zu betäuben und um erst keinen wirklichen Verdacht in ihrem Gatten aufkommen zu lassen.

„Weißt Du," sagte sie, „daß ich ganz glückselig bin, auf diesen Gedanken gekommen zu sein, über den Du vielleicht lachst; aber Du bist so ohne alle Bedürfnisse, so ohne alle Ansprüche an das Leben, daß ich mich wie ein Kind freue, wenn ich einmal eine Gelegenheit finde, Dich mit irgend etwas zu überraschen und Dir eine Freude zu bereiten. Du würdest mich wirklich schwer kränken und mir eine große Freude verderben; wenn Du dieses Geld jetzt zurückweisen wolltest. Willst Du Dir die Bücher jetzt nicht kaufen, so lege Dir das Geld hin; vielleicht bietet sich einmal eine bessere Gelegenheit, wenn irgendwo eine Bibliothek verkauft wird; Du stehst ja mit Antiquaren in Verbindung."

Betty sah ein Zucken um die Mundwinkel ihres Gatten, sie sah seine Augen feucht werden, und plötzlich umarmte und küßte sie ihn zärtlich und sagte: „Nun habe ich Dir aber genug vorgeschwatzt. Du mußt gewiß an die Arbeit, Alfred, auch ich muß in die Küche."

Und fast fluchtartig verließ sie das Zimmer.

Hinter der geschlossenen Thür blieb sie noch einen Augenblick stehen und drückte beide Hände auf ihr klopfendes Herz. Sie hoffte, ihr Gatte habe nichts gemerkt.

Sie wollte ihn von den kleinlichen Sorgen befreien, hatte er doch große Sorgen genug. Sie fühlte sich glücklich, daß ihr Streich ihr so geglückt war, und wie viel glücklicher hätte sie sich gefühlt, wenn sie Alles, was sie besaß, hätte hergeben können, um den Gatten wieder glücklich zu machen und ihn von der furchtbaren Last, die ihn drückte, zu befreien.

4.

Niemand schließt leichter Bekanntschaft, ja Freundschaft, als leichtsinnige Leute, deren Streben dahin geht, sich durch Kneipgelage und Zechereien zu unterhalten.

So hatte auch Lichtenberg sehr rasch eine merkwürdig vertraute Bekanntschaft mit seinem neuen Freunde, dem Gutsbesitzer Schlösser, in die Wege geleitet. Er fand an ihm einen Kumpan, wie er ihn gerade brauchen konnte. Schlösser war stets zu allen Streichen und Kneipereien aufgelegt, dabei anscheinend ohne Beschäftigung, und deswegen gefiel ihm dieser Mann außerordentlich. Er ließ sich nicht lumpen, und beständig gab es unter den beiden Freunden darüber Skandal — natürlich nur im Scherz — wer bezahlen sollte, weil Jeder immer wünschte, daß der Andere sein Gast sei.

Wenn man sich in gehobener Stimmung befand, erzählte man sich allerlei Streiche aus dem Leben, und Schlösser theilte Lichtenberg bald mit, daß er auch einmal in seinem Leben eine große Dummheit gemacht habe, die ihn sogar mit dem Strafgericht in Konflikt und seine Verurtheilung zu einem Jahr Gefängniß mit sich gebracht habe. Er besitze sein Gut längst nicht mehr, sondern habe es seinen Gläubigern überlassen müssen, er lebe jetzt davon, Hypotheken zu vermitteln und manche Sachen insgeheim zu arrangiren, welche die Leute nicht öffentlich abgewickelt sehen wollten; er nenne sich noch immer Gutsbesitzer, denn er habe keinen anderen Titel, und er könne doch nicht sagen: „Gutsbesitzer außer Dienst."

Dieses Vertrauen Schlösser's weckte das Lichtenberg's, und dieser erzählte, daß auch er einmal eine unangenehme Sache gehabt und deshalb ebenfalls eine Gefängnißstrafe verbüßt habe. Nur sei er in der Lage, angenehm leben zu können, denn er habe einen reichen Verwandten, der ihn erhalten müsse.

Der Zechkumpan Lichtenberg's, der natürlich niemand anderes war, als der Agent des Detektive-Instituts, zeigte nicht die mindeste Ueberraschung, als Lichtenberg von dem „reichen Verwandten" sprach. „Wenn Du nur," sagte

er, „den guten Mann sicher hast! Denn Du wirst es wohl auch erfahren haben: auf Verwandte ist kein Verlaß. Mich haben die meinigen auch sitzen lassen, und ich brauchte mich, weiß Gott, heute nicht so kümmerlich durchzuschlagen, wenn sie ihre Pflicht an mir gethan hätten."

„Meinen habe ich sicher," sagte Lichtenberg lachend. „Ich würde ihm nicht rathen, etwas zu unterlassen, was ich wünsche. Das würde ihm schlecht bekommen!"

Schlösser brach hier sofort das Gespräch ab, anscheinend als betrachte er die Redensarten Lichtenberg's als Prahlerei. Er kam erst an einem der nächsten Abende wieder auf den reichen Verwandten, und zwar als Lichtenberg von selbst anfing.

Das flotte Leben, das dieser führte, kostete Geld. Er hatte mit Schlösser ein paar Ausflüge in die Umgegend gemacht, bei denen es hoch herging und bei denen Lichtenberg mit Geld nur so um sich geworfen hatte.

Am letzten Abende saß er etwas nachdenklich da. Aber sein Kumpan heiterte ihn auf, indem er ihm beständig zutrank.

„Nun, was ist denn mit Dir los, Freund und Gönner?" sagte Schlösser endlich. „Du siehst ja heute verwünscht gedrückt aus, gar nicht so lustig, wie sonst. Will etwa der Herr ‚Verwandte' nicht mit Geld heraus? Dann wollen wir ihm doch auf die Bude rücken, und ich versichere Dich, wenn Du Hilfe brauchst, ich kann sie Dir leisten; ich weiß mit solchen Leuten umzuspringen."

„Das ist's nicht," sagte Lichtenberg. „Ich habe überhaupt die Absicht, mich von dem Verwandten etwas zu emanzipiren. Aber es ist mir etwas eingefallen, und vielleicht kannst Du mir helfen. Du hast doch Bekanntschaften hier in der Stadt?"

„Natürlich!" entgegnete Schlösser. „Ich bin hier als Agent in allen Kreisen bekannt. Von meiner früheren

Geschichte weiß hier Niemand etwas, weil ich in einer ganz anderen Provinz früher gelebt habe. Ich kenne hier so ziemlich alle Welt und bin selbst so bekannt, wie ein bunter Hund."

„Das stimmt," sagte Lichtenberg; „Du scheinst einen riesigen Bekanntenkreis zu haben. Sage 'mal, hast Du auch mit Bankiers Bekanntschaft und mit Leuten, welche Bankgeschäfte haben?"

„Ganz gewiß," entgegnete Schlösser, „ich vermittle ja sehr viele Geschäfte mit Bankiers."

„Das wäre brillant!" sagte Lichtenberg und verfiel dann wieder in Nachdenken.

„Du kannst auch Wechsel diskontiren?" fragte er nach einer Weile wieder.

„Wenn es sein muß, auch das kann ich," sagte Schlösser und betrachtete Lichtenberg, der vor sich hinstierte und mit dem Finger einen vergossenen Weinrest auf dem Tisch verrieb, mit ironischem Lächeln.

„Hast Du denn Wechsel zu diskontiren?" fragte Schlösser nach einer Pause, als Lichtenberg schwieg.

„Vielleicht," sagte Lichtenberg. „Ich sehe nicht ein, weshalb ich immerfort um Geld betteln soll! Ich stelle einfach Wechsel auf meinen Verwandten aus, und er muß sie einlösen. Er muß — sonst soll ihn —"

Er sprach diese Worte halblaut vor sich hin, und Schlösser that daher, als beachte er sie nicht.

„Das Diskontiren von Wechseln kann ich Dir besorgen," begann er vielmehr nach einer Pause. „Natürlich verliert man ja Einiges wegen der Zinsen, und die Bankiers wollen auch ihr Geschäft dabei machen. Aber wenn Du Wechsel hast — es kommt freilich auf die Höhe an," setzte Schlösser gleich hinzu.

„Na, die Höhe ist beliebig," sagte Lichtenberg.

„Kleinere Wechsel, weißt Du, Wechsel über einige

hundert Mark etwa, sind natürlich leichter unterzubringen, wie große Wechsel; denn wenn es sich um Tausende handelt, schöpfen die Bankiers gleich Verdacht."

„Verdacht?" sagte Lichtenberg, wie es schien, etwas erschrocken.

Langsam hob Schlösser den Kopf und sah Lichtenberg an. Dieser Blick war so eigenthümlich prüfend, daß Lichtenberg ihn nicht aushielt, sondern erröthete und den Kopf wegwenden wollte.

Aber Schlösser lachte so laut auf, daß sich Lichtenberg erschreckt umsah, als wolle er sich überzeugen, ob auch Niemand in dem Lokale auf dieses übertriebene Lachen Acht habe.

„Alter Junge," rief Schlösser, „Du wirst mir doch keine Geschichten vormachen! Wenn Du Wechsel diskontiren willst, so sind das doch Wechsel — na, wir wollen 'mal sagen — die eigentlich keine Wechsel sind, oder — verstehe mich nur recht, sei kein Narr — Du kennst mich ja genügend — unter uns gesagt: Du machst die Wechsel in Bausch und Bogen mitsammt dem Accept, und ich soll sie unterbringen. Thu' mir die Liebe," sagte Schlösser jovial, als Lichtenberg opponiren wollte, „thu' mir die Liebe und mach' keine Faxen. Ich bin ein altes Huhn, das man nicht so leicht 'reinlegt. In dem Augenblicke, wo Du so schüchtern anfingst, von Wechseln zu reden, wußte ich lange, wo Du hinaus wolltest. Aber ich finde Deine Idee vorzüglich und bin bereit, Dir zu helfen, und wenn Du einen Verwandten hast, der thun muß, was Du willst, wie Du behauptest — hoffentlich hast Du nicht renommirt! — dann finde ich die Idee genial von Dir, auf ihn Wechsel auszugeben. Du machst die Wechsel, ich bringe sie unter, und Du theilst dem Herrn Verwandten liebenswürdigerweise mit, daß er an dem und dem Tage ein Wechselchen einzulösen hat. Wenn

Du ihn, wie Du sagst, ganz und gar in Deiner Hand hast, muß er ihn ja einlösen!"

Lichtenberg hatte zuerst mißtrauisch Schlösser betrachtet, als dieser aber jetzt wieder lustig auflachte, lachte er mit und sagte: „Schlösser, bei Gott, Du bist ein Teufelskerl! Das ist eine Bombenidee von Dir! Du hast ganz Recht, ich mache die Wechsel, Du bringst sie unter, natürlich bekommst Du eine anständige Provision — ich will nichts umsonst — und ich theile meinem Verwandten — hol's der Henker! es ist ja gar kein Verwandter — sagen wir also meinem ‚Freunde' mit, daß an dem und dem Tage ihm ein Wechsel präsentirt wird. Er muß den Wechsel selbstverständlich einlösen, wir laufen also gar keine Gefahr. Ich habe Geld in der Hand, wann ich will, ich brauche bei dem Kerl nicht erst um jeden Groschen zu betteln, und die Einnahmequelle kann eigentlich gar nicht versiegen. Höre, Schlösser, Du bist ein Mordskerl; darauf trinken wir noch eine Flasche, aber die bezahle ich."

Die Flasche kam und Schlösser sagte mit pfiffigem Augenzwinkern: „Weißt Du, lieber Lichtenberg, vom ersten Tage, an welchem ich Dich sah, sagte ich mir: Das ist Dein Mann! Mit dem sind noch Geschäfte zu machen. Nun aber gleich an's Werk; nur nicht Sachen aufgeschoben, die man gleich vornehmen kann. Unter uns gesagt, in meiner Tasche ist auch Ebbe, und ich würde mich freuen, eine hübsche Provision an Dir zu verdienen."

„Weißt Du 'was," sagte Lichtenberg, „ich gebe Dir ein Drittel ab. Das ist doch sehr anständig."

„Sehr anständig, riesig anständig, Bruderherz," rief Schlösser, „eigentlich zu anständig finde ich das! Aber es bleibt ja unter guten Freunden, und ich habe ja auch eine schwere Arbeit mit dem Unterbringen der Wechsel. Wenn sie nicht eingelöst werden, kriegen sie mich beim Kragen."

„Darüber mache Dir nur keine Sorgen!“ sagte Lichtenberg. „Die Wechsel werden eingelöst, darauf will ich schwören.“

„Gut,“ erklärte Schlösser, „dann mußt Du mir aber auch reinen Wein einschenken. Ich muß wissen, um was es sich handelt. Denke nur daran, ich stecke den Kopf in die Schlinge, denn wenn es 'rauskommt, daß die Wechsel gefälscht sind, werde ich in erster Reihe gepackt und nicht Du. Selbst wenn ich zehnmal behauptete, Du hättest mir die Wechsel gegeben, würde man mir nicht glauben. Aber ich würde es natürlich niemals sagen, daß Du die Wechsel gemacht hast; ein nichtswürdiger Schuft und ein Lump ist der, der einen Freund und Genossen verräth! Natürlich verlange ich aber auch von Dir Diskretion, Lichtenberg. Du darfst über die Sache mit Niemand reden, verstehst Du mich? Darauf gib mir Deine Hand, darauf laß uns anstoßen. Wir sind ehrliche Kerle, was die Welt auch von uns denkt!“

„Gewiß,“ sagte Lichtenberg, der schon etwas angetrunken war. „Ich will Dir die Sache erklären. Der Mann, um den es sich handelt, hat eine reiche Frau und dadurch Kredit. Es ist,“ fügte Lichtenberg flüsternd hinzu, „der Amtsrichter Lauffert. Kennst Du ihn?“

„Lauffert — Lauffert?“ sagte Schlösser, als müsse er sich besinnen. „Amtsrichter Lauffert? — Warte einmal! Ich glaube, ich kenne den Mann persönlich nicht. Hat er nicht eine ziemlich junge und hübsche Frau?“

„Na, mit der Schönheit geht es!“ sagte Lichtenberg. „Sie ist reich, das ist Alles.“

„Jetzt erinnere ich mich!“ sagte Schlösser, als habe er sich besonnen. „Ich habe die Frau neulich getroffen, als ich beim Bankier Hartmuth war. Dort hat sie gewiß Geld in Depot, denn sie ließ sich dort eine größere Summe auszahlen.“

„Das wird schon stimmen," sagte Lichtenberg.

„Sehr gut!" sagte Schlösser. „Das wäre günstig! Bei Hartmuth bin ich bekannt, dort habe ich schon öfter geschäftlich zu thun gehabt, und dort würde man mir natürlich ohne Weiteres die Wechsel des Amtsrichters Lauffert diskontiren, da man ja die Verhältnisse der Frau genau kennt. Aber ich werde Dir etwas sagen: es ist dringend nothwendig, wenn wir das Geschäft machen wollen, daß Du an den Amtsrichter schreibst und ihm mittheilst, daß Du Wechsel auf ihn ausgibst. Es wäre ja doch leicht möglich, daß der Bankier vor der Diskontirung oder auch nach derselben bei dem Amtsrichter anfragt, ob er Wechsel ausgestellt hat, und wenn er dies thut, und der Amtsrichter leugnet, käme ich natürlich in des Teufels Küche."

„Nun natürlich," sagte Lichtenberg, brutal lachend, „wir wollen unserem Freund die freudige Ueberraschung machen und ihm mittheilen, daß jetzt Wechsel auf ihn gezogen werden. Er wird zwar ein wenig brummen, aber es wird ihm nichts helfen."

„Noch Eines," sagte nach einer Pause Schlösser. „Du mußt mir reinen Wein einschenken. Ich mißtraue Dir ja nicht, aber zwischen Genossen, wie wir, darf kein Geheimniß bestehen, insbesondere kein solches, das sich auf ein Geschäft bezieht. Du mußt mir sagen, wodurch Du den Amtsrichter in Deiner Gewalt hast, damit ich auch Vertrauen zu der Geschichte kriege. Du weißt, das ist eine komische Sache, wenn man mit einem solchen Papierchen zu einem Bankier kommt und man ist seiner Sache nicht ganz sicher. Man wird dann ängstlich, wenn der Bankier Fragen stellt, man macht ein dummes Gesicht, man macht Redensarten, die nicht zur Sache gehören, und diese Halunken von Bankiers passen haarscharf auf. Wenn ich nur erst weiß, daß Du ihn wirklich ganz sicher in

Deinen Händen hast, wenn ich weiß, um was es sich handelt, dann bin ich auch sicher und gehe mit den Wechseln direkt zu Rothschild, wenn es sein muß."

Der schon stark angetrunkene Lichtenberg lachte laut auf. „Ich kann Dir die Geschichte ja erzählen. Sie ist eigentlich furchtbar komisch, nämlich — aber komm 'mal näher heran, ich kann das nicht so in die Welt hinausschreien."

Er flüsterte eine Minute lang in das Ohr Schlösser's, und als er dann seinen Kopf wieder zurückzog und Schlösser betrachtete, hatte dieser den Mund gespitzt und ließ einen leisen Pfiff hören.

„Alle Wetter," meinte er dann, mit den Augen zwinkernd, „das ist ja vorzüglich! Natürlich, Bruderherz, hast Du ihn ganz in Deiner Hand. Er muß ja machen, was Du willst, sonst ist er verloren. Jetzt natürlich ist die Sache erledigt; ich habe kein Mißtrauen mehr und gar keine Angst. — Nun aber frisch an's Werk! Wir wollen nur gleich," setzte er flüsternd hinzu, „uns einen ganzen Ballen Wechselformulare kaufen. Du sollst einmal sehen, wie ich diese Wechselchen unterbringe, natürlich nicht bei einem Bankier — das wäre Unsinn, denn da würde man bald Verdacht schöpfen. Schließlich bin ich auch noch in den Städten der Umgegend bei Geldwechslern und Geschäftsleuten bekannt, und da bringe ich auch noch Wechsel unter. Nur frisch an's Werk — es lebe die Compagnie!"

Schlösser füllte die Gläser und stieß mit Lichtenberg an, der das Glas schon zitternd und unsicher in der Hand hielt. —

Eine Stunde später war Lichtenberg sanft entschlummert, und sein Freund, der ebenfalls sehr bezecht that, bat den Wirth, den Freund auf dem Sopha seinen Rausch ausschlafen zu lassen, da er nicht mehr nach Hause könne.

Schlösser selbst entfernte sich etwas schwankend. Als er aber um die nächste Straßenecke gekommen war, wurde sein Gang sehr sicher.

5.

Lange Stunden der Aufregung hatte Alfred Lauffert verbracht. Wenn ihn je etwas erschüttert hatte bis in's Innerste seines Herzens, so war es die Art und Weise, wie seine Frau ihm das Geld angeboten hatte. Aber andererseits wieder dachte er mit Entsetzen daran, daß gerade die Art und Weise, wie sie ihm das Geld gegeben hatte, bewies, daß sie irgend etwas ahnte, daß er vielleicht unmittelbar vor einer Katastrophe stünde.

Es war wiederum Nachmittags nach dem Essen, bei welchem Betty nicht erschienen war, weil sie einen Gang in die Stadt gemacht hatte und mit starkem Kopfschmerz zurückgekehrt war. Der Gatte war nur einen Augenblick bei ihr im Zimmer gewesen und hatte nach ihrem Befinden gefragt; sie bat um Ruhe und um Entschuldigung, wenn sie ihn allein essen lasse.

Er hatte sich, nachdem er nur einige Bissen genossen, wieder in sein Zimmer begeben, als es draußen klingelte, und bald darauf das Mädchen ihm meldete, es sei ein Dienstmann dagewesen, der einen Brief abgegeben habe.

Dieser Brief zeigte auf der Adresse die wohlbekannte Handschrift Lichtenberg's. Ein Zittern befiel Alfred, als er mit diesem Briefe in der Hand in sein Zimmer trat.

Sein Zittern war wohlberechtigt, denn in dürren Worten schrieb ihm Lichtenberg, daß er von jetzt ab, um allen Scherereien und Umständlichkeiten aus dem Wege zu gehen, auf ihn Wechsel ziehen werde, die er der Kürze halber mit Accept versehen wolle. Er würde ihn übrigens immer benachrichtigen, bevor er einen Wechsel ausgebe,

damit Lauffert sich darauf einrichten könne, die Deckung stets rechtzeitig zu besorgen.

Lauffert lachte verzweifelt auf, als er den Brief zu Ende gelesen hatte. Der Plan, den Lichtenberg da entwickelte, führte zum unausbleiblichen Ruin Lauffert's, und wenn er sich überhaupt darauf einließ, so dauerte die ganze Sache doch nur kurze Zeit.

Es ist ganz merkwürdig, wie Menschen in verzweifelten Lagen große Entschlüsse binnen kurzer Zeit fassen können, und zwar so felsenfest, daß sie nichts mehr davon abbringt.

„Besser ein Ende mit Schrecken," murmelte der Unglückliche vor sich hin, „als ein Schrecken ohne Ende! Die Katastrophe ist unvermeidlich! Besser ein kurzer muthiger Entschluß und eine Kugel durch den Kopf, als dieses langsame Hinmartern; als dieses Sterben Glied für Glied, dieses stückweise Zerfleischen meines Herzens."

Er hob die beiden geballten Fäuste empor, und ein schrecklicher Ausdruck lagerte auf seinem Gesicht. „Ich will sterben! Das ist die einzige Auskunft, die es gibt. Aber er soll mit mir, der Schurke."

Er trat an seinen Schreibtisch, öffnete ein Schubfach desselben und zog einen Revolver heraus, untersuchte ihn genau, mit einer Vorsicht und Gewissenhaftigkeit, die ihm selbst Freude machte. Er ließ den Mechanismus des ungeladenen Revolvers spielen, dann lud er ihn mit sechs Schüssen und verschloß ihn wieder im Schreibtisch; er setzte sich dann hastig nieder und schrieb einen Brief. Derselbe lautete:

„Lieber Lichtenberg!

Ich bitte Dich, vernünftig zu sein. Ueberlege Dir, was Du thust, und komme lieber erst zu mir behufs einer Besprechung. Ich habe Geld und bin daher in der Lage, Dir gefällig zu sein. Ich erwarte Dich morgen Nachmittag zwischen vier und fünf Uhr ganz bestimmt bei

mir. Ich kann Dir — wenn es sein muß — tausend Mark zur Verfügung stellen. Es grüßt Dich Dein

Alfred."

Er verschloß den Brief, schrieb die Adresse darauf und klebte eine Marke auf; dann klingelte er nach dem Dienstmädchen, die den Brief zur Post tragen sollte.

„Es ist ein Uriasbrief," murmelte er, „aber die Kanaille wird kommen, wenn ich tausend Mark verspreche. Aber nun kommt das Schwerste," fuhr er nach einer Pause fort, „das Geständniß an meine Frau."

Er legte sich auf's Neue Papier zum Schreiben zurecht, aber er brachte es kaum fertig, die Feder anzusetzen. Endlich faßte er sich gewaltsam und schrieb nun ununterbrochen mit fliegender Hast wohl eine Stunde lang.

„Im Angesicht des Todes mache ich Dir das folgende Geständniß, um Dir den Beweggrund anzugeben für das, was ich gethan habe. Ich müßte in erster Reihe Dir danken für alle Liebe und Güte, die Du mir erwiesen hast, aber Menschenworte sind zu schwach dazu. Vielleicht wirst Du empfinden, wie sehr ich Dich liebte, als ich mich entschloß, Dir dieses Geständniß abzulegen.

Ich gehe in den Tod eigentlich wegen einer Lächerlichkeit. Allerdings handelt es sich dabei um eine Schuld, die ich beging und die nicht wieder gutzumachen ist. Meine Schuld ist jetzt fünf Jahre alt und datirt aus dem Jahre 1868. Du weißt, daß meine Heimath Hannover ist, welches im Jahre 1866 an Preußen kam, wodurch Verhältnisse eintraten, welche auch für mich von wichtigen Folgen begleitet waren. Mein Vater wollte als hannöver'scher Beamter unter dem preußischen Regime nicht weiter dienen, er nahm seinen Abschied. Ich hatte in Göttingen studirt, hatte mein Referendarexamen gemacht und stand eben vor dem Assessorexamen. Ich hatte als Sohn eines der ersten Beamten des Landes mich aller-

dings an ein sehr flottes Leben gewöhnt, hatte wenig gearbeitet und mich, wie ich offen gestehen will, zum Theil darauf verlassen, daß man auf mich bei dem Examen, das ich in der Stadt Hannover abzulegen hatte, Rücksicht nehmen würde. Da kam die Annexion Hannovers und die Pensionirung meines Vaters, und eines Tages ließ mich dieser zu sich kommen, um mir eine keineswegs angenehme Erklärung zu machen. Er theilte mir mit, er habe sich aus dem Dienst zurückgezogen und sei nun auf seine Pension angewiesen, ich sei aber gezwungen, mich in preußische Dienste zu begeben und in diesen zu bleiben, da sein Vermögen unter keinen Umständen ausreiche, um mir die Ergreifung einer anderen Laufbahn zu gestatten. Der Vater rieth mir, mein Assessorexamen schleunigst zu machen, mich dann den preußischen Behörden zur Verfügung zu stellen; gleichzeitig theilte er mir aber mit, daß er beschlossen habe, mir durch eine reiche Heirath ein sorgenfreies Leben zu sichern. Er theilte mir ein Heirathsprojekt mit, das ihm von einem Heirathsvermittler vorgeschlagen worden war, und ich brauche Dir wohl nicht erst mitzutheilen, daß es sich dabei um Dich handelte. Daß ich auf die Vorschläge meines Vaters einging, wirst Du begreiflich finden. Ich hatte hundertmal im Leben gesehen, daß sich junge Leute durch eine reiche Heirath ‚arrangirten', wie der Kunstausdruck lautet; warum sollte ich es nicht auch thun? Der Heirathsvermittler, der mit mir direkt in Verbindung trat, theilte mir mit, daß Du Vermögen besäßest, eine angenehme Erscheinung seiest; ich ging auf seine Vorschläge ein, aber es war mir nur unangenehm, daß ich in den Verhandlungen mit Deinem Onkel bereits als Assessor bezeichnet worden war, trotzdem ich mein Examen noch nicht gemacht hatte.

Ich konnte mich allerdings sofort dazu melden, aber mit meinen Kenntnissen stand es nicht gut, besonders

konnte ich es kaum wagen, mein Examen nunmehr in Berlin zu machen, wo die Examinatoren als sehr streng galten, und wo auch schon rasch hintereinander eine ganze Anzahl von Bekannten durchgefallen war. Ich hatte, wie bereits erwähnt, etwas leichtfertig gelebt, hatte wenig gearbeitet und hatte infolge dessen drückende Schulden, die mir unangenehm waren und die mir sogar gefährlich werden konnten, wenn ich sie nicht bald los wurde. Es mußte mir daran liegen, möglichst rasch Geld in die Hand zu bekommen, und zu der Heirath gehörte vor Allem, daß ich mein Assessorexamen machte. Ich befand mich in beständiger Aufregung. Kaum hatte ich den Entschluß gefaßt, mich zum Examen zu melden, so packte mich die Angst, und ich schreckte davor zurück.

Da führte mir mein Unglück eines Tages den Assessor Lichtenberg in den Weg; Du kennst ja den Menschen, welcher der Dämon meines Lebens geworden ist. Er hatte zwei Jahre vorher sein Examen gemacht und es mit Auszeichnung bestanden. Unmittelbar darauf war er in Untersuchung wegen eines schlimmen Dienstvergehens gerathen, war verurtheilt worden und hatte ein Jahr im Gefängniß gesessen. Er war dadurch natürlich für die Justizkarrière unmöglich geworden. Ich traf ihn, kurz nachdem er aus dem Gefängniß entlassen war und bei einem Rechtsanwalt Schreiberdienste that. Ich war mit ihm von der Universität Göttingen her bekannt, er that mir leid, insbesondere, da ich sah, daß er sich in schlechten Vermögensverhältnissen befand. Er besuchte mich öfter in meiner Wohnung, wo ich ihn gastfreundlich bewirthete, und hier machte er mir den unseligen Vorschlag, für mich in Berlin das Examen zu machen. Er besaß glänzende Kenntnisse, und die Ablegung des Examens war für ihn eine Spielerei; in Berlin kannte man weder ihn noch mich.

Natürlich wies ich diesen Gedanken zuerst zurück, aber merkwürdigerweise, Lichtenberg ließ nicht nach. Er wußte mich zu beschwatzen, wobei ich, ich will es offen und ehrlich gestehen, ihm schließlich auf halbem Wege entgegen kam. Wir trafen ein Abkommen, wonach er für mich nach Berlin gehen sollte, um dort unter meinem Namen das Examen zu machen; ich versprach ihm von Deiner Mitgift dreitausend Mark, sofort zahlbar nach der Hochzeit. Ich traf Vorbereitungen, um meinen Vater zu täuschen, und selbst mich während der Zeit des Examens in einem kleinen böhmischen Orte aufzuhalten, während Lichtenberg in Berlin unter meinem Namen das Examen machte. Es handelte sich nur um drei bis vier Wochen, während deren er in Berlin anwesend sein mußte, und die Gefahr einer Entdeckung war kaum in Betracht zu ziehen.

Mit einem Schreiben von seiner Hand meldete sich Lichtenberg unter meinem Namen zum Examen, er bekam das Thema für die schriftliche Arbeit zugesandt, schickte die Arbeit ein und lebte in der Zwischenzeit auf meine Kosten. Ein schwerer Verlust traf mich gerade damals durch den plötzlichen Tod meines Vaters, der einem Schlaganfall erlag. Tief erschütterte mich das Unglück, aber selbst wenn ich wollte, konnte ich von dem Betruge, den ich in Scene gesetzt hatte, nicht mehr zurück. Ich erhielt die Einberufung zum mündlichen Examen, Lichtenberg ging für mich nach Berlin, ich verschwand während der Dauer des Examens und durfte nach vier Wochen wieder an's Tageslicht kommen, nachdem ich erfahren, daß Lichtenberg unter meinem Namen ein glänzendes Examen abgelegt hatte. Die Sache war gar nicht so schlimm gewesen, man nahm gerade auf die Kandidaten aus den neu annektirten Provinzen besondere Rücksicht, und es wäre mir höchst wahrscheinlich selbst möglich gewesen, das Examen zu machen.

Was weiter geschah, weißt Du ja wohl. Ich offenbarte mich Deinem Onkel insofern, als ich ihm mittheilte, ich hätte Schulden, und verlangte von ihm eine Summe, aus der ich vor Allem Lichtenberg bezahlte, der das Geld nahm, um damit angeblich nach Amerika zu gehen. Ich habe nicht ohne Gewissensbisse die Ehe mit Dir geschlossen, aber ich befand mich damals in einer anderen Seelenstimmung, als wohl heute, nachdem ich des Leben höchstes Glück durch Dich kennen gelernt und es empfunden habe, was ein Familienleben bedeutet.

Unsere Ehe wurde geschlossen, mein geliebtes Weib, und der Himmel strafte mich fürchterlich und über alle Maßen. Er lehrte mich durch Dich das höchste Glück kennen, das ein Mensch erreichen kann, jedoch nur, um mich dann um so tiefer in's Unglück zu stürzen. Wir haben oft frei und offen über unser Verhältniß gesprochen, wir haben es uns gestanden, wie wir erst während der Ehe uns lieben gelernt haben, und im Angesicht des Todes kann ich Dir gestehen, daß ich Dich über Alles liebe und Dich mehr verehre, als ich je geglaubt habe, daß man ein Weib verehren und lieben könne. Mein Glück war jedoch nie ungetrübt; je verständiger ich wurde, je mehr ich überlegte, was ich gethan, desto unglücklicher kam ich mir vor, desto mehr fürchtete ich mich vor einer Entdeckung, lediglich deshalb, weil ich voraussetzen mußte, daß diese mich in Deinen Augen herabsetzen würde.

Ich habe eifrig gearbeitet und bin ein tüchtiger Beamter geworden, meine Vorgesetzten sagen, daß ich es sei; ich habe dem Staate Dienste geleistet, so gut ich konnte, ich bin ein anderer, ich darf sagen ein besserer Mensch geworden, seitdem ich mit Dir zusammen leben durfte, aber jede Schuld rächt sich. Auch für mich kamen Stunden der Erkenntniß und der verzweiflungsvollen Reue. Unmittelbar nach dem Feldzuge von 1870—71 tauchte Lichten-

berg, wie Du Dich erinnern wirst, wieder auf, und seit dieser Zeit wurde er mein Verhängniß. Er hat mich zuerst um kleine Summen gebeten, ist dann immer unverschämter geworden und treibt mich jetzt in den Tod. Er fängt an, Wechsel auf mich zu ziehen, die ich nie werde einlösen können, und unser Geheimniß kann nicht länger gewahrt werden. Ich habe außerdem zu befürchten, daß Lichtenberg einmal in der Trunkenheit sich und mich verräth. Ich bin dann unmöglich für das Leben und würde Dich mit in mein Unglück hineinreißen, Dich, die Du meinen erbärmlichen Namen trägst. Warum sollst Du die Last dieses besudelten Namens tragen, warum soll sich mein armer Vater im Grabe umdrehen, wenn er erfährt, wie ich, sein Sohn, diesen Namen besudelt habe, den er mir rein und makellos hinterließ?

Mehr als Alles aber treibt mich in den Tod der Gedanke, daß Du von dem Augenblicke an mich nicht mehr achten kannst, in dem Du erfährst, daß ich Dich gewissermaßen durch einen Betrug gewonnen habe, daß mein ganzes Leben mit Dir zusammen eine einzige Lüge gewesen ist, so gern auch mein Herz mir sagen möchte, daß Du voll Güte und Liebe bist, daß Du mir verzeihen kannst und mit mir Mitleid haben könntest, so weiß ich doch, daß Du mich nicht mehr achten und lieben kannst. Ohne Deine Achtung und Liebe aber kann ich und will ich nicht leben, deshalb gehe ich in den Tod.

Der Mann aber, der mich in den Tod treibt, der mich zwingt, das Leben voll Glückseligkeit, das ich mit Dir führen durfte, jetzt zu verlassen, muß mit mir." —

Lauffert warf die Feder fort und schritt langsam auf und ab in dem stillen Gemach.

6.

Es war kurz vor Mitternacht. Alfred vergaß fast, wo er sich befand.

Eine Hand legte sich auf seine Schulter, und als er sich entsetzt umwandte, sah er seine Frau hinter sich stehen.

Hastig legte er ein leeres Blatt Papier über das Geschriebene. „Was führt Dich hierher, Betty?" fragte er. „Ich glaubte Dich längst zur Ruhe gegangen."

Das Gesicht der Frau sah blaß aus, feierlich und ernst, und doch ruhte eine Milde auf diesem Gesicht, strahlte aus ihren Augen eine Liebe, die Alfred erzittern und erbeben ließ vor freudigem Schreck, vor einer unbestimmten Ahnung von Seligkeit.

Betty legte beide Hände auf die Schulter des Gatten und sagte, ihm tief in die Augen sehend, mit eigenthümlich zitternder und tiefklingender Stimme: „Alfred, die Liebe, die ich für Dich empfinde, ist heute auf eine harte Probe gestellt worden. Ich habe einige Stunden gebraucht, um mich selbst kennen zu lernen, um mit mir fertig zu werden, um vor Dich treten zu können und Dir wieder in die Augen zu sehen. Ich liebe Dich so sehr und weiß mich so von Dir geliebt, daß ich nicht vor Dich treten konnte, um Dir zu sagen: ich verzeihe Dir und bringe Dir mein Mitleid; nein, ich mußte vor Dich treten, wie jetzt, und mußte sagen: ich bringe Dir meine Liebe, ich stehe vor Dir mit derselben Liebe, wie ich sie so lange für Dich besessen habe. Alfred, ich weiß Alles! Seit heute Nachmittag bin ich Mitwisserin des Geheimnisses, das zwischen Dir und Lichtenberg besteht. Zittere nicht, Alfred, sei stark, ich habe viel mit Dir zu besprechen. Zum Glück hatte ich nicht gewartet, bis die Katastrophe kam, ich bin ihr entgegen gegangen. Ich will Dir nicht schildern, wie ich in den Besitz Deines Geheimnisses kam, doch ich besitze es; ich weiß Alles, was Du gethan und

verschuldet hast, ich weiß, wie Lichtenberg Dich gequält und gepeinigt hat, und was er auf's Neue vorhat. Du brauchst ihn nicht mehr zu fürchten, er befindet sich auf dem Wege nach Bremerhaven und verläßt morgen Europa für immer. Ich muß Dir gestehen, daß ich heute Nachmittag wie zerschmettert war, daß ich mich selbst und die Stärke meiner Liebe zu Dir prüfen mußte. Ich habe Dir gesagt, ich sei krank, weil ich nachdenken mußte. Ich bin zu einem Ergebniß gekommen und stehe vor Dir, Alfred, als Deine Gattin, als Deine Trösterin und Beratherin, und was die Zukunft bringt, sei es noch so Schlimmes, sei es die Schande, sei es eine Verurtheilung, sei es das Furchtbarste, ich will es mit Dir tragen, um es Dir zu erleichtern."

Zu den Füßen seiner Frau lag Alfred schluchzend.

„Steh' auf!" sagte Frau Betty. „Steh' auf! Dort ist nicht Dein Platz, mein geliebter Mann, Dein Platz ist an meinem Herzen, an dem Herzen Deines Weibes, das Dich liebt, das tief, tief schmerzlich erst jetzt die Pein empfindet, die Du jahrelang getragen hast."

„Betty," stöhnte Alfred, „Du tödtest mich! Du kannst nicht verzeihen, was ich gethan habe! Häufe nicht so viel Großmuth auf mich, täusche Dich nicht selbst! Es wird die Stunde kommen, wo Du das bereuen wirst, was Du an mir gethan hast."

„Hast Du so wenig Vertrauen zu der Stärke und dem Muth einer Frau, die liebt? Glaubst Du, es gibt etwas in der Welt, was zwischen uns treten könnte? Glaubst Du, daß ein anderer Zweifel an meiner Liebe jemals hätte bestehen können, als der kurze von heute Nachmittag — weniger ein Zweifel an meiner Liebe, als an meiner eigenen Stärke? — Setze Dich nieder und laß uns ruhig und verständig über die Zukunft sprechen!"

Sie drückte Alfred sanft in einen Sessel und setzte sich

auf einen Stuhl neben ihn. Sie umschlang ihn und zog ihn an sich, während sie ruhig und ohne eine Thräne zu vergießen muthig weiter sprach: „Was Du gethan hast, muß gesühnt werden. Durch die gefälschten Wechsel, die Lichtenberg einer Person übergeben, die ihn schon seit längerer Zeit überwachte, ist er in eine Zwangslage gerathen, in der er von mir dreitausend Mark annehmen mußte, die ihm allerdings erst jenseits des Meeres, in New-York, gezahlt werden. Er ist unter sicherer Begleitung unterwegs nach dem Schiff, und für die nächsten Wochen haben wir vor ihm Ruhe. Du mußt aber furchtlos dastehen können vor Dir selbst, mein geliebter Mann. Was Du gethan hast, mußt Du sühnen. Du darfst die Stellung, die Du auf unrechtmäßigem Wege erworben hast, nicht mehr länger inne haben. Du mußt sofort Deinen Abschied nehmen, wir müssen die Gelder zurückzahlen, die Du vom Staat bezogen hast, diese Kleinigkeit wird uns nicht arm machen, aber Du mußt auch ein offenes Bekenntniß Deiner Schuld ablegen und die Folgen auf Dich nehmen. Ich habe den Rath, den ich Dir jetzt gebe, von dem Manne, an den ich mich um Hilfe gewendet habe, und der sie mir auch gebracht hat, von dem Direktor des Detektive-Instituts, auf dessen Diskretion wir ja rechnen können. Er empfiehlt Dir, sofort Deinen Abschied einzureichen und nach Berlin zum Justizminister zu fahren, um diesem ein offenes Geständniß abzulegen und Dich ihm zur Verhaftung zu stellen. Vielleicht nimmt man auf Dein offenes Geständniß und darauf Rücksicht, daß Du in die Rückzahlung Deines Gehaltes willigst. Will der Minister aber die Härte des Gesetzes gegen Dich in Anwendung bringen, so mag es sein, so nimm auch dieses als Sühne auf Dich. Dich wird dann vielleicht eine Gefängnißstrafe treffen, aber Du wirst sie überwinden, wenn Du daran denkst, daß draußen Deiner ein Weib

wartet, die nie auch nur durch ein Wort Dich an Deine Schuld erinnern wird, die durch ihre Liebe wieder gut zu machen suchen wird, was das Schicksal an Dir gethan. Ob Du aber verurtheilt wirst oder nicht, wir werden dieses Land verlassen. Du sollst hier nicht vor den Leuten Deinen Blick niederschlagen, Du sollst nicht vor einer Entdeckung zittern. Wir gehen über den Ocean, und diese freiwillige Verbannung, die für mich keine ist — denn dort, wo Du bist, ist auch mein Glück — wird eine Sühne Deiner Schuld sein, selbst wenn man Dich nicht zur Verantwortung zieht. Ich habe mich geprüft auf alles das, was ich Dir vorschlage, und noch einmal, Alfred, meine Liebe zu Dir ist unerschütterlich. Wäre es möglich gewesen, so wäre sie jetzt noch, in dem Augenblicke gewachsen, in dem Du mehr Liebe brauchst als jemals."

„Es sind jetzt also ungefähr siebenzehn Jahre verflossen, seit diese Sache spielte," sagte ich dem Direktor des Detektive-Instituts, der mir die vorstehende Geschichte erzählt hatte, „darf man nicht auch den Schluß erfahren?"

„Warum nicht!" sagte der Direktor, der jetzt längst als Rentier lebt und mir einmal im Laufe eines regnerischen Nachmittags den Vorfall erzählte. „Gewiß! Die Angelegenheit des früheren Amtsrichters Lauffert ist längst verjährt. Natürlich habe ich Ihnen nicht die richtigen Namen genannt, aber Sie haben doch das Interesse für die Personen, und darum will ich Ihnen mittheilen, daß mein Rath sich bewährt hat. Der Amtsrichter fuhr zum Minister, theilte demselben rückhaltlos Alles mit und stellte sich zur Bestrafung. Der Minister ließ ihn zwei Tage auf eine Antwort warten und sagte ihm dann, die Rücksicht auf eine Menge Dinge, wie zum Beispiel das offene Geständniß, die freiwillige Verbannung, die Rückzahlung des empfangenen Gehaltes, dann aber auch die

Verdienste des verstorbenen Vaters, veranlaßten ihn, die Sache zu begraben. Es wäre allerdings gut, erklärte er, daß Lauffert das Vaterland verlasse; sollte eine Anzeige eingehen, so würde der Minister eine Untersuchung nicht anordnen, und eine Verfolgung Lauffert's würde nicht eintreten; er möge das, was er gethan habe, mit sich selbst ausmachen.

Hatte der Abschied, den der Amtsrichter eingereicht hatte, schon großes Aufsehen in der Stadt erregt, so wurde die Aufregung noch größer, als er plötzlich mit seiner Familie Europa verließ und nach Brasilien ging; dort hatte er angeblich größere Güter geerbt, die er selbst bewirthschaften wollte. In der Provinz Santa Catharina hat er sich eine Plantage gekauft, und ich hoffe, er lebt heute noch, und zwar glücklich mit seiner Frau und den bereits erwachsenen Kindern. Vor fünf Jahren habe ich noch einen Brief von Frau Betty bekommen, in dem sie mir mittheilte, sie lebten in so glücklichen Verhältnissen, daß sie keinen Wunsch mehr an das Leben hätten. Manchmal käme allerdings die Sehnsucht nach dem Vaterlande, aber ihr Gatte sowohl wie sie verbärgen dieselbe vor einander. Vielleicht würden sie in einiger Zeit wieder einmal nach Europa kommen, da sie dies jetzt mit Sicherheit thun könnten, aber nur zu Besuch, denn sonst bleibe doch Brasilien ihre zweite Heimath.

Sie sehen aber," fuhr der ehemalige Detektive-Institutsdirektor fort, „was Frauenliebe vermag. Ich versichere Sie, wir Kriminalisten lernen es am besten kennen, wie viel Unglück, aber auch wie viel Glück die Frauen in die Welt bringen. Frauenliebe ist das Wichtigste, was es gibt; sie versetzt Berge, aber sie versöhnt auch die Schuld und ist mächtiger manchmal, als das Schicksal. Einen Beweis davon liefert Ihnen diese wahre Geschichte."

Das Gedächtniß.

Psychologische Skizze

von

L. Hausener.

(Nachdruck verboten.)

Unter Gedächtniß im weitesten Sinne des Wortes versteht man die Fähigkeit, einen Eindruck aufzubewahren. So gefaßt, existirt in der ganzen Welt Gedächtniß. Wenn ich z. B. einen Bogen Papier zusammenlege und dann wieder auseinanderfalte, so ist ein deutlicher Kniff von dem Eindruck zurückgeblieben. Aber noch mehr; wenn ich nun das Papier nochmals kniffen will, so kostet es Mühe, zu verhindern, daß die Bruchstelle sich an den vorigen Platz legt. Unzweifelhaft hat hier etwas Aehnliches stattgefunden, wie auf geistigem Gebiet, denn auch unsere Seele reproduzirt am leichtesten Eindrücke, die sie gedächtmäßig festhielt.

Im Besonderen nun bezeichnet man mit Gedächtniß die Fähigkeit, früher gehabte Vorstellungen ohne ersichtliche Aenderungen ihres Inhaltes und ihrer gegenseitigen Verbindung wieder in's Bewußtsein zurückzurufen. Wenn ich eines bestimmten Vorganges „gedenke“, so treten die ihn bildenden Vorstellungen in ihrer ursprünglichen Ordnung wieder vor das innere Auge.

Die Vollkommenheit des Gedächtnisses hängt nun zunächst von der Leichtigkeit ab, mit der die erstmalige Einprägung der Eindrücke von Statten geht, sodann von der

Leichtigkeit, mit der eben diese Eindrücke reproduzirt, d. h. auf Anregung des Willens wieder in's Bewußtsein zurückgerufen werden, und endlich von der Treue, mit der das Gedächtniß die Vorstellungen bewahrt, ohne sie in augenfälliger Weise zu verändern. Darnach gestalten sich die verschiedenen Fähigkeiten bei den verschiedenen Menschen. Dem Einen wird es sehr leicht, neue Eindrücke in sich aufzunehmen, aber ihm gelingt die Reproduktion derselben nur mit großer Mühe, d. h. er lernt für den Augenblick sehr gut, vergißt jedoch schon nach wenigen Tagen oder Stunden das Gelernte. Dem Andern kostet es viele Mühe, bis er etwas in den Kopf hineinbekommt; hat er es aber einmal in sich aufgenommen, so kann er es noch nach verhältnißmäßig sehr langen Zwischenräumen reproduziren. Bei einem Dritten dagegen führt ein Mangel der Gedächtnißtreue dazu, daß, obwohl er schnell begreift und leicht reproduzirt, er dennoch zahllose Fehler begeht, weil er die Vorstellungen nicht genau so wiedergibt, wie sie ursprünglich beschaffen waren.

Um ein uns Allen aus der Schule geläufiges Beispiel zu nehmen: ein Mensch der ersten Sorte lernt Vokabeln mühelos und vergißt sie rasch, ein Individuum der zweiten Klasse langsam und behält gut, ein Schüler mit einem Gedächtniß der dritten Gruppe vereinigt einerseits die Vorzüge der beiden anderen Gruppen und fügt anderseits einen neuen Mangel hinzu, nämlich den, daß er die Vokabeln in ihrer Zusammensetzung oder Endung verändert.

Sehr selten finden sich bei einer Person die drei Bestandtheile des Gedächtnisses in gleichmäßiger Vollkommenheit. Ebenso ist auch das Gedächtniß des Einzelnen nicht für alle Arten von Eindrücken gleichmäßig ausgebildet. Es gibt Leute, welche trotz eines sonst leidlich guten Gedächtnisses durchaus keine Zahlen behalten können, oder

welche es nicht vermögen, eine gehörte Melodie wiederzugeben. Dem entspricht der Umstand, daß nicht selten gerade für besondere Eindrücke das Gedächtniß außerordentlich hoch entwickelt ist. Die Geschichte kennt einen Mezzofanti, der achtundfünfzig Sprachen und Dialekte lernte; von Dase und Joseph Frankl wissen wir, daß sie sich im Allgemeinen keines hervorragenden Gedächtnisses erfreuten — aber welche Leistungen im Zahlenbehalten werden von diesen beiden Rechenköpfen berichtet! Divisionsexempel, bei denen der Dividendus zwanzig und der Divisor fünfzehn Stellen betrug, lösten sie im Kopf, Multiplikationen, in deren Verlauf gegen hundert Ziffern zu behalten waren, führten sie gleichfalls ohne Hilfe des Papiers aus. Von ähnlicher Großartigkeit ist das musikalische Gedächtniß Hans v. Bülow's. Bülow hat nicht nur die gesammte Klavierliteratur Bach's, Beethoven's, Schumann's, Chopin's, Liszt's, Brahms' im Kopf, sondern er dirigirt auch sämmtliche hervorragenden Orchesterwerke nebst vielen anderen Einzelstücken ohne Hilfe der Partitur. Wer selber musikalisch ist, wird begreifen können, was es heißt, beispielsweise die Fugen aus Bach's wohltemperirtem Klavier im Gedächtniß zu haben.

Ein Schüler Bülow's erzählte mir folgende charakteristische Anekdote. Er kam eines Tages mit dem Manuskript eines Klavierkonzertes zu Bülow und spielte ihm den Solopart einmal vor. Bülow bat um die Wiederholung, setzte sich an einen zweiten Flügel und begleitete das ganze Konzert mit einer improvisirten Orchesterbegleitung; mit anderen Worten, er hatte das ganze Tonstück derart nach einmaligem Hören behalten, daß er die passenden Nebenstimmen frei erfinden und hinzufügen konnte.

Die Thatsache, daß das Gedächtniß eigentlich in eine Anzahl von Sondergedächtnissen zerfällt, von denen jedes

einen anderen Stärkegrad der Ausbildung besitzen kann, hat nun eine erhebliche praktische Bedeutung. Von einem Menschen mit gutem musikalischem Gedächtniß läßt sich nämlich voraussetzen, er werde auch andere Sachen am leichtesten mittelst des Gehörsinnes erlernen, von einem Maler läßt sich annehmen, daß er im Allgemeinen diejenigen Dinge am besten sich wird einprägen können, die er gesehen hat. Wenn daher ein Kind Veranlagung für Musik, ein anderes Talent für Zeichnen zeigt, so wird man dem ersten Kinde die Vokabeln einer fremden Sprache am besten durch Vorsagen, dem zweiten Kinde dagegen durch Vorschreiben einprägen. Dieses wird Alles am leichtesten lernen, indem es die gedruckten oder geschriebenen Lettern sich ansieht, jenes, indem es den Klang der Worte mehrmals hört.

Man unterscheidet in solchem Sinne in der wissenschaftlichen Psychologie Individuen von einem visuellen (Gesichts-) Typus, und Individuen von einem auditiven (Gehörs-) Typus. Dazu kommen als dritte Klasse Personen von motorischem (Bewegungs-) Typus. Darunter versteht man diejenigen Menschen, bei denen sich alle Eindrücke mittelst der die Empfindungen stets begleitenden Bewegungen und Spannungen in das Gedächtniß eingraben. Zugleich mit jeder Sinneswahrnehmung tritt eine kleine, meist gar nicht bemerkbare Bewegung auf, und diese Bewegung ist es, mit Hilfe derer viele Personen sich ihre Erfahrungen merken. Hier würde es also von Nutzen sein, Bewegungen ausführen zu lassen, um das Gedächtniß zu stärken; das Kind müßte z. B. selbst die Vokabeln niederschreiben, damit die Schreibbewegung den Vorgang des Behaltens unterstützt.

Trotz solcher Verschiedenheiten lassen sich jedoch auch allgemeine Regeln über das Gedächtniß, freilich nur in beschränkter Anzahl, aufstellen. Das einfachste Verfahren,

eine bestimmte Vorstellungsreihe festzuhalten, besteht darin, daß man rein mechanisch die Vorstellungsreihe so oft wiederholt, bis ihre Glieder infolge des Einflusses der Wiederholung genügend fest miteinander verbunden erscheinen. Diese Methode ist bei kleinen Kindern und geistig schwachen Personen deshalb angebracht, weil sie keine Eigenthätigkeit des Geistes erfordert; sie entspricht dem, was man im Schuljargon „Pauken", „Büffeln", „Ochsen" u. dergl. nennt. Weit erfolgreicher verfährt man so, daß man sich bei der Aneignung einen inneren Zusammenhang vergegenwärtigt, welcher die Bestandtheile des neuen Vorstellungskomplexes unter sich oder mit anderen bereits bekannten Begriffen verknüpft. Daß Friedrich der Große im Jahre 1740 den Thron bestiegen hat, kann ich mir natürlich einprägen, indem ich die Worte „Friedrich II. — 1740" hundertmal hinter einander aufsage, aber ich kann mich auch daran erinnern, daß im Jahre 1640 der große Kurfürst zur Regierung kam und 1840 Friedrich Wilhelm III. starb, und auf diese Weise unterstützende Ideenverbindungen schaffen. Da die hierfür nöthigen Kenntnisse Kindern bis zum achten Lebensjahre in einer irgendwie erheblichen Anzahl zu fehlen pflegen und da andererseits die unverbrauchte Kraft des jugendlichen Gedächtnisses ein mechanisches Lernen im weitesten Umfang gestattet, so wird man diese Methode noch nicht in den Vordergrund zu stellen brauchen. Immerhin muß schon hier eine Art des Zusammenhanges gepflegt und das Interesse gleichzeitig geweckt werden, denn Ordnung und Zusammenhang des geistigen Lebens siegen auch über schlechte Naturanlagen.

Angenommen nun, es ließen sich gar keine natürlichen Beziehungen zwischen einer neuen Vorstellungsgruppe und dem bereits erworbenen Inhalt des Seelenlebens auffinden. Was dann? Dann hilft man sich gewöhnlich damit, daß man künstlich solche Beziehungen herstellt und allerlei

Schliche und Kniffe erdenkt, die dem Gedächtniß seine Arbeit erleichtern sollen. Von bester Wirkung ist u. A. der Reim. In allen den Wissenschaftsbezirken, wo es auf starke Gedächtnißleistungen ankommt, finden wir den Reim ausgiebig verwerthet. Auf der Schule pflegen uns bekanntlich die Zahlen der Weltgeschichte arg zuzusetzen. Wie nett ist es dann, wenn man die ersten römischen Könige in einer patriotischen Strophe nach der Melodie „Heil Dir im Siegerkranz" zu singen vermag, oder wenn man die folgenden lieblichen Sprüche sich merkt:

Sieben fünf drei (753)
Rom kroch aus dem Ei.

Drei drei drei (333)
Bei Issus Keilerei. U. s. f.

Von großer Wirksamkeit ist ferner der Rhythmus. Rhythmisch gegliederte Strophen bieten dem Gedächtniß weit weniger Schwierigkeiten als glatte Prosa, wie Jedermann aus eigener Erfahrung weiß. Endlich thut auch der bloße Klang sehr viel. Die Anatomie, welche die höchsten Anforderungen an das Gedächtniß ihrer Jünger stellt, bedient sich im Schulvortrag nicht ohne Glück dieses Mittels, um beispielsweise die Topographie der Leistengegend merkbar zu machen. Aus der Nervenlehre ist folgendes Beispiel bekannt. Alle Rückenmarksnerven, welche zugleich Empfindungen vermitteln und Bewegungen auslösen, entspringen mit zwei Wurzeln im Rückenmark, mit einer motorischen (deren Fasern den Willensimpuls zum bewegenden Gliede führen) und mit einer sensiblen (deren Fasern die Empfindungen zum Centralorgan herableiten). Man merkt sich nun die Lage der beiden Wurzeln daran, daß die **motorische vorn**, die **sensible hinten** entspringt. Dieser Gleichklang ist selbstverständlich nicht von der Natur gegeben oder in einem

inneren Zusammenhang begründet, sondern blos zu praktischen Zwecken künstlich herausgehoben.

Die systematische Anwendung derartiger, rein äußerlicher Mittel bildet den Inhalt der sogenannten Mnemotechnik oder Mnemonik. Die modernen Systeme der Mnemotechnik stellen sich die Aufgabe, Vorschriften dafür anzugeben, wie an sich völlig anders geartete und einander fremde Vorstellungen dennoch durch geeignete Mittelvorstellungen in nähere Verbindungen miteinander gebracht werden können. Aus der großen Anzahl der Methoden seien zwei hervorgehoben. Man merke sich, so lehrt die eine Methode, für die neun ersten Zahlen ebenso viel Begriffe, für 0 Scheibe, für 1 Spieß u. s. f. Dann erhält man etwa eine Reihe wie die folgende:

0	1	2	3	4
Scheibe	Spieß	Schwan	Halbmond	Pflugschar
5	6	7	8	9
Sichel	Posthorn	Sense	Sanduhr	Säbel.

Die Bezeichnungen sind nicht willkürlich gemacht, sondern entsprechen mehr oder weniger der Form der Zahlen: die 6 sieht einem Posthorn ähnlich, bei der 8 kann man in der That an eine Sanduhr denken, und die 9 erinnert in ihrer Figur an einen Säbelknauf. Nun soll irgend ein Geschichtsdatum mit Hilfe dieser Reihe dem Gedächtniß eingeprägt werden, sagen wir: das Todesjahr Karl's des Großen 814. Zu diesem Zwecke brauche ich jetzt blos aus Sanduhr (8), Spieß (1) und Pflugschar (4), indem ich sie als symbolische Zeichen auffasse, einen Satz zu bilden, der weit leichter in der Erinnerung haftet als die Zahl, also den Satz: Es lief die Zeit ab (8) eines Mannes, der groß war im Krieg (1) und Frieden (4).

Ein anderes mnemonisches System stellt eine Tabelle auf, die nach verschiedenen inneren Beziehungen geordnet

ist und wegen ihrer größeren Reichhaltigkeit als besser und verwendbarer bezeichnet werden muß:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9
l	t	n	m	r	ſ	b	h	x	g
z	d	v	w	q	ß,ſſ	p			k,ck.

Bei den Worten werden die Vokale, bei den Jahreszahlen die Tausender nicht gegeben. So erhalte ich nunmehr auf die Frage: wann starb Raphael Sanzio? die Antwort aus dem Namen selber. Sanzio — S n z — 520, folglich starb Raphael im Jahre 1520. Oder, um die Jahreszahl der Gründung der Leipziger Universität zu merken, präge ich mir das mit dem Studentenleben eng zusammenhängende Wort „Relegiren" ein. R l g — 409, folglich wurde die Leipziger Universität im Jahre 1409 gegründet.

Zum Schlusse müssen wir noch zwei Begriffe kennen lernen, die in der Umgangssprache schlechthin mit „Gedächtniß" identifizirt, für die wissenschaftliche Erklärung jedoch davon unterschieden werden. Ich meine: Erinnerung und Wiedererkennung. Zur Erinnerung nämlich ist nicht blos erforderlich, daß eine frühere Vorstellungsgruppe oder Einzelvorstellung wieder in uns auftauche, sondern es müssen zu gleicher Zeit die in zeitlicher und räumlicher Hinsicht kennzeichnenden Nebenumstände mit vorgestellt werden, unter denen wir früher diese jetzt reproduzirte Vorstellung hatten. Und von einer Wiedererkennung sprechen wir dann, wenn die Wahrnehmung eines Objektes von dem allgemeinen Eindrucke begleitet ist, dasselbe schon früher wahrgenommen zu haben, beziehungsweise wenn das gegebene Objekt als identisch mit einem früher unter bestimmten Umständen wahrgenommenen erkannt wird.

Indessen, diese genauen Unterscheidungen besitzen für das Leben geringeren Werth, als die oben erörterten allgemeinen Bestimmungen. In der Praxis kommt es

wesentlich darauf an, daß man sein Gedächtniß richtig behandeln lernt. Dazu bedarf es theils der einfachen Uebung des mechanischen Auswendiglernens, theils der Feststellung, zu welchem Typus Jeder von uns gehört, theils der Gewandtheit im Knüpfen von Verbindungen oder dem Heranziehen von Analogien. Man hüte sich namentlich vor der Unterschätzung des Werthes planmäßiger Uebung. Jeder Schauspieler lehrt uns, welchen hohen Anforderungen das Durchschnittsgedächtniß gewachsen ist, sobald es in richtiger Weise gepflegt wird. Gleichwie der Muskel an Kraft und Elastizität gewinnt, je öfter er zur Arbeit veranlaßt wird, ebenso erhöht sich die Leistungsfähigkeit des Gedächtnisses dadurch, daß es häufig in Anspruch genommen wird. Und welchen Werth ein gutgeschultes, treues und zuverlässiges Gedächtniß in allen Lebenslagen besitzt, das wissen wir Alle.

Humoristische Streifzüge.

Von

Richard March.

IV.

Exzentrische Frauen.

Man hört so oft und so viel von exzentrischen Frauen sprechen, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, dieser, wie es heißt, alltäglichen Erscheinung etwas näher zu treten. Natürlich ergibt sich da zunächst die Frage, was unter „exzentrisch“ zu verstehen sei. Die Antwort hierauf wäre vielleicht am einfachsten durch Uebersetzung des aus dem Lateinischen stammenden Wortes gegeben, allein der Ge-

lehrte, den wir in wichtigen Dingen immer befragen, ist ganz anderer Ansicht.

Jedem Techniker, meint er, ist der „Exzentrik" wohlbekannt, eine Scheibe, die sich um eine nicht durch ihren Mittelpunkt gehende Achse dreht und statt der kreisförmigen (rotirenden) Bewegung eine geradlinige hervorbringt. Von der großen Rolle, welche der Exzentrik in der Technik spielt, ist hier nicht zu sprechen, wohl aber muß bemerkt werden, daß die Seele so manchen Menschenkindes einer in obiger — exzentrischer — Weise befestigten Scheibe gleicht und daß daher die Aeußerungen ihrer Thätigkeit ganz anders beschaffen sind, als die jener Scheiben resp. Seelen, welche sich um eine durch ihr Centrum gehende Achse bewegen.

Exzentrisch heißt daher: aus dem geistigen Mittelpunkte getreten sein und sich durch Handlungen bemerkbar machen, welche durch ihre Seltsamkeit und Außergewöhnlichkeit überraschen, ja befremden.

Im Grunde genommen sind alle Frauen mehr oder weniger exzentrisch, allein die Exzentrizität wird zumeist als eine Eigenschaft der Engländerinnen hingestellt. Man ist es denn auch gewohnt, die Töchter Albions sammt und sonders als exzentrisch oder überspannt, wie der volksthümliche Ausdruck lautet, zu betrachten. Gegen diese Anschauung ist indessen unter vielen Anderen auch ein Prediger von Notre-Dame in Paris aufgetreten und hat — es war dies vor etwa drei Jahren — von der Kanzel herab die Erklärung abgegeben, die Damen vom Seinestrande seien die exzentrischesten dieser Erde. Als einen der schlagendsten Beweise hierfür bezeichnete der Redner eine von der Marquise de M.... gegründete gesellige Vereinigung, welche sich der „Klub der Weinenden" nannte. Derselbe bestand nur aus Damen, deren satzungsmäßige Pflicht es war, stets in tiefer, bei

den wöchentlich zweimal stattfindenden Zusammenkünften aber in tiefster Trauer, das Gesicht von Schleiern halb verhüllt, zu erscheinen. Der Ort dieser Zusammenkünfte, ein großer Saal, war nach Angabe der Marquise schwarz dekorirt, mit silbernen Kränzen behangen und mit Grabsteinen geschmückt. Die Stühle hatten die Form aufrecht stehender Särge und Immortellenkränze als Zier. Speisten die „Weinenden“, so geschah dies mit Löffeln, Gabeln und Messern, deren Griffe aus gebleichten Knochen hergestellt waren. Der Wein wurde aus wirklichen Todtenschädeln getrunken, und die Dienerschaft war nach Art der Leichenträger gekleidet. Zu allem Ueberflusse spielte während der Mahlzeit eine unsichtbare Orgel Trauermusik, bei deren Klängen die Damen so viel Thränen vergießen durften, als sie nur wollten. Schließlich ging man mit dem Versprechen ewiger Trauer auseinander.

Daß dieser Damenklub sich seither aufgelöst hat, steht außer Frage, denn die exzentrischen Französinnen lieben nichts so sehr, als die Abwechslung. Freilich hat es keine von ihnen so gemacht, wie etwa die sattsam bekannte Lady Ellenborough, welche, das Glück der Ehe suchend, in sieben verschiedenen Staaten Europa's siebenmal heirathete, sich eben so oft scheiden ließ, zuletzt nach Arabien auswanderte, um dort die Gattin eines Beduinenscheichs zu werden und natürlich nicht zu bleiben; dafür aber feiert die Exzentrizität der Töchter Galliens auf dem Gebiete der Mode wahre Orgien. Die von Künstlerhand bemalten Ballkleider und Sonnenschirme; die mit Taschentüchern geputzten Hüte; die Holzschuhe, welche vor Kurzem noch zu eleganten Straßentoiletten unerläßlich waren; der Halsschmuck in Gestalt goldener Stricke; die von einer verheiratheten Frau für Ihresgleichen ersonnenen, mit den Milchzähnchen ihrer Kinder gezierten Armbänder; die Stöcke mit vergoldeten Knäufen, auf die man sich

stützte — Alles das und vieles andere Lächerliche und Absurde haben exzentrische Französinnen erfunden.

Deshalb darf man nicht erstaunt sein zu hören, daß neuestens die „Liga für Frauenemanzipation" in Paris mit aller Entschiedenheit dahin strebt, die weibliche Tracht zu vermännlichen. Indeß will, wie es heißt, die Behörde, an welche sich die Liga mit bestimmten Vorschlägen wandte, von solchen Exzentrizitäten nichts wissen, obzwar, wie die Bittstellerin nachdrücklich hervorhob, derartige, im allgemeinen Menschenrechte begründete Bestrebungen in England und Amerika von keiner Seite behindert worden sind.

So durfte Lady Florence Dixie ihre Ansicht, wonach die Tigerin in ihrer Freiheit des Tigers Stärke erreicht, während sie in der Gefangenschaft gleich den Mädchen verkümmert, in ganz England frei verkünden und daraus nicht nur den Schluß ziehen, daß die Mädchen nur körperlich und geistig wie die Knaben erzogen zu werden brauchen, um diesen in jeder Beziehung gleichzukommen, sondern auch die Anhängerinnen dieser neuen Lehre unter ihre Fittige nehmen. Es waren ihrer recht viele, und alle schworen schon nach kurzer Zeit, von nun an gleich den Männern rittlings zu Pferde in einer neuen, der veränderten Sitzweise angepaßten Kleidung öffentlich erscheinen zu wollen. Tag und Stunde des ersten Ausrittes waren auch angesagt, und zahllose Neugierige auf den Straßen, allein leider verflüchtigte sich die Exzentrizität im entscheidenden Momente, die Damen bekamen Furcht und blieben zu Hause, und die schnöden männlichen Gewalthaber waren um die erhoffte Augenweide betrogen.

Dessen ungeachtet verzweifelt Lady Dixie nicht an dem endlichen Gelingen ihrer Mission, und sie hat es auch gar nicht nöthig. Denn schon haben etwa hundert, reichen Familien New-Yorks angehörige Damen eine Milizkompagnie gebildet und einen Wachtmeister des 22. Regi-

ments zum Einexerzieren gewählt. Ihre Uniform besteht aus einem kurzen, bis zu den Knieen reichenden Rocke, braunen Gamaschen für die „gemeine Soldaten“, weißen für die „Offizierin“, einer Bluse mit elegantem Wehrgehänge und einem Käppi, ganz ähnlich demjenigen der Staatsmiliz.

Ob diese Damen gegebenen Falles auch anderswo, als auf dem Karneval, Kriegsdienste zu leisten gedenken, wird nicht gemeldet. Jedenfalls stehen sie in ihrer Exzentrizität würdig jenen anderen amerikanischen Mädchen zur Seite, welche Alligatoren als Hausthiere behandeln und statt der Schoßhunde an silbernen Ketten spazieren führen.

Am bedauernswerthesten sind wohl die aus Eitelkeit exzentrisch gewordenen weiblichen Wesen, allen voran die Amerikanerinnen. Sie legen sich wahre Folterqualen auf. So geht eine Schöne in Boston, um eine besonders weiße und zarte Gesichtsfarbe zu erzielen und zu erhalten, selbst im Hause dicht verschleiert umher und schläft des Nachts nur drei bis vier Stunden, weil sie herausgefunden hat, daß der Mangel an Schlaf ein ermüdetes, also „interessantes“ Aussehen verleiht. Noch ärger treibt es ein Mädchen in Philadelphia. Von dem Wunsche beseelt, die Schlankste der Schlanken zu werden, legt es nämlich allnächtlich ein hölzernes Korset an, das bis auf 15 Zoll um die Taille zugeschnürt wird. Damit verglichen ist das Verfahren, welches die Schwester dieser Dame befolgt, um ihre Hände schneeweiß und weich zu erhalten, noch unschuldig zu nennen. Sie bindet die mit Handschuhen bekleideten Hände jede Nacht einen Fuß oberhalb ihres Kopfes fest und schnürt sie des Morgens unter dem Ellenbogen gehörig ab, um den Zutritt des Blutes zu verhindern.

Vor Nachahmung dieser und ähnlicher hirnlosen Selbst-

peinigungen ist natürlich öffentlich sehr nachdrücklich gewarnt worden. Auch wurde Miß Ella Robinson, die in dem Bestreben, eine feurige Schönheit zu werden, aus dem Elternhause entfloh und, in den Prairien herum jagend, ein wahres Zigeunerleben führte, bis sie zuletzt als Pferdediebin aufgegriffen und vor den Gerichtshof von Putnam County gestellt ward, von demselben schlankweg für verrückt erklärt, allein, wie es scheint, ist von alledem dem Eingangs erwähnten Prediger von Notre-Dame in Paris nichts bekannt gewesen. Ja, er mag nicht einmal gewußt haben, daß im nahen England die fünfundsiebenzigjährige verwittwete Herzogin von Montrose ohne den um ein halbes Jahrhundert jüngeren Mister Milner nicht leben zu können erklärte und demselben Herz, Hand und Millionen nicht vergeblich anbot; daß ferner eine schöne, junge und reiche Dame den alternden Stallknecht ihres Vaters, und Karoline Smith, die Tochter angesehener Bürgersleute in Eastbourne, einen Zigeuner, aus Liebe natürlich, entführte — denn sonst hätte jener Prediger die Pariserinnen gewiß nicht als die exzentrischesten Weiber bezeichnet.

Da er dies dennoch that, muß ihm wohl als lebendiger Beweis beständig Sarah Bernhardt vorgeschwebt haben, unter deren unzähligen hysterischen und exzentrischen Launen und Thorheiten noch die geringsten sind, daß sie am Tage am liebsten mit Leoparden, Tigern und dergleichen Bestien umgeht und des Nachts in einem Sarge zu schlafen pflegt. Oder es war gerade damals der Fall Culasson, einer Dame bekannt geworden, welche ihr Haus seit dem Jahre 1868 nicht mehr verlassen hatte und mit der Außenwelt nur insofern in Verbindung stand, als ihr von einem bestimmten Händler alle drei Tage ein Korb mit Lebensmitteln gebracht wurde. Auf diese Weise lebte Frau Culasson volle zwanzig Jahre, bis die Polizei

endlich auf die Andeutung hin, daß in dem stets versperrten Hause etwas los sein müsse, in dasselbe eindrang. Natürlich fand sie nicht die dort vermuthete Diebs- oder Falschmünzerbande, sondern eine Matrone vor, die in gereizter Stimmung erklärte, sich aus Scham über das tolle Treiben ihres unweiblich gewordenen Geschlechts aus der Welt zurückgezogen zu haben. Man möge sie also in Ruhe lassen, widrigenfalls sie sich beim Kaiser über Verletzung des Hausrechtes beschweren müßte. Wie aus diesen Worten hervorgeht, hatte Frau Culasson keine Ahnung von dem Sturze Napoleon's III. und allen anderen zwischen 1868 und 1888 liegenden Ereignissen.

Die Polizei staunte, aber dabei blieb es auch. Eine Berechtigung, Frau Culasson zur Aenderung ihrer Lebensweise zu bestimmen, lag nicht vor. Man mußte sie ebenso gewähren lassen, wie man in Berlin Frau C. Curth gewähren ließ. Dieselbe war, was oft vorkommt, aus Menschenscheu exzentrisch geworden. Jahrzehnte lang durfte Niemand ihre Wohnung betreten, und die Insassen ihres Hauses mußten ihr den Miethzins durch eine Thürritze in die Küche werfen. Nur Nachts pflegte Frau Curth, einem Gespenste gleich, im Hause herumzuschleichen, was sie, da sie Niemand kannte, wiederholt in schlimmen Verdacht brachte und ihr Prügel eintrug. In welcher Weise sie sich mit Lebensmitteln versah, wußte Niemand anzugeben, wie denn auch die nähere Ursache ihrer Menschenscheu unbekannt geblieben ist.

Von der kürzlich verstorbenen Hofrathswittwe Karoline Suchanek wußte man jedoch, daß sie Ihresgleichen verabscheue, weil die Thiere besser seien, als die Menschen. Sie lebte denn auch mit einundzwanzig Hunden in engster Gemeinschaft. Aber nicht genug daran — sie verließ sogar, um ihren „Lieben" mehr Freiheit und Bewegung gewähren zu können, ihren Geburtsort Wien, nahm in

einem Dorfe Quartier und hungerte im wahren Sinne des Wortes, nur damit ihre Lieblinge an guter Milch und saftigem Fleische dick und fett werden konnten.

Die Exzentrischen vom Schlage der Letztgenannten sind übrigens so zahlreich, daß es wohlthuend berührt, ihnen wenigstens zwei entgegenstellen zu können, deren Exzentrizität unbegrenzte Menschenliebe war. Die Eine dieser seltenen Erscheinungen, Frau Kate West, Witwe eines Juweliers, lebte in Boston. Stets auf der Suche nach Armen und Bedrängten, half sie denselben aus der Klemme, doch so, daß Keiner erfuhr, wer der rettende Engel gewesen. Das Bewußtsein, daß eine ganze Menge Menschen von ihr gerettet wurden, ohne die geheimnißvolle Wohlthäterin zu kennen, gewährte ihr die reinste Freude. Bei all' ihrem Reichthum ging sie stets auf's Einfachste gekleidet, kaufte aber, um ärmere Geschäftsleute zu unterstützen, das Beste und Theuerste in Menge ein, doch nicht, um davon Gebrauch zu machen, sondern um Alles sorgsam aufzubewahren. Kein Wunder daher, daß nach ihrem Tode Anzüge, Leinwand- und sonstige Zeuge im Werthe von etwa 70,000 Dollars (über 290,000 Mark) vorgefunden wurden. Von gleichem Wohlthätigkeitstriebe beseelt war eine Berliner Dame, nur daß sie auf sich selbst nichts hielt, sehr karg lebte und sich bei Vertheilung ihres Reichthums von dem ersten Eindrucke leiten ließ, den Menschen auf sie machten.

Bei einer Wienerin wieder kam die Exzentrizität schon in jungen Jahren, an dem Tage, an welchem sie sich verheirathen sollte, als unüberwindlicher Abscheu vor jeder Veränderung zum Ausbruche. Demgemäß blieb Fräulein Therese H. ledig, bewohnte Zeitlebens ihr nur aus zwei Räumen bestehendes Vaterhäuschen — man nannte es das Kleinste von Wien — und war nicht zu bewegen, dieses der Stadtverschönerungskommission verhaßte Bauwerk zu

verkaufen. Noch vor vier Jahren stand es zwischen Palästen als ein grotesker Zeuge der Exzentrizität.

Dieselbe äußert sich eben in der mannigfaltigsten Art und Weise. Ihr Entstehen aber läßt sich oft gar nicht erklären, und ihre Aeußerungen muthen daher wie Räthsel an. Die Thatsache, daß die Gemahlin eines der Millionäre von Chicago Jedem, den sie empfängt, eine Dienerin des Hauses mit den Worten: „Gestatten Sie mir, daß ich Sie der Frau N., unserer Köchin, vorstelle," vorführt, kann allerdings so erklärt werden, daß die Dame ihre Schwärmerei für Aufhebung aller gesellschaftlichen Unterschiede praktisch bekunden will, allein was sollen wir zu der Engländerin sagen, die, von dem heißen Wunsche erfüllt, ein Eisenbahnunglück zu erleben, so lange reiste, bis sie wirklich — bei Amiens — die Entgleisung eines Expreßzuges mitmachte und, unverletzt geblieben, angesichts der zertrümmerten Wagen und todten und verwundeten Menschen nur Eines bedauerte, nämlich keinen Photographen zur Stelle zu haben, der das Bild der Verwüstung aufnehmen könnte!

Fällt solches Handeln auch noch unter den Begriff exzentrisch, und war jene Dame der englischen Aristokratie, welche sich seinerzeit — nach dem Sturze des Battenbergers — den Bulgaren als „tapfere, zu Allem entschlossene Königin" schriftlich anbot, auch nichts weiter als eine Exzentrische? Man nannte sie so, aber wir stehen hier offenbar bereits an der Grenze, wo die Verrücktheit beginnt. Doch kann man diese Art von Verrückten so lange nicht einsperren, als sie nicht gemeingefährlich werden. Selbst Clio Lazzaretti, eine bekannte römische Schönheit, wurde daher nur exzentrisch genannt, und doch hielt sie sich oft tagelang ohne Speise und Trank eingeschlossen, lebte dann wieder schwelgerisch, ritt stundenlang durch die Straßen der Stadt, war heute Schauspielerin, studirte

morgen Telegraphie, um am dritten Tage Verkäuferin in irgend einem Laden und dann wieder Modedame zu werden. Schließlich verliebte sie sich in Antonio Tozzi, einen Fleischergesellen, der mitgeholfen hatte, einen Genossen wie ein Stück Vieh abzuschlachten und zu zerstückeln. Und so mächtig war diese Liebe, daß sich Clio aus Gram über die Verurtheilung Tozzi's und die Unmöglichkeit, ihn zu befreien, das Leben nahm.

Dieser Fall steht nicht vereinzelt da. Auch für den 1876 in Wien hingerichteten Mörder Francesconi fühlte so manche Exzentrische die innigste Zuneigung, und in Decatur (Illinois) ist der vor einigen Jahren zum Tode verurtheilte junge Mörder William Westbrook gar das Ideal der jungen Damenwelt geworden. Eine Menge Mädchen von siebenzehn bis zwanzig Jahren, alle Töchter angesehener Familien, steuerten Geld zusammen und schafften dem Unholde täglich feines Essen an. Am dreiundzwanzigsten Geburtstage des interessanten Mannes machte ihm eine Deputation junger Mädchen ihre Aufwartung im Gefängnisse und reichte ihm ein Körbchen seltenen Obstes dar. Eines der Mädchen wurde von ihrer Begeisterung so hingerissen, daß sie dem Mörder durch das Eisengitter einen Kuß geben wollte, was jedoch von ihren Freundinnen aus Eifersucht verhindert wurde. Ob es bei dieser Verhinderung stürmisch zuging oder nicht, das haben die Reporter von Decatur aus Galanterie verschwiegen, indeß wir brauchen es gar nicht zu wissen, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß die amerikanischen Damen die exzentrischesten des Erdballs sind. Tagtäglich ersinnen sie Neues, immer schreiten sie weiter, und seitdem eine von ihrem Bräutigam in der Kirche stehen gelassene Schöne nicht ohnmächtig wurde, sondern zu einem der Zeugen sagte: „Sie haben mich hierher geführt, um meiner Trauung als Zeuge beizuwohnen. Da aber der Bräuti-

gam entflohen ist, so werden Sie seinen Platz einnehmen, denn wenn ich einmal zu etwas entschlossen bin, muß es geschehen," sind Trauungszeugen nur sehr schwer aufzutreiben.

Ueberhaupt herrscht in der Männerwelt die größte Furcht vor der Exzentrizität, dem, wie man sagt, ausschließlichen Erbtheile der Töchter Eva's. Dies ist jedoch eine, wie uns dünkt, irrige Ansicht. Beide Geschlechter stellen ein gleich starkes Kontingent zum Heere der Exzentrischen und nur die Frage, wer exzentrischer sei, die Frauen oder die Männer, kann als eine offene betrachtet werden.

Die wirthschaftliche Umwälzung.

Ein Blick auf Industrie und Handel unserer Zeit.

Von

Ernst Hellmuth.

Durch die Handelsverträge, welche Deutschland als Zollvereinsstaat in den sechziger Jahren mit England und Frankreich abschloß, gelangte es zu einer auffälligen und stetigen Entwickelung von Handel, Industrie und Gewerbe. Der Krieg von 1866 änderte daran so gut wie nichts. Anders der große Krieg von 1870 mit seinen mächtigen politischen und militärischen Erfolgen. Nach seiner Beendigung strengte die Industrie sich übermäßig an; denn es floß durch die französische Kriegsentschädigung ungeheuer viel Geld in's Land, und dies kam zunächst dem Geldmarkt zugute, indem große Summen von Seiten des Reiches und theilweise der Einzelstaaten in allerhand

Werthpapieren angelegt wurden. Gleichzeitig wurden große Staatsbauten unternommen, und Privatunternehmungen aller Art waren durch die Kapitalfülle und die große Leichtigkeit, Kredit zu erhalten, in außergewöhnlicher Weise begünstigt. Besonders im Bankfach, in der Großindustrie, in dem Transport- und Verkehrswesen gab sich ein sprunghafter Aufschwung kund, der vielfach seine vollständige Berechtigung hatte und sie auch nachhaltig bewies.

Aber die Unternehmungslust steigerte sich schnell bis zur Krankhaftigkeit; an der Börse begann ein wildes Spiel mit Gründungen und Gründungspapieren; Arm und Reich, Groß und Klein, der Kaufmann, der Handwerker und der Bauer wollten ihren Antheil aus dem Füllhorn Fortuna's haben, das unerschöpflich schien. Nur zu Viele von ihnen wünschten und erstrebten, schnell durch einen Spiel- und Spekulationsgewinn reich zu werden, und verloren auch das noch, was sie hatten. Der Uebermuth der Glücklichen andererseits machte sich protzenhaft breit, der Luxus feierte Orgien, Moral und Rechtlichkeit im Geschäft wurden mißachtet.

Die außerordentliche Zahl neuer Unternehmungen und die ungemeine Bauthätigkeit brachten nach dem Gesetz von Nachfrage und Angebot fast alle Löhne und Produktionskosten, damit auch die Waarenpreise in die Höhe. Bei so stürmischem und stark vermehrtem Begehr nach fertigen Waaren und Baumaterialien konnte allen Nachfragen nicht genügt werden. Infolge davon gaben die Fabrikanten auch die schlechtesten Waaren nur für hohe Preise her. Alles wurde theuer, auch das Nothwendige zum Leben. Ungesund, wie diese Blüthe des wirthschaftlichen Lebens war, blieb der Rückschlag nicht aus, und er war furchtbar.

Ehe noch der Glanz der großen Spekulations- und

Gründungsperiode sich in der Wiener Weltausstellung spiegeln konnte, trat anfangs Mai 1873 jener jähe und gewaltige Kurssturz an der Wiener Börse ein, welcher den ganzen künstlichen Bau erkrachen ließ. Die Panik ergriff die Jäger nach dem Goldglück, als Bank- und Industrieaktien erst in Wien, dann auch in Berlin, Hamburg, Frankfurt unaufhaltsam sanken, zum Theil bis zur Werthlosigkeit. Dieser „große Krach" zog alle Kreise des Handels und der Produktion in Mitleidenschaft und äußerte seine verheerenden Wirkungen nicht nur in Oesterreich-Ungarn, Deutschland und Italien, sondern auch in Amerika. Bis nach Belgrad und Bukarest, nach Moskau, Odessa, nach Alexandrien und Brasilien reichten seine Folgen. Eine ganze Reihe großer Anlagen, den verschiedensten Industriezweigen angehörig, darunter besonders Banken, Bergwerks- und Hüttenunternehmungen gingen dadurch von Ende 1873 bis Anfang 1875 zu Grunde.

Es war eine Weltkrisis, welche lähmend insbesondere auf die Landwirthschaft und das Kleingewerbe nachwirkte. Was aber die Großindustrie betraf, so stand sie mit ihren inzwischen aufgebotenen großen Kapitalanlagen für technische Verbesserung der Betriebsanlagen und Erweiterung derselben um so gefährdeter da, als die großen Unternehmungen der Jahre 1871 bis 1874 sich vielfach in Hinblick auf den stark entwickelten Weltverkehr und Welthandel eingerichtet hatten. Waren doch die Eisenbahnen Europa's um fast das Doppelte vermehrt worden, ebenso in Nordamerika, und war doch auch durch die Eröffnung des Suezkanals eine sehr beträchtliche Beschleunigung des Transportverkehrs mit dem ganzen Osten Asiens eingetreten, wie überhaupt die Seedampfschifffahrt eine außerordentliche Steigerung erfahren hatte. Alle Märkte, alle Absatzgebiete waren näher aneinander gerückt, und ebenso arbeitete man in allen Geschäften für vermehrte Ansprüche

mehr wie jemals. Eine neue Aera für Arbeitsleistung und Vertheilung der Waaren in der Welt hatte sich eröffnet. Sollte sie nur einen Anfang gehabt haben und nicht in immer vergrößerten Leistungen naturgemäß ihre Fortsetzung finden?

Der Großbetrieb sah sich vor einer Ueberproduktion, und da die Nachfrage infolge des Krachs nachließ, so mußte er seinerseits nun Angebote machen, um fortzubestehen, und zwar unter großer Preisherabsetzung seiner Waaren. So gingen die hochgeschraubten Preise wieder mehr und mehr zurück und die Arbeitslöhne wurden wieder geringer. Hielten sich die wichtigeren Nahrungsmittel noch bis 1877 hoch im Preise, so zeigte sich doch für die meisten Industriewaaren anhaltender Preisrückgang, ebenso in den Rohstoffen der Eisen- und Webeindustrie.

Eines aber zog auch das Andere nieder, wie vorher Eines das Andere gehoben hatte. Im Jahre 1882 stellte sich ein fast allgemeiner und tiefer Preisdruck in den wirthschaftlich bedeutenden Ländern ein, sowohl für Rohstoffe wie Fabrikate, und auch für Nahrungsmittel; ja für gewisse Erzeugnisse (Kohle, Eisen, Kupfer, Blei, Wolle, Baumwolle, Rohseide) sanken die Preise in unerhörter Weise, und Getreide, Zucker, Kaffee, Thee wurden so billig, wie es vom lebenden Geschlecht noch nicht erlebt worden war.

Damals wurden unter den bedrohten Kapitalisten die Gedanken lebendig, daß der Staat helfen müsse, daß die Zustände durch die Gesetzgebung geändert werden sollen. Die wirthschaftliche Lage Deutschlands kam zur Verhandlung in allen öffentlichen Versammlungen, allen Zeitungen. Die verschiedensten Begehren und Vorschläge wurden laut zur Besserung und Klärung der Verhältnisse. Schutzzölle und Schutzzollpolitik wurden mit wachsendem Ungestüm verlangt, zunächst von den Großindustrien, die nicht mehr



bei so niedrigen Preisen bestehen konnten. Immer erbitterter wurde dieser Parteikampf zwischen den Vertretern der sogenannten Manchesterpartei und den Schutzzöllnern.

Dieser Kampf ging auch wieder über Deutschland hinaus; denn bei dem international gewordenen Charakter des Handels mußte die Bewegung für eine Veränderung des Industrieerwerbes in einem Staate auch die anderen Länder merklich berühren. Weniger war dies in England und Frankreich der Fall, wo man deshalb, wie auch in Nordamerika, dem seither herrschend gewesenen Wirthschaftsliberalismus noch treu blieb; mehr betheiligte sich Oesterreich an dieser wirthschaftlichen Systemänderung durch Schutzzölle. Auch hier beanstandete und verwarf man bald die Lehre von dem unbedingten Segen des Freihandels und wandte sich der älteren Auffassung wieder zu, daß der Staat verpflichtet sei, der Industrie sowohl nach innen wie nach außen Schutz zu gewähren, zunächst, um ihre Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt zu sichern, dann aber auch um des sozialen Friedens willen.

So erfolgte denn in Preußen und in Deutschland, wie auch in Oesterreich die grundsätzliche Wandelung durch Einführung des Regierungsschutzes in die Wirthschaftspolitik, einestheils nach außen hin durch die Zollgesetzgebung mit ihrer noch mäßigen Zollerhöhung, anderntheils auch nach innen durch die Abänderungen der Gewerbeordnung und durch die Einleitung sozialer Reformen. Die durch Zölle geschützte Großindustrie gewann in der That auch wieder Leben und mehr Absatz im Innern des gewissermaßen sich abschließenden, die Einfuhr möglichst abwehrenden Handelsstaats, und scheinbar war die schwere Krisis überwunden.

Jedoch hatte sich inzwischen die Produktion gänzlich geändert. Durch die Zunahme und wachsende Bedeutung

von allerhand Maschinen und technischen Künsten war die Industrie auf Massenfabrikation hingewiesen, um dadurch auch die Herstellungskosten so weit als möglich zu vermindern. Um billigst liefern zu können, trachtete sie fieberhaft darnach, billigst herzustellen. Ein Großbetrieb, zumal in der Eisen-, Gewebe- und Zuckerindustrie, bemühte sich, damit dem andern zuvorzukommen und ihn zu übertreffen, begnügte sich mit kleinerem Preis für die Waare als der andere, und versuchte die Herstellungskosten durch Massenanfertigung immer mehr zu verringern, was nur durch Ueberlegenheit im Maschinenkapital und Agenturaufwand möglich war.

Die einzelnen Industrien bekämpften einander derart in einer Weise, die selbst dem Sieger verderblich wurde. Wollte der kleinere Produzent dem Preisdruck folgen, so nahm der größere Konkurrent den Kampf wieder auf und führte ihn so lange fort, bis der Nebenbuhler niedergestreckt war und wohl gar sein Lohnarbeiter wurde, um nur leben zu können. Aber auch mancher Große machte dabei bankerott. Von Kleinbetrieb auf diesen Kampfgebieten der Industrie konnte natürlich keine Rede mehr sein. Der siegreiche Maschinen-Großbetrieb seinerseits hatte aber immer zu gewärtigen, daß eine mächtige auswärtige Konkurrenz ihm zu Leibe gehe, in sein erobertes Gebiet der Kundschaft einfalle und ihn zwinge, zur Selbstbehauptung alle Kräfte anzuspannen und sogar, um bestehen zu bleiben, zeitweise mit Verlust zu verkaufen und von besseren Zeiten die Entschädigung zu erwarten. Mehr Produkte bei nur wenig sich erhöhenden Gesammtkosten abzusetzen, mußte die Sorge des gegen die Konkurrenz kämpfenden Großindustriellen sein, bei schlechtem Geschäftsgang sogar mehr als bei gutem, das hieß zunächst: immer mehr produziren, um die Selbstkosten den niedrigen Verkaufspreisen anzupassen, gleichviel, ob die Erweiterung des Betriebs

durch den allgemeinen Bedarf und die Nachfrage gerechtfertigt ward oder nicht.

Eine nothwendige Folge dieser krankhaften Ueberproduktion mußte sein, daß nur die größten Geschäfte zuletzt auf dem Kampfplatze blieben und thatsächlich sich ein Monopol in ihrem Fach aneigneten. Und ebenso lag es nahe, daß die Sieger beschlossen, sich nicht weiter zu bekämpfen, sondern vielmehr sich zu gegenseitigem Schutz ihres thatsächlichen Monopols zu vereinigen. So kamen Vereinbarungen zu Stande, die jeden Theilnehmer verpflichteten, nicht unter einem bestimmten Preise zu verkaufen und ebenso bei Baarzahlungen ihren Kunden nicht über einen gewissen Diskont, d. h. üblichen Zinsabzug von der Zahlung, zuzugestehen, damit nicht Einer durch dieses Mittel doch billiger als der Andere verkaufe.

Die Sache war zu unnatürlich, um gesund zu sein und nachhaltig aufrecht erhalten bleiben zu können. Das gegenseitige Mißtrauen fraß auch an ihr, die Vereinbarung wurde schließlich wirklich umgangen und damit erfolgten Vorwürfe, Anklagen, Rücksichtslosigkeiten, und Auflösung des Bündnisses. Die Verbündeten von heute wurden morgen heftige Konkurrenten. Ein wildes Werfen der Preise trat ein; jeder von ihnen drängte sich um den Absatz und hoffte zugleich durch weitere Erhöhung seiner Produktion die Einbuße im Verkaufspreise auszugleichen.

Bei diesem Wettkampf der Größten auf Leben und Tod konnte es nicht ausbleiben, daß die Preise einen Tiefstand erreichten, der selbst unter die durchschnittlichen Selbstkosten herabging und für den ganzen Betriebszweig, Unternehmer wie Arbeiter, schwere Opfer im Gefolge hatte. Dann trieben wohl Noth und Selbsterhaltung zu einer neuen Vereinbarung der Betheiligten, die nun auch auf die Höhe der Produktion jedes Einzelnen sich erstreckte;

ja die Einzelnen ließen sich sogar herbei, den selbstständigen Verkauf ihrer Waaren einzustellen und ein gemeinsames Bureau dafür einzurichten.

Die Folge solcher ungesunden, wirthschaftlichen Verhältnisse war eine beispiellose Vergeudung von Kraft und Vermögen, Zertrümmerung vieler Unternehmen, Arbeiterentlassungen und wiederkehrende Lohnrückgänge. Immer weiter griff das Uebel, immer erbitterter wurde der Kampf um's Dasein. Alle Märkte wurden aufgewühlt, und alle Findigkeit und Berechnung aufgeboten, um auf dem Weltmarkt jeder Konkurrenz begegnen zu können. Es mußte wohlfeil erzeugt, billig und rasch verfrachtet werden. Die Preise wurden daher nothwendig nachhaltig niedergedrückt, die Konkurrenz war zu einer weltmäßigen erweitert.

Die Spekulation that das ihrige zur Verschärfung dieses fieberhaften Zustandes in der Industrie- und Handelswelt. Sie äußerte sich für die Preisgestaltung in der Weise, daß sie Angebot und Nachfrage in Berechnung zog und eine wie die andere künstlich zu beeinflussen suchte, ähnlich wie es früher im Börsenspiel der Fall gewesen. In der Hauptsache legte sie sich jetzt auf eine Uebertragung der Zeitgeschäfte auf den Waarenmarkt. Besonders im Getreidegeschäft äußerte sich dies und überhaupt mehr und mehr für Einkauf der Rohmaterialien, deren die Großindustrie bedurfte und mit denen sie sich zur ununterbrochenen Fortsetzung ihres Betriebes rechtzeitig versehen mußte. Die Spekulation schuf günstige und ungünstige „Konjunkturen", d. h. Bedingungen zum Ankauf wie Verkauf, steigerte dadurch die Preise und ließ sie auch fallen. Günstig versorgte Geschäfte erhöhten z. B. beim Steigen der Rohstoffpreise die der Fabrikate nicht sogleich in entsprechendem Verhältniß, sondern trachteten lieber durch etwas billigeren Verkauf einen Vorsprung vor ihren Konkurrenten zu gewinnen.

Es wurden dann auch förmliche „Ringe“ gebildet, deren Wesen darin bestand, daß einige mächtige Spekulanten eigens zu dem Zweck zusammentraten, um für eine bestimmte Waare, die sie selbst in ungeheuren Quantitäten zu sofort zu bewirkender Lieferung, oder auch auf später festgesetzte, aufkauften, eine rasche und beträchtliche Preissteigerung durchzusetzen. War dieselbe vermittelst der künstlichen Verschiebung des Verhältnisses von Nachfrage zu Angebot gelungen, dann ließ der „Ring“ möglichst schnell die theure Waare in die Hände der Händler und Käufer gelangen. Der unvermeidliche Preissturz erfolgte alsdann und hatte seine vernichtenden und die Geschäftswelt beunruhigenden Folgen.

Großartig waren die Amerikaner namentlich in der Bildung und brutalen Ausnutzung solcher „Ringe“. Kaffee, Petroleum und Getreide kamen da zuerst in's Spiel. Es gab verschiedene „Ringe“, um die Preise des Marktes zu beherrschen und sie ihrem Monopol unterthänig zu machen. Immer neue Gebiete wurden davon ergriffen, und ein Ring bekämpfte schließlich den andern, so daß 1887 endlich die Wirkung eines Kaffeekrachs und eines Getreidepreissturzes eintrat, der eine Panik auf dem ganzen Börsenmarkt von New-York hervorbrachte und den wirthschaftlichen Bestand des Landes in's Schwanken gerathen ließ.

Im Herbst 1885 bildete sich zur Hebung des Preises der Rohseide ein Ring in Turin von schweizerischen, französischen und italienischen Kapitalisten; ein anderer später in Belgien zur Spekulation in Schafwolle. Ende 1887 trat dann der berüchtigte Kupferring in Paris mit seinem Treiben auf, das Kupfer in hohen Preis zu bringen. Er hatte sich dieses Metalles, wo dessen habhaft zu werden war, bemächtigt, mit den bedeutendsten Erzgruben und Kupferminen in Spanien und Amerika zu festen Preisen auf längere Zeit die Lieferung für sich abgeschlossen und

vermochte so, den Preis zu bestimmen. War derselbe anfangs Oktober 1887 noch 43 Pfund Sterling für die Tonne, so stieg er am 1. November schon bis 49, im Dezember auf 67, im Januar 1888 auf 80 und weiter, bis er beinahe das Doppelte des früheren Preises erreicht hatte. Es war also geradezu ein Raubgeschäft, was freilich nicht verhinderte, daß der Krach erfolgte, und der Ring gesprengt wurde.

Zur Heilung solcher Uebelstände und zur Stärkung der soliden Industrie wie der Landwirthschaft kehrte man fast allgemein zu Schutzzöllen zurück. Diese gereichten auch der Industrie und Landwirthschaft zur Erstarkung und zum Vortheil. Gehoben sind dadurch indessen die Uebel nicht. Ueberall ist der Kampf noch im Gange und im Wachsen sogar. Die Einen halten es für unmöglich, daß die Produktion die künstlichen Schwierigkeiten ausgleichen könne, welche durch die Zollsätze und Ausfuhrprämien anderer Länder geschaffen wurden; die Andern wollen die Zölle für alle vom Auslande kommenden Waaren, sowie für die Nahrungsmittel noch mehr erhöht wissen, und drängen, den Staat zu einem geschlossenen Handelsgebiet zu machen, um ihn zu zwingen, in sich selbst vor Allem die Bedingungen seiner industriellen und landwirthschaftlichen Wohlfahrt zu finden, so sehr dies auch mit der unaufhaltsamen Steigerung der Verkehrsmittel, Anlage neuer Eisenbahnen, Annäherung aller Kulturvölker durch sie und die telegraphischen Verbindungen, in Widerspruch steht. Unzweifelhaft ist, daß ein neues wirthschaftliches Werden aus der alten Zeit heraus nach Durchbruch ringt, und die entfesselten Kräfte der neuen Zeit sich bilden, stärken, messen und bekämpfen, ehe sie zu einem Ausgleich gelangen können.

Ging der Zug nach Schutzzöllen von Deutschland aus, um allmälig den ganzen europäischen Kontinent zu er=

greifen, so begegnete ihm nun auf einmal Nordamerika durch eine Schutzzollpolitik der herausforderndsten Art. Die große Republik, beinahe so groß wie Europa, hat seit Anfang Oktober 1890 durch die sogenannte Mac Kinley-Bill einen neuen Zolltarif für die Einfuhr fremder Handelsartikel aufgestellt, welcher die wirthschaftliche Interessenpolitik zum schärfsten Ausdruck bringt und durchaus mit der politischen Parole zusammenstimmt: „Amerika den Amerikanern.“ Die in diesem Gesetz angeordnete enorme Zollerhöhung in den Vereinigten Staaten muß von der größten Bedeutung für die ganze Weltwirthschaft werden, und ist ein Schlag, der alle europäischen Industriestaaten auf's Empfindlichste trifft. Manche der amerikanischen Zollerhöhungen werden und sollen wie ein Einfuhrverbot wirken, und zunächst lähmen sie ganze Massenindustrien in Europa, nicht am wenigsten in Deutschland, welches etwa für 250 Millionen Mark Waaren jährlich nach den Vereinigten Staaten ausführte, von denen über die Hälfte auf die verschiedenen Zweige der Gewebeindustrie entfiel, außerdem auf die chemischen, die Eisen- und Lederbetriebe. Unter solcher Bedrohung riefen einzelne, schwer betroffene Industrien gleich wieder nach Staatshilfe; da aber hier nichts zu helfen war, so dachte man an Kampfgesetze gegen die amerikanische Republik, die Gleiches mit Gleichem vergelten sollten. Damit hätte man freilich sich selbst nur noch tiefer in's eigene Fleisch geschnitten, weil in das Mac Kinley-Gesetz in Hinblick auf solche europäische Kampfzölle die Bestimmung eingefügt wurde, daß der Präsident der Republik die Zölle auf Zucker, Melasse, Kaffee, Thee und Häute, welche nicht mehr erhoben werden sollen, für die Erzeugnisse derjenigen Länder wieder in Kraft setzen könne, welche bis 1. Januar 1892 amerikanische landwirtschaftliche Produkte nicht frei zulassen. So will Amerika wohl zu seinem Vortheil

ausführen, woran es Ueberfluß hat, doch der Einfuhr wehren, um seine eigene Industrie zur höchsten Entwickelung zu bringen. Auch hat z. B. die neue Tarifbill in der Eisen- und Stahlindustrie Nordamerika's sogleich eine außerordentliche Bewegung hervorgerufen. Alle Werke schreiten dort zur Vergrößerung, und es verdoppeln die meisten Gesellschaften, namentlich in Pennsylvanien, ihr Kapital.

Von höchstem und allgemeinstem Interesse wird somit der weitere Verlauf dieser Bewegung, richtiger die Folge dieser Sperrung eines großen Handelsstaates sein, womit die europäischen Staaten vor neue Fragen wichtigster wirthschaftspolitischer und sozialer Art gestellt werden, zumal sie sich mit der Erneuerung fast aller ihrer demnächst ablaufenden Handelsverträge beschäftigen müssen. Allgemeiner Zollkrieg oder nicht, das wird die Frage sein, Trotz bis zum Aeußersten gegen Amerika von Seiten Europa's, das sich sogar zu solchem Zweck von Staat zu Staat als ein verbündetes Ganze bilden könnte und damit durch die materiellen Interessen erreichte, was politische Phantasie schon längst als Völkerverbrüderung geträumt hat; oder Entgegenkommen durch Rückwandlung zum Freihandel. Andererseits aber wird auch die Frage von der Grenze der freien Konkurrenz des Privatbetriebs und von einer Gemeinwirthschaft, d. h. Staatsindustrie oder Zwangsgenossenschaft in weiterem Umfang, im Interesse des sozialen Friedens sich geltend machen.

So zeigt die Zukunft uns lauter offene Fragen, ungelöste Verwickelungen und drohende Kämpfe, und es wird des ganzen Aufgebotes von staatsmännischer Weisheit, und der Opferwilligkeit der Besitzenden wie der Mäßigung der Arbeiterklassen bedürfen, um eine möglichst allen Theilen zum Nutzen gereichende Ausgleichung zu finden.

Unser Stachelheld.

Ein Bild aus dem Thierleben.

Von

J. Heimwahl.

(Nachdruck verboten.)

An einem warmen, mondhellen Abend des April verlassen wir unsere Wohnung, um draußen in freier Natur die linde Frühlingsluft zu genießen. Wir lenken unsere Schritte am Rande des Waldes vorbei, wo Haselnuß- stauden und stachelige Brombeerranken den Uebergang vermitteln zwischen den hohen Stämmen und dem niederen Pflanzenteppich der Wiese. Eine einzelne düstere Erle steht zwischen dem Gesträuch; ab und zu erglänzt eine schlanke Birke im Mondenstrahl, wie wenn flüssiges Silber an ihr herniederrinne, während das zarte Reiserwerk ihrer Krone wie aufgelöstes Haar im Winde flattert und gegen den erleuchteten Sternenhimmel wie eine feine Zeichnung absticht. Aus dem Walde erschallen die schmelzenden Liebestöne der Königin der Nacht; mit glockenheller Stimme ruft die graue Unke aus ihrem Versteck unter Steinblöcken hervor und aus dem fernen Wiesenteich klingt das tausend- stimmige Frühlingskonzert der Frösche herüber. Lang- rüsselige Nachtschmetterlinge mit graugezeichneten Flügeln umschwirren geräuschlos die fächelnden Blüthenbüschel des Schlehdorns und die goldigen Sträuße der duftenden Kor- nellen.

Da vernimmt unser lauschendes Ohr in dem dürren

Falllaube des vergangenen Jahres ein seltsames Knistern und Rauschen, und wenn wir ruhig beobachtend auf unserem Platze verharren, löst sich aus dem dunklen Gestrüpp bald eine kleine, schwarze Gestalt heraus. Vorsichtig schnuppernd streckt sich ein Köpfchen in die Höhe, und da kein verdächtiges Geräusch sich vernehmen läßt, kommt sie langsam trippelnd in wiegendem Paßgange auf uns zu, so daß uns Gelegenheit wird, den nächtlichen Wanderer genauer zu betrachten. Es ist ein kleiner, kugelrunder Bursche, über und über mit grauen Stacheln besetzt, und aus diesem rauhen Stachelpanzer ragt nur ein kegelförmiges Köpfchen mit langer Schnauze, gleichsam die verkleinerte Kopie eines Schweinerüssels, vier Füßchen und ein kleiner Stummelschwanz hervor. Da machen wir eine unvorsichtige Bewegung, und augenblicklich sind Kopf und Schwanz und Füße des kleinen Burschen verschwunden, und vor uns liegt eine Kugel, von welcher in wirrem Durcheinander die Stacheln starren.

Es ist unser alter Gartenfreund, unser kleiner Stachelheld, der I g e l, dem wir auf seiner nächtlichen Wanderung begegnen. Die warme Frühlingssonne hat ihn aus seinem Winterschlafe geweckt, in welchem er die strenge Jahreszeit hindurch gelegen hat. Als der Herbst seine rauhen und kalten Nächte sandte, die Stürme das bunte Laub verwehten, da begann er sein Winterbett sich zu bereiten. Mit seinem Stachelkleide wälzte er sich in den trockenen Blättern herum, daß eine ganze Ladung davon auf seinen Rücken gespießt wurde. Diese trug er in ein sicheres Versteck in Steinklüften in undurchdringlichem Brombeergestrüpp und legte sich dort das Lager an, einen großen Haufen von Blätter, Moos, Gras, in dessen Innern er ruhig Sturm und Schnee über sich ergehen lassen konnte.

Gegen Ende März wacht er auf, sein Fettbäuchlein ist

den langen Winter hindurch gewaltig eingeschrumpft, und hungerig geht er auf Nahrung aus. Sobald die Dämmerung anbricht, oft auch schon am hellen Tage, begibt er sich auf die Jagd, und man sollte es dem anscheinend täppischen Burschen nicht zutrauen, wenn man ihn so schwerfällig einherhumpeln sieht, daß er im Stande ist, manche flinke Beute zu erjagen. Aber obschon sonst in seinen Bewegungen ungeschickt, entwickelt er auf der Jagd eine Gewandtheit, die in Erstaunen setzt. Nicht blos, daß er die Heuschrecken und Grillen, die Mai- und Mistkäfer, die Schnecken und Würmer in Masse erhascht und verzehrt, versteht er es auch meisterhaft, die flinken Mäuschen zu erhaschen. Wenn er an ein Mäuseloch kommt, so stellt er eingehende Untersuchungen an, um sich zu vergewissern, ob der kleine Nager auch wirklich zu Hause ist. Bald hier, bald dort stößt er die Schnauze in die Erde ein und schnuppert und wittert. Hat er endlich den Sitz der Maus gefunden, so gräbt er mit ungemeiner Schnelligkeit den Gang auf und bald verkündet ein schmerzliches Quieken, daß er sein Opfer gefaßt hat. Auch die flinken Spitzmäuse werden seine Beute, und da der Igel also unter den niederen, der Landwirthschaft schädlichen Thieren eine solch' vernichtende Thätigkeit entwickelt, so wird er dem Landmanne in hohem Maße nützlich.

In neuerer Zeit jedoch läuft er Gefahr, diesen Ruhm zu verlieren, denn der bisher für ungemein friedlich und harmlos gehaltene Bursche hat einen recht häßlichen Fehler an den Tag gelegt, der den Nutzen mancherorts in einer solchen Weise überwiegt, daß dem stacheligen Kerl Recht geschieht, wenn er in Acht und Bann erklärt wird. Bereits vor einigen Jahren klagten manche Geflügelzüchter darüber, daß der Igel ihnen das Federvieh tödte. Ein Gutsbesitzer erwachte in einer Nacht durch das laute auffallende Gackern einer mit neun Küchlein

im Stalle untergebrachten Henne. Er zündete Licht an und fand nun bei näherer Untersuchung sieben Küchlein todt und hinter einem Brette einen Igel versteckt. Da er den Igel für den Mörder hielt, trug er ihn auf den Getreidespeicher, damit er seine Frevelthat wenigstens durch Mäusevertilgen sühne, versah ihn aber auch mit Milch. Als er nach einigen Tagen Nachschau hielt, fand er den Igel zum Skelett abgemagert mit den Mäusen in friedlich freundschaftlichem Verkehr. Auch ein Nachbar dieses Mannes fand, als ihm sämmtliche jungen Hühner getödtet worden waren, einen Igel im Stalle vor.

Diesen Berichten wurde im Anfange wenig Glauben geschenkt; man nahm an, daß der Igel sich nur zufällig im Stalle befunden habe, daß der Mörder zweifelsohne ein Iltis oder Marder gewesen sei. Indessen sind im Laufe der Zeit noch eine Menge Beobachtungen gemacht worden, welche es als sicher erscheinen lassen, daß der Stachelheld die Unthaten, deren er bezichtigt worden, auch wirklich begangen hat.

Im vergangenen Jahre verschwanden von meinem Geflügelhofe nach und nach eine Menge der werthvollsten Küchlein, und mancher arme Kater mußte unter dem Verdacht, sie aufgefressen zu haben, seinen Vorwitz mit dem Tode büßen. Aber obwohl sich die Katzen nicht mehr sehen ließen, brachte die Henne doch Tag für Tag ein Stück weniger nach Hause, so daß die stattliche Schaar bald auf ein Minimum zusammengeschmolzen war. Der Weidegang der führenden Henne war eine große Baumwiese, in deren hohem Grase Henne und Küchlein sich tummelten. Von einem Fenster des zweiten Stockes aus konnten wir jedoch jede ihrer Bewegungen verfolgen. Da kam es denn fast jeden Tag vor, daß die Henne ängstlich ihren Warnungsruf ausstieß, mit ausgebreiteten Flügeln auf irgend einen Gegenstand losstob und sich überhaupt

so geberdete, wie wenn sie von einem Raubwilde angegriffen sei. Eine Katze war nicht da, denn diese hätte nach dem Angriff der Henne mit oder ohne Küchlein das Weite gesucht, wobei sie bemerkt worden wäre. Auch sonst war nichts zu sehen, keine Bewegung im Grase verrieth, daß sich irgend ein Thier dort aufhalte. Am Abende aber fehlte wieder ein junges Hühnchen.

Am folgenden Tage ging ich durch die Wiese und kam auch in das Revier, wo sich die vorigen Tage die Henne so unruhig gezeigt hatte. Plötzlich bewegte sich das Gras; die Henne schrie laut auf, alle Hühner liefen davon, und vor mir stand ein borstiger Igel. Mich erblicken und sich zu einer Kugel zusammenrollen war das Werk eines Augenblickes. Nun strich ich die Stacheln etwas zurück und trug den Burschen nach Hause, wo ihm eine große Kiste als Wohnung angewiesen wurde. Bald wurde er zutraulich und ließ sich streicheln, ohne sich zusammenzukugeln. Milch trank er sogleich mit großem Behagen; ich warf ihm eine todte Maus hin, er beschnoberte sie nicht einmal und ließ sie liegen, ein Frosch ließ ihn ebenfalls völlig theilnahmlos. Nun warf ich Kopf und Hals von einem jungen Hahne, der getödtet worden war, in den Igelbehälter. Binnen zehn Minuten waren sie glatt abgenagt, wogegen Maus und Frosch unberührt liegen blieben. Nun war natürlich kein Zweifel mehr, daß die verschwundenen jungen Hühnchen von dem Igel eines nach dem andern geholt worden waren.

Aus den Beobachtungen, die ich an dem Gefangenen machte, ließ sich auch ein Schluß auf die Art und Weise des Angriffs auf die freilaufenden Vögel ziehen. Der Igel schleicht sich in die Nähe eines Thierchens und bringt demselben durch Vorschnellen des Kopfes einen Biß in die Kehle bei. Ich habe noch den präparirten Schädel des damals gefangenen und muß bei der Betrachtung des

ausgeprägten Raubthiergebisses und namentlich der die Eckzähne ersetzenden starken Schneidezähne, die auf der Stelle der Eckzähne stehen, sagen, daß der Biß bei den jungen Thierchen wohl sofort tödtlich ist. Setzt sich die Henne zur Wehre, so kugelt er sich zusammen und erwartet in aller Gemüthsruhe den Abzug der beraubten Mutter, worauf er sich mit seiner Beute in seinen Schlupfwinkel zurückzieht. Es hat demnach der Geflügelzüchter allen Grund, dem anscheinend harmlosen ungelenkigen Stachelthiere in der Nähe seines Standes keinen Unterschlupf zu bieten, da, wie es scheint, der ursprünglich auf Mäuse und anderes Gesindel angewiesene Bursche, wenn er einmal Hühnerfleisch gekostet hat, diesen Braten jedem anderen bei Weitem vorzieht. —

Interessant ist es, daß unser Igel sozusagen giftfest ist. Er soll ganz gehörige Gaben Opium, Arsenik, sogar Blausäure verschlingen können, ohne irgend welchen Schaden zu nehmen — eine Thatsache, welche nach unseren bisherigen Kenntnissen in der Physiologie bei einem warmblütigen Thiere unerklärlich ist.

Ueber seine Kämpfe mit der giftigen Kreuzotter berichtet Lenz in seiner Schlangenkunde: „Am 30. August ließ ich um 10½ Uhr eine große Kreuzotter in die Kiste, worin ich einen Igel mit sechs Jungen hielt, während der Igel seine Jungen ruhig säugte. Ich hatte mich im Voraus davon überzeugt, daß diese Otter an Gift keinen Mangel litt, da sie zwei Tage vorher eine Maus sehr schnell getödtet hatte. Der Igel roch sie sehr bald (er folgt nie dem Gesicht, sondern immer dem Geruch), erhob sich von seinem Lager, tappte bei ihr herum, beroch sie, weil sie ausgestreckt dalag, vom Schwanze bis zum Kopfe und beschnupperte vorzüglich den Rachen. Sie begann zu zischen und biß ihn mehrmals in die Schnauze und in die Lippen. Ganz zufrieden mit dieser Begegnung,

ihrer Ohnmacht spottend, leckte er sich, ohne zu weichen, behaglich die Wunde und bekam dabei einen derben Biß in die herausgestreckte Zunge! Ohne sich beirren zu lassen, fuhr er fort, das wüthende und immer wieder beißende Thier zu beschnuppern, berührte sie auch öfter mit der Zunge, aber ohne anzubeißen. Endlich packte er schnell ihren Kopf, zermalmte ihn, trotz ihres Sträubens, sammt Giftzähnen und Giftdrüsen zwischen seinen Zähnen und fraß dann weiter bis zur Mitte des Leibes. Jetzt hörte er auf und lagerte sich wieder zu seinen Jungen, die er säugte. Abends fraß er das noch Uebrige und eine junge, frischgeborene Kreuzotter. Am folgenden Tage fraß er wieder drei frischgeborene Ottern und befand sich nebst seinen Jungen sehr wohl. Auch war an den Wunden weder eine Geschwulst, noch sonst derartiges zu sehen. Seitdem hat der Igel oftmals mit demselben Erfolge gekämpft, und immer zeigte es sich, daß er den Kopf jedesmal zuerst zermalmte, während er denselben bei giftlosen Schlangen ganz und gar nicht berücksichtigte. Was von der Mahlzeit übrig bleibt, trägt er gern in sein Nest und verspeist es dann zu gelegener Zeit."

Unser Igel läßt sich sehr leicht zähmen; man braucht ihn nur an einen passenden Ort zu bringen und mit ein wenig Aufmerksamkeit zu behandeln, so verliert er schon am ersten Tage jegliche Scheu vor dem Menschen. Mancherorts hält man ihn anstatt der Katze zum Mäusefangen, namentlich in Tuchniederlagen, wo die Katzen die üble Gewohnheit haben, durch ihre Exkremente die Zeuge zu verderben. Die so gezähmten Igel erfreuen durch ihre Drolligkeit und Gutmüthigkeit. Sie gewöhnen sich an die verschiedenste Nahrung; besonders lieben sie Milch, verschmähen aber auch geistige Getränke nicht und trinken sich nicht selten damit ein tüchtiges Räuschchen an. Dr. Ball erzählt von seinen Beobachtungen an seinen gefangenen

Igeln, welchen er starken Wein und süßen Branntwein vorsetzte. Nach dem ersten Rausche waren die frischgefangenen augenblicklich zahm. Unangenehm werden die im Hause gehaltenen Igel übrigens oft durch ihr täppisches Gepolter bei Nacht; auch ist der Igel ein sehr unreinlicher Bursche, und strömt einen Geruch aus, der mit Veilchen und Rosen auch nicht die geringste Aehnlichkeit hat.

Im Freien wirft das Igelweibchen im Frühling sieben Wochen nach der Paarung sechs bis acht blinde Jungen in einem besonders dazu eingerichteten Lager in dichtem Gestrüpp, an Steinhaufen, in Hecken oder Getreidefeldern. Die jungen Igelein kommen schon mit einem Stachelkleidchen zur Welt. Die Stacheln sind aber noch ganz winzig klein und stehen auf einer weichen, zarten Rückenhaut. Drückt man auf die Stacheln, so stechen sie nicht, sondern gehen in die weiche Haut des Rückens hinein. Erst wenn man sie von der Seite oder mit einem Zängelchen faßt, fühlt man, daß sie doch ganz hart sind. Wenn der Herbst kommt, dann sind die Jungen so weit herangewachsen, daß jedes sich selbst durch's Leben schlagen kann. Jedes geht seine eigenen Wege, denn unser Stachelheld ist durchaus nicht zum Gesellschafter geeignet. Darum findet man ihn auch immer allein oder höchstens in Gesellschaft mit seinem Weibchen.

Feinde hat der Igel genug. Alle Hunde hassen ihn auf den Tod und schlagen ein wüthendes Gebell an, wenn sie irgendwo einen entdeckt haben. Doch der erwartet in aller Gemüthsruhe seine Feinde. Verschanzt hinter einem Walle undurchdringlicher Stacheln, läßt er sich durch nichts aus der Fassung bringen und stellt es den Kläffern anheim, sich an dem Panzer eine blutige Nase zu holen. Meistens ziehen diese dann nach vergeblichen Versuchen, die Stachelkugel aufzurollen, wieder ab. Meister Reineke

aber soll ein recht niederträchtiges Mittel anwenden, um den armen Schelm in seine Gewalt zu bringen. Er schiebt nämlich die Kugel in's Wasser, wo der Igel sich dann verzweifelt aufrollt, um durch Schwimmen sein bedrohtes Leben zu retten. Aber diesen Augenblick hat der Schurke abgewartet. Er faßt ihn bei der Nase und macht ihm den Garaus, worauf es ihm dann ein Leichtes ist, den Panzer auszufressen.

Wie Lenz erzählt, hat der Igel jedoch einen noch schlimmeren Feind, den Uhu. Nicht weit von Schnepfenthal steht ein Felsen, der Thorstein, auf dem die Uhus ihr Unwesen treiben. Dort fand er öfters außer dem Mist und den Federn der Eule auch Igelhäute und nicht blos diese, sondern die Stacheln der Igel sogar in dem Gewölle, welches die Uhus ausspeien.

Im verflossenen Sommer bot sich mir Gelegenheit, einer Igeljagd beizuwohnen. Ein Trupp wandernder Zigeuner hatte sein Zeltlager in der Nähe des Waldes im Gebirgsthale aufgeschlagen, und Männer, Frauen und Kinder zogen bettelnd, stehlend, wo es anging, wahrsagend mit frecher Zudringlichkeit durch die Dörfer und auf die einsamen Bauerngehöfte. Am späten Nachmittage aber nahmen einige Männer der Horde einen großen braungefleckten Hund, eine Art Bullenbeißer mit sich und begannen die Böschungen, welche dicht mit Brombeeren, Schlehdorn und wilden Stachelbeeren bewachsen war, zu durchstreifen. Plötzlich gab einer der Männer dem Hunde ein Zeichen, dieser stürzte in das Gestrüpp, schnoberte eine Weile herum, und kehrte nach einigen Augenblicken zurück, einen zusammengerollten Igel in den Zähnen haltend. Er legte die Stachelkugel nieder, und etwas Tabaksdampf brachte den armen Schlucker bald dahin, daß er sich entrollte; ein Schlag auf die Schnauze tödtete ihn augenblicklich, nun wurde er in einem ledernen Sacke verwahrt.

Bald brachte der Hund einen neuen und noch einen, und in Zeit von zwei Stunden waren nicht weniger als dreizehn der Stachelhäuter aufgetrieben. Abends war im Zigeunerlager großer Festschmaus. Die getödteten Igel wurden mit einer dicken Lage gut durchkneteten, klebrigen Lehms überzogen und dann auf's Kohlenfeuer gelegt. Hier wurden sie sorgfältig in bestimmten Zwischenräumen gewendet und gedreht. Als die Lehmschicht völlig hart und trocken geworden war, da galt der Braten für gar. Er wurde vom Feuer genommen und langsam etwas abgekühlt; hierauf brachen die Zigeuner die Lehmhülle ab und mit ihr sämmtliche Stacheln; der Braten schien den Leuten sehr zu munden. Am folgenden Tage wiederholten sie die Jagd und brachten wieder eine ganze Anzahl mit nach Hause.

Dergleichen Jagden sollte, wenn irgend möglich, gesteuert werden, denn wenn der Igel auch in der Nähe von Geflügelhöfen schädlich werden kann und also dort nicht geduldet werden darf, so ist sein Nutzen für den Menschen durch Vertilgung von Ungeziefer aller Art und selbst Giftschlangen ein so überwiegender, daß der kleine Stachelheld unstreitig unseren Schutz verdient.

Mannigfaltiges.

Ein altes Tagebuch. — Sehr originell und höchst ergötzlich sind die Aufzeichnungen, welche ein Augsburger Handwerker aus dem Jahre 1715 hinterlassen hat. Es sind freilich nur wenige Blätter; doch sie geben ein charakteristisches und wahres Sittenbild von dem Wohlleben der Reichsstädter in früherer Zeit. Man glaubt meist, unsere ehrsamen Altvordern hätten recht solide und sparsam gelebt, aber gerade das Gegentheil war häufig der Fall, namentlich in so reichen Städten, wie Augsburg, Ulm, Nürnberg u. s. w. Der wackere Meister hat Folgendes niedergeschrieben:

„Den 1. Mai 1715. Ich ließ heute nebst meinem Weibe zur Ader, weil das Wetter so schön war. Nach dem Essen gingen wir auf ein Glas Wein in das Wirthshaus in der Froschlache und blieben daselbst bis vier Uhr. Die Zeche war 53 kr. Darnach machten wir einen Spaziergang vor's Thor und aßen zu Nacht. Mein Weib klagte über Magendrücken. Deshalb tranken wir noch ein Maß Wein im Weberhaus. Die Zeche war 30 kr.

Den 2. Mai. Diesen Vormittag war nicht viel zu thun. Ich ging in Meyer's Kaffeehaus; mein Weib aber hatte von ihren Nachbarinnen Besuch. Im Kaffeehause gefiel mir's nicht, bezahlte 12 kr. und ging in's Wirthshaus „Zum Prinzen". Daselbst traf ich verschiedene Bekannte an, blieb also bis gegen zwölf Uhr sitzen und verzehrte für 19 kr. Nach dem Essen kommt eine Kutsche gefahren, welche vor meinem Hause stille hält; darin saß mein Schwager mit seinem Weibe, die mir eine unverhoffte Freude machen wollten. Weil wir nun alle Aderlässer waren, mußte ich mich in den Possen schicken und mich in's Jägerhäuschen schleppen lassen. Hier hatte es ein anderes Ansehen, als in den ordinären Wirthshäusern, wo man außer einer Wurst, einem Stücke Braten

oder dergleichen, sonst nichts Gutes bekommt. Hier dagegen hieß es: „Was befehlen die Herrschaften? Beliebt's Forellen, Krebse, Kapaunen, Hechtlebern? Was beliebt zu trinken: Elsasser, Würzburger, Rheinwein, Mosel, Neckar, rothen Schaffhausener? Oder was für Wein sind die Herrschaften sonst zu trinken gewohnt?" Ich bestellte zuerst nur etliche Hühnchen und eine Flasche Neckarwein. Allein ich sah wohl, daß man mehr von mir erwartete; deshalb ließ ich's nachher gehen, wie es wollte. Hierauf trug man auf, als ob ich Hochzeit daselbst hielte. Die Weiber ließen sich's zwar trefflich schmecken; allein bei Zahlung der Zeche fiel die Freude in den Brunnen. Jedoch mit 13 fl. 43 kr. war das ganze Wesen richtig gemacht und wir konnten noch etliche Krebse mit nach Hause nehmen.

Den 3. Mai. War Sonntag. Wir gingen in die Kirche, nach derselben vor's Thor, und dann in's „Bäckerhaus" auf ein gut Glas Wein, weil man sich doch nach dem Aderlassen nicht genugsam in Acht nehmen kann. Die Zeche war 38 kr. Den Nachmittag fuhren wir nach Hausstetten. Wir wollten nun zwar recht mäßig sein — aber es kam doch ganz anders — und wir verzehrten in aller Stille 9 fl. 56 kr. Denn außer uns war sonst Niemand vom Mittelstande daselbst. Wir fuhren gegen Abend wieder nach Hause, und waren sowohl ich als mein Geldbeutel dieses Schmausens überdrüssig. Die Extraausgaben für diesen Tag waren noch 1 fl. 27 kr.

Den 4. Mai. Für braun Bier 14 kr.

Den 5. Mai. Für drei Maß Bier, zwei Brode und eine Wurst 12 kr. Im Rumpelspiel verloren 27 kr.

Den 6. Mai. Für Arbeit, nach Oberhausen verfertigt, eingenommen 5 fl. 11 kr. Weil ich auf den Mann, dem die Sachen gehörten, über eine Stunde warten mußte, verzehrte ich in Bier und Brod 11 kr. Und nach diesem, da ich Zahlung empfangen, und der halbe Tag schon verdorben war, so ging ich hinüber auf's „Luginsland". Weil ich daselbst verschiedene Bekannte antraf, so blieb ich sitzen bis Abends um zehn Uhr. Verzehrt 19 kr., auf dem Kegelplatz mit Pariren verspielt 1 fl. 9 kr.

Den 7. Mai. War Himmelfahrt. Nachmittags im „Prinzen" verzehrt 33 kr.

Den 8. Mai. Für braun Bier 14 kr.

Den 9. Mai. Dito 16 kr.

Den 10. Mai. War Sonntag. Weil ich den Georgi-Hauszins noch nicht bezahlt hatte, war mein Herr Gevatter so gefällig und borgte mir 36 fl. Ich zinste daher nach dem Mittagessen. Mein Hausherr machte zwar saure Mienen über mein spätes Zinsen und gab mir verdrießliche Ermahnungen. Derlei Leute aber haben gut schwatzen! Sie leben sorgenlos von ihren Renten; sie wissen nicht, wie sich ein ehrlicher Handwerksmann in diesen schlechten nahrungslosen Zeiten mit saurer Arbeit behelfen und durchreißen muß. Weil nun eine Ehre die andere werth ist, machte ich des Nachmittags mit meinem Herrn Gevatter einen Spaziergang nach der Gartenwirthschaft „Zu den sieben Tischen" und nachher gingen wir nach dem Jägerhäuschen. Ich mußte schon etwas d'rauf gehen lassen, denn dergleichen Freunde braucht man immer. Doch kam ich selbigen Tag noch so mit 3 fl. 59 kr. davon.

Den 11. Mai. Heute verschlang der Hund das Roß!

Den 12. bis 16. Mai. Für Bier 1 fl. 16 kr.

Den 17. Mai. Am heiligen Pfingstfest ging ich zur Kirche, nachher auf den Abend zu einem Glase Wein. Verzehrt, mit dem Weibe, 57 kr.

Den 18. Mai. Dagegen ging's heute recht kunterbunt zu. Denn Morgens um fünf Uhr gingen wir schon hinaus zu den sieben Tischen. Mein Weib ließ sich Kaffee geben; ich aber trank braun Bier, weil selbiges nach dem Zeugniß derer Medicorum des Morgens sehr gesund sein soll. Allein bei dem Kegelschieben trank ich so viel, daß mir ganz schwindlicht wurde. Doch war ich gleichwohl überaus munter und aufgeräumt. Potz Tausend! dachte ich, wie wird's erst den Nachmittag ablaufen? Gegen Mittag gingen wir heim. Ich konnte es aber vor Durst nicht aushalten, trank daher noch in der Stadt einen Krug weißes Bier. Alsdann gingen wir zu Tische. Darnach legte ich mich eine Stunde auf's Bette, welches mich einigermaßen ermunterte. Nachmittags ging ich auf das nahe gelegene Dorf Göggingen, um meine schwermüthigen Grillen zu vertreiben. Daselbst fand ich viele Bekannte, die sich lustig machten. Anfangs war ich ganz solide, bis ich

etliche Gläser Wein im Kopfe spürte. Man lud mich zu einem Spiele ein, welches ich zwar zuerst ausschlug, aber endlich doch mitmachte. Ich verlor 2 fl. 24 kr. Mittlerweile kam auch mein Weib nebst einer Base, die sich allem Anschein nach auf meine Kosten lustig machen wollten. Der Tisch wurde gedeckt, und man besetzte denselben mit so vielen Speisen, als ob wir seit drei Tagen nichts gegessen hätten. Endlich fingen wir auch an zu tanzen und ich erlangte nach und nach wieder meine vorige Munterkeit, auch einen gehörigen Rausch. Kurz, wir warfen zuletzt vergnügt die Gläser an die Wand, welche der Wirth fleißig mit in die Zeche schrieb. Wie ich selbigen Tag nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht. Dies war also der Pfingstmontag, welcher für die Zeche allein 14 fl. 50 kr. gekostet hat. Doch ist zum Glück nur alle Jahr einmal Pfingstmontag.

Den 19. Mai. Mir war von dem gestrigen Geschwärme der Kopf so wüst, daß ich den ganzen Vormittag zu Bette liegen mußte. Gegen Abend ging ich ein wenig aus dem Hause. Es war aber aller Appetit zum Trinken weg. Ich läpperte nur aus Langeweile drei Maß braun Bier ein, bezahlte 13 kr. und legte mich früh zu Bette.

Den 20. Mai. Diesen Vormittag fing ich früh an zu arbeiten; es wollte mir aber nicht recht gefallen. Ich ging deshalb Nachmittags in die Rosenau. Die Zeche machte 39 kr.

Den 21. bis 23. Mai. Diese drei Tage ging es in der Arbeit haarscharf zu, denn ich war weit zurückgekommen, und man pressirte mich von allen Orten her. Für Bier, Frühstück 2c. 1 fl. 49 kr.

Den 24. Mai. War Sonntag, Vormittags ging ich in die Kirche, Nachmittags aber in den Schießgraben. Es waren viele wackere Leute daselbst, die sich auf allerlei Art belustigten. Ich hielt mich ganz still. Abends ging ich früh nach Hause und hatte nur 27 kr. verzehrt.

Den 25. Mai. War blauer Montag. Ein gewisser Umstand machte, daß ich selbigen mithalten mußte. Es war noch so passable; doch das verwünschte Spiel brachte mich um 46 kr. Und die Zeche für Bier betrug 19 kr.

Den 26. und 27. Mai. Dagegen blieb ich diese zwei Tage zu Hause und arbeitete fleißig. Extra für Bier 29 kr.

Den 28. Mai. War Fronleichnamstag. Am Vormittag arbeitete man nicht und der Nachmittag verschlief sich auch so weg. Ausgaben 31 kr.

Den 29. und 30. Mai. Für Bier 27 kr.

Den 31. Mai. Des Morgens ging ich in die Kirche, Nachmittags nach Pferschen zum billigen Weißbier mit noch einigen guten Freunden. Verzehrt 13 kr. nur. Das Geld war nämlich bei uns Allen so knapp geworden.

Summa Summarum im Monat Mai 60 fl. 32 kr."

— — — — — — — — — — — — — —

Mit dieser Addition schließt der würdige Meister sein sonderbares Tagebuch. Der geheimnißvolle 11. Mai, an welchem „der Hund das Roß verschlang", scheint dabei noch gar nicht mit in Betracht gezogen zu sein. Also ein Augsburger Handwerker konnte im Jahre 1715 — ohne sich zu ruiniren — in einem Monat über sechzig Gulden in den Wirthshäusern sitzen lassen. Die Preise waren damals sehr niedrig und die genannte Summe würde heutzutage mindestens dem dreifachen Betrage entsprechen. Daraus ergiebt sich, daß für jene Zeit wohl unzweifelhaft als zutreffend das alte Sprichwort bezeichnet werden muß: „Handwerk hat einen goldenen Boden!" F. L.

Die Mittel gegen Schlangengift. — Der Mittel gegen Schlangengift gibt es genug und darunter ganz einfache, aber dieselben sind noch viel zu wenig bekannt. Wäre man mit ihnen besser vertraut, so würden weit weniger üble Folgen, Erkrankungen und Todesfälle durch Schlangenbisse zu verzeichnen sein. Eines der ältesten Mittel ist das Ausbrennen der frischen Wunde. Dasselbe bringt indessen sehr häufig keinen Nutzen. Das jüngste Mittel ist das strychninhaltige, innerlich zu nehmende Präparat des Botanikers Baron Müller, über dessen gleichmäßige Wirkungen man übrigens noch nicht recht im Klaren sich befindet und das auch wohl zufolge seiner starken Bestandtheile zuweilen Nachtheile nach sich ziehen mag. Es wird behauptet, daß auch Arsenik ein Heilmittel bei Schlangenbissen sei. Jedenfalls bildet dasselbe ein Schutzmittel, denn viele Schlangenbändiger, über deren Unempfindlichkeit gegen den Biß giftiger Schlangen man sich wunderte, sind als Arsenikesser erkannt worden. Wir möchten jedoch Niemandem

rathen, solchem Verfahren lediglich zu dem Zwecke zu huldigen, um gegen die Gefahren eines gelegentlichen Schlangenbisses gefeit zu sein, weil Arsenik ein sehr tückischer, auf die verschiedenen Menschen sehr verschieden wirkender Stoff ist. Minder gefährlich und gleichwohl sehr wirksam ist der starke, bis zu hoher Trunkenheit gesteigerte Alkoholgenuß möglichst schnell nach erfolgtem Bisse. Selbst die Afrikaner kennen und schätzen dieses Verfahren, dem schon Tausende ihr Leben verdanken und welches seinen Erfolg dadurch erzielt, daß es den Nervencentren einen gewaltigen Antrieb gegen die durch das Schlangengift drohende Lähmung derselben gewährt und außerdem auch die Ausscheidungsorgane in Anspruch nimmt. In Nordamerika gilt auch der reichliche Genuß von Olivenöl als sicheres Heilmittel, das namentlich gegen die dort häufigen Klapperschlangenbisse verwendet wird. Von verschiedenen Seiten wird das sofortige Aussaugen der Bißstelle als das vortheilhafteste Schutzmittel vor der bösen, in mancherlei Hinsicht räthselhaften Wirkung des Schlangengiftes erachtet, allein ohne Grund, da das Aussaugen neue Gefahren bringt, sobald bei der saugenden Person nur der kleinste Hautriß im oder am Munde vorhanden ist. Man kann jedoch das Gift auf eine andere Weise heraussaugen, welche durchaus harmlos ist und die man dem bekannten Naturarzte Johann Schroth verdankt. Dieser hatte nicht selten Gelegenheit, frische Schlangenbisse, namentlich solche der in seiner schlesischen Heimath häufigen Kreuzotter, zu behandeln und er that das auf folgende Art: Er tauchte seine beiden Hände in frisches Wasser und fuhr mit ihnen mehrere Male über den gebissenen, bereits geschwollenen Körpertheil. Darauf legte er über diesen einen feuchten, von trockenen Tüchern umhüllten Verband, den er vier Stunden lang liegen und dünsten ließ. Nach Verlauf dieser Zeit entfernte er blos die trockenen Tücher und wickelte um den allmälig durch die Eigenwärme des Körpers heißgewordenen feuchten Verband frische nasse Tücher, über die er dann wieder die trockenen befestigte. In dieser Packung mußte das gebissene Glied weitere sechs Stunden dünsten. Darnach entfernte er den Verband und das Gift der Schlange zeigte sich nun in Form von Blasen auf der Wunde des Gebissenen. Diese öffnete Schroth, und nachdem er das Gift

mit frischem Wasser weggewaschen, legte er nochmals einen feuchten Verband an und heilte so die Gefährdeten sehr schnell, oft zur größten Ueberraschung der ihn kontrolirenden Aerzte, welchen eine solche Heilung nicht möglich erschienen war.

Ist das Gift bereits tiefer in den Organismus eingedrungen, so reicht diese lokale Behandlung natürlich nicht aus, und man muß dann zu einer allgemeinen Wasserbehandlung, zu Gesammtwaschungen, Schwitzbädern resp. Schwitzpackungen seine Zuflucht nehmen. Die bequemste Ausscheidungskur mag für Viele die sein, daß sie sich sofort, nachdem sie gebissen sind, in Trab setzen und laufen, bis ihnen der Schweiß am Körper herunterrinnt. Dieses Verfahren bedingt allerdings gesundes Herz, gute Lunge und nicht zu schlaffe Gehwerkzeuge. Bergsteigen bietet einen gewissen Ersatz für die Laufkur und ist auch für Schwächere brauchbar. Jedenfalls sind auf diesem Wege bereits viele Heilungen zu Stande gekommen. Eine starke Erregung des gesammten Körpers arbeitet der Wirkung des Schlangengiftes energisch entgegen, sei es nun, daß sie — wie bei Schlangenbeschwörern — durch die Phantasie, auf geistigem Wege, oder daß sie durch Alkoholika, Bier, Wein, starke Spirituosen, oder durch Körperarbeit, durch Laufen, Turnen zu Stande kommt. Sie ist deshalb immer in's Auge zu fassen und ganz besonders dort, wo das Gift bereits tiefer in den Organismus eingedrungen ist und sonst gesunde Organe vorhanden sind. Ewald Paul.

David Teniers' „Gott der Ehe". — Zu dem berühmten niederländischen Maler David Teniers († 1685) kam eines Tages der Graf v. Karlstätt aus dem Gefolge des Erzherzogs Leopold. Er stand im Begriff, sich zu verheirathen, und bestellte bei Teniers ein Bild des Hymen, des Gottes der Ehe. Da der Maler das lebhafte und leidenschaftliche Temperament des Grafen kannte, so nahm er sich vor, alle Mittel der Kunst aufzubieten, um ihn zu befriedigen, und so wurde sein Hymen zu einem wahren Adonis; man konnte keine edleren Züge, kein reizenderes Lächeln sehen, und selbst die Fackel des Gottes verbreitete ein strahlendes Licht. Am Tage vor der Hochzeit ließ Teniers den Grafen in sein Atelier kommen, zeigte ihm das Bild und sagte: „Sie werden wohl mit meiner Arbeit zufrieden sein; denn ich habe nichts unterlassen, um

den Gott, der Sie beglücken soll, so reizend als möglich darzustellen."

Karlstätt erwiederte: „Die Arbeit ist gut und ehrenwerth, doch finde ich den Ausdruck des Bildes nicht reizend genug, und muß gestehen, daß ich mir den Gott viel herrlicher, anmuthiger und strahlender denke."

Der Maler, welcher nicht auf den Kopf gefallen war, gerieth in keine Verlegenheit und entgegnete: „Sie mögen Ursache haben, mit meinem Gemälde nicht zufrieden zu sein. Es ist noch nicht trocken, und die Farben treten erst mit der Zeit recht heraus. Ich behalte das Bild also noch in meinem Atelier, lasse es gehörig trocknen, helfe auch, wo es mir nöthig scheinen könnte, ein wenig nach und stelle Ihnen nach vier Wochen mein Bild wieder vor. Sie haben dann mehr Zeit und Muße, es zu betrachten, und wenn es Ihnen auch dann noch nicht gefällt, so ist dabei wenig verloren, und es bleibt mein Eigenthum."

Der Graf war dies wohl zufrieden und entfernte sich, um zu seiner schönen Braut zu eilen. Sie war eine Flamländerin von spanischer Abkunft und würdig des Pinsels eines Rubens und eines Murillo.

Teniers ließ die Flitterwochen der Neuvermählten ganz ruhig vorübergehen und verfügte sich dann mit seinem „Hymen" wieder zu Karlstätt. Dieser betrachtete das Bild ganz erstaunt und sagte dann: „Sie haben Recht gehabt! Ihr Bild hat an Glanz und Frische viel gewonnen — fast zu sehr, denn Hymen ist ein ernster, ruhiger und besonnener Gott. Ihr ‚Hymen' ist der rechte nicht, denn Sie haben ihm zu viel geschmeichelt, und er will mir nicht recht gefallen."

Teniers bemerkte ganz ruhig: „Ich verstehe schon. Als Sie den ‚Hymen' aus eigener Erfahrung noch nicht kannten, da war Ihnen mein Bild nicht warm genug, und jetzt, da Sie ihn kennen, ist es Ihnen zu warm und zu geschmeichelt. Mein Gemälde ist dasselbe geblieben, aber die Augen, mit denen Sie es betrachten, das Gefühl, womit Sie es aufnehmen, sind andere geworden. Nur in Ihnen, nicht an meinem Werke, ist eine Veränderung vorgegangen."

Der Graf wollte dies nicht zugeben und war bereit, das Bild

zu behalten; aber der Maler nahm es wieder mit in sein Atelier, um, wie er sagte, noch Einiges daran zu ändern.

Dies geschah wirklich, und so entstand ein Meisterstück ganz eigener Art, welches, aus der Ferne betrachtet, ungemein lieblich und reizend, aber, wenn man ihm näher trat, viel ernster und weniger schön erschien. Dieser Effekt lag in einer höchst kunstvollen Berechnung der Perspektive. Das Bild machte großes Aufsehen; alle Welt wollte es sehen, und der Erzherzog Leopold kaufte es für einen sehr hohen Preis für seine Gallerie. Es wurde an einen erhöhten Platz gestellt, zu welchem mehrere sehr glatte Stufen führten. Wenn man sich ihm näherte, ward man durch die Schönheit und Anmuth der Züge überrascht, und wenn man die Stufen hinanstieg, um es ganz in der Nähe zu beschauen, verlor es einen großen Theil seiner Frische und Lieblichkeit.

Dies ist die kurze Geschichte jenes berühmt gewordenen „Gottes der Ehe" von David Teniers aus Antwerpen. C. T.

Chinesisches Papiergeld im 13. Jahrhundert. — Erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts begann das Papiergeld in europäischen Ländern allgemeinere Verbreitung anzunehmen. Nach dem zuverlässigen Bericht des Marco Polo, der die Länder China's in den Jahren 1271 bis 1295 bereiste, war indeß das Papiergeld in diesem Lande damals schon gang und gäbe. Die interessanten Nachrichten jenes größten und wichtigsten aller Reiseschriftsteller des Mittelalters über diesen Gegenstand besagen Folgendes:

„In dieser Stadt Cambalu (Peking)," erzählt er, „ist auch die Münze des großen Chans (Kublai, Dschingis-Chans Enkel), von dem man in Wahrheit sagen kann, daß er die Goldmacherkunst versteht, da er auf folgende Art Geld machen läßt. Man sammelt die Rinde der Maulbeerbäume, von deren Blättern sich die Würmer nähren, welche die Seide erzeugen; daraus zieht man den zarten Bast, der sich zwischen der äußeren groben Schale und dem Holze des Stammes befindet. Diesen zerreibt und stampft man und macht daraus mit Leim eine Art Papier von schwarzer Farbe, ähnlich dem Baumwollenpapier. Ist dies fertig, so läßt der Chan daraus große und kleine Stücken schneiden, in der Gestalt von viereckigen Münzen, die mehr lang als breit sind.

Da gibt es denn ganz kleine, die einen Sol tournois (der alte etwas kleinere als der heutige Frank) gelten, andere, die einen venetianischen Silbergroschen, andere, die zwei, fünf und zehn solcher Groschen werth sind; noch andere, die einen, zwei oder drei Byzantiner (gleich dem römischen Goldsolidus) gelten; und so steigt es auf bis zu dem Werthe von zehn Byzantinern. Alle die Papiere oder Werthe aber werden, als wenn es Münzen von reinem Golde oder Silber wären, unter obrigkeitlicher Aufsicht und mit vielen Formalitäten verfertigt. Denn auf jede Münze schreiben viele dazu bestimmte Beamte ihre Namen und setzen ihre Zeichen dazu. Ist dies aber Alles gehörig ausgeführt, so bestreicht der vom Chan ernannte Vorsteher dieser Beamten den ihm verliehenen Stempel mit Zinnober und drückt ihn auf das Papiergeld, so daß es einen rothen Abdruck des Stempels erhält; dann erst ist die Münze echt und gesetzmäßig. Wer solches Geld aber fälschen wollte, würde am Leben gestraft werden.

Von diesen Papieren oder Münzen läßt nun der Chan eine große Menge verfertigen und sie in allen seinen Provinzen und Reichen ausgeben. Niemand darf bei Lebensstrafe sie anzunehmen verweigern.

Mehrmals im Jahr kommt eine Menge Kaufleute zugleich an, welche Perlen, Edelsteine, Gold und Silber, reiche und seidene Zeuge dem Chan zum Kauf anbieten. Er läßt alsdann zwölf wohlerfahrene Männer rufen, die dazu auserlesen und sehr geschickt sind, solch' ein Geschäft abzuwickeln. Diesen befiehlt er, was die Kaufleute gebracht haben, sorgfältig zu schätzen und es ihnen nach seinem Werthe bezahlen zu lassen. Haben sie nun gewissenhaft die Waaren geschätzt, so lassen sie dieselben den Kaufleuten sogleich bar mit jenem Papiergelde bezahlen und die Kaufleute nehmen es gern, weil sie damit, wie ich schon gesagt habe, jede Zahlung machen können. Sind sie aber aus einem Lande, wo man dieses Papier nicht ausgeben kann, so legen sie es in Waaren an, die in ihren Ländern guten Absatz finden.

Hat aber Jemand solche Papiere, die durch Alter unscheinbar geworden und verdorben sind, so trägt er sie in die Münze und erhält dafür jedesmal neue, wobei er blos drei vom Hundert verliert. Desgleichen wenn Jemand Gold oder Silber sucht, um

sich Gefäße oder Gürtel oder andere solche Arbeiten machen zu lassen, so geht er ebenfalls in die Münze des Chans und gibt zur Bezahlung des Goldes und Silbers diese Papiere hin. Auch werden alle Heere des Chans mit dieser Art Münze bezahlt, deren sie sich ebenso gut bedienen können, als wenn sie von Gold oder Silber wäre. Man kann daher gewiß behaupten, daß der große Chan mehr Schätze besitzt, als irgend ein Fürst der Welt." Jl.

„Mit nichten!" — Der erste Hohenzoller, der 1415 in die Mark Brandenburg kam und hier das Geschlecht der späteren Preußenkönige begründete, war früher bekanntlich Burggraf von Nürnberg, wo sein Geschlecht seit 1191 saß, so daß die Hohenzollern in diesem Jahre das 700jährige Jubiläum als Nürnberger Burggrafen feiern. In dieser Stellung aber hat sich jener Burggraf Friedrich VI. (als Markgraf von Brandenburg Friedrich I.) keineswegs besonders mit den Nürnbergern vertragen, ja auch später, als die Hohenzollern längst schon nicht mehr in Nürnberg residirten, dauerten die Streitigkeiten zwischen dem Rath der Stadt und den Hohenzollern respektive deren Vertretern in der Burg fort; es kam zu kriegerischen Zwisten. Das 15., 16. und 17. Jahrhundert waren diejenigen der Formalitäten im diplomatischen Verkehr, und eine der lächerlichsten Formalitäten dieser Art wurde in Nürnberg alljährlich einmal aufgeführt, bei welcher ein Vertreter des Markgrafen von Brandenburg und später des Kurfürsten die Rechte seines Herrn wahren wollte und umgekehrt die Rathsherren von Nürnberg wieder durch eine Formalität ihr eigenes Recht zu wahren gedachten. In der Nähe von Nürnberg liegt der Ort Baiersdorf. Infolge der verschiedenen Verträge und Ankäufe, die zwischen dem Rath der Stadt und den Hohenzollern stattgefunden hatten und durch deren einen sich die Bürgerschaft auch 1427 um den Preis von 120,000 Gulden in Besitz der Nürnberger Burg gesetzt hatte, war von den brandenburgischen Juristen herausgeklügelt worden, daß die Baiersdorfer, unabhängig von Nürnberg, zu Brandenburg gehörten, und daß im Gegentheil die Stadt Nürnberg von Baiersdorf abhängig sei. Alljährlich einmal erschien nun ein Abgesandter des brandenburgischen Kurfürsten, welcher die Baiersdorfer in ihrem Orte auf das Reichste bewirthete. Dann zogen sie gen Nürnberg, machten

vor der Stadtmauer Halt und stellten sich hier in einem großen Halbkreise auf, mit dem Gesicht der Stadt zugewendet. Der Herold zog aus seiner Brieftasche ein Pergament und begann vorzulesen: „Der großmächtige Kurfürst von Brandenburg, Burggraf von Nürnberg, mein und euer gnädigster Herr —“ Weiter kam der Gesandte nicht. In dem Augenblicke nämlich, in dem er das „euer“ aussprach, tönten von der Stadtmauer herab, im Chor laut gerufen, die Worte: „Mit nichten, mit nichten!“ — Hinter jeder Schießscharte und Mauerluke stand nämlich ein Rathsherr in voller Amtstracht, dessen Aufgabe es war, in dem Augenblicke, in welchem der Herold die betreffende Stelle vorlas, öffentlich Protest gegen die Herrschaft des Burggrafen von Hohenzollern zu erheben. War dieser welterschütternde Protest vorüber, so las der Herold nicht weiter, sondern steckte sein Pergament wieder ein und zog mit den Baiersdorfern von dannen. Diese merkwürdige Prozedur soll noch stattgefunden haben, als die Markgrafen von Brandenburg schon längst Könige von Preußen geworden waren. O. Kl.

Gibraltar. — Die Engländer eroberten Gibraltar, da die Festung nur schwach von den Spaniern besetzt war, im spanischen Erbfolgekriege am 4. August 1704 durch einen Handstreich. Die Befestigungen hatte übrigens unter Karl V. ein Deutscher, der Ingenieur Speckel aus Straßburg, angelegt, und der Eroberer Gibraltars war auch ein Deutscher, der Prinz Georg von Hessen-Darmstadt. Versuche des Königs Philipp V. und des französischen Marschalls Tessé, wieder in den Besitz von Gibraltar zu kommen, mißlangen, und der Friede von Utrecht bestimmte ausdrücklich, daß die Engländer Gibraltar behalten sollten. Dieselben haben seitdem die Befestigungen bedeutend erweitert und wohl uneinnehmbar gemacht. So mißglückte eine Belagerung von Gibraltar durch die Spanier im Jahre 1727 vollständig, im Vertrage von Sevilla (9. November 1729) mußten sie wiederum ausdrücklich auf den ihnen so werthvollen Besitz verzichten. Noch einmal bedrohten sie im Jahre 1779 Gibraltar von der Landseite aus, aber ein glücklicher Ausfall der Engländer am 27. November 1781 zerstörte ihre Batterien und übrigen Belagerungsarbeiten. Dann versuchten die Spanier eine Beschießung von der Seeseite

aus. Sie bauten schwimmende Batterien, die mit Eisen beschlagen waren und eine Doppelwand von Erde hatten, um das Durchschlagen der Kugeln zu verhindern, aber Lord Elliot, der englische General, beschoß sie mit glühenden Kugeln, die ihnen verderblich wurden. Die Erfindung aber, in möglichst kurzer Zeit möglichst viele Kugeln glühend zu machen, war wieder die eines Deutschen, eines früheren Nagelschmieds und hannöverschen Soldaten, Namens Schweckenduch aus Hoya. Am 13. und 14. September 1782 wurden die schwimmenden Batterien sämmtlich in Brand geschossen. Im Ganzen gaben die Engländer 205,320, die Spanier 228,387 Schüsse ab. Im folgenden Jahre sicherte der Friede Gibraltar den Engländern abermals, und so sind sie seitdem fortwährend im Besitz dieser Felsenfestung geblieben. D.

Eine merkwürdige Auffassung der Taufe geht unter den Negern Westafrika's im Schwange, durch welche die Einführung des Christenthums nicht wenig erschwert wird. Man glaubt nämlich, daß die Missionare bei der Taufe der Schwarzen eine greuliche Zauberei treiben. Sie sollen ihnen die Schädeldecke öffnen und etwas von der Gehirnmasse eines heimlich zu diesem Zwecke ermordeten Eingeborenen hineinthun und die Wunde sodann durch Zauberspruch sofort wieder heilen. Dadurch sollen sie die Getauften ganz in ihre Gewalt bekommen, daß sie kraft des mächtigen Zaubers ihnen willenlos folgen müssen. Die in der That oft sehr auffallende Willensänderung, mit der sich die Neubekehrten von ihren alten Sitten und Lebensgewohnheiten abwenden, muß ja den Negern völlig unverständlich bleiben; daher suchen sie in solchen Lügen auf ihre Weise eine Erklärung dafür. Die Missionare aber wenden in neuerer Zeit die Vorsicht an, daß sie die Taufhandlung nicht blos im Kreise der christlichen Gemeinde vollziehen, wie es früher geschah, sondern daß sie bei solcher Gelegenheit, wie sonst bei der sonntäglichen Predigt, den Heiden ungehinderten Zutritt gestatten, damit sich Jeder von der Richtigkeit derartigen Geredes überzeugen könne. H. Th.

Ein Stück Menschenleder. — Daß in unserem hochcivilisirten Deutschland vor noch nicht vielen Jahren die Haut eines Menschen gegerbt worden ist, dürfte vielen Lesern kaum glaubhaft sein. Und doch ist dies Thatsache, wie ein Mitarbeiter des Fach-

blattes „Der Ledermarkt“ konstatirt. Er erzählt: „1854 brach in einem Flügel der Strafanstalt in Halle Feuer aus. Die Gefangenen wurden aus dem brennenden Flügel herausgeführt und in einem geschlossenen Hofraume untergebracht. Den in den übrigen, nicht gefährdeten Gebäuden internirten Gefangenen wurde verboten, sich an den Fenstern zu zeigen unter Androhung, daß von dem ringsum aufgestellten Militär auf sie geschossen werden würde. Trotzdem wurde diesem Verbote zuwider gehandelt, von den Gefangenen zeigten sich öfter welche an den Fenstern und häufig krachten die Schüsse. Im Allgemeinen wurden Seitens des Militärs nur Schreckschüsse beabsichtigt, ein Sträfling wurde jedoch in den Kopf getroffen und blieb auf der Stelle todt. Wie es gekommen ist, weiß ich nicht, aber thatsächlich wurde die Haut des Gefangenen von dem Hofgerber Matthesius in Halle gegerbt und zugerichtet. Ich habe das Leder gesehen, es hatte Fahllederfarbe mit einer groben chagrinartigen Narbe und machte den Eindruck großer Dauerhaftigkeit.“

Das genannte Fachblatt hat sich nun, um die Wahrheit der vorstehenden Darstellung festzustellen, an die Hallesche Firma Matthesius gewandt und darauf die Antwort erhalten, daß die Schilderung genau der Wahrheit gemäß ist. Es wurde jedoch nicht die ganze Haut, sondern nur der Rücken des damals getödteten Sträflings gegerbt. H. Th.

Schicksal der Marschälle und Generale Napoleon's I. — Von den ungefähr hundert Generalen und Marschällen Napoleon's I. fielen elf in der Schlacht oder bei Belagerungen, nämlich Dommartin und Cafarelli Dufalga vor St. Jean d'Acre (1799), Desaix bei Marengo (14. Juni 1800), Morland und Valhubert bei Austerlitz (2. Dezember 1805), Wallongue vor Gaeta (17. Juni 1806), Sainte-Hilaire bei Eßling (26. Mai 1809), Lasalle bei Wagram (6. Juli 1809), Montbrun im russischen Feldzuge (7. September 1812), Bessières bei Lützen (1. Mai 1813), Duroc bei Wurmschen (22. Mai 1813). An ihren Wunden starben Dugan, d'Hauppolt, Lannes und Duhesme. Selbst gaben sich den Tod und zwar merkwürdigerweise Beide durch einen Sturz aus dem Fenster, Junot (29. Juli 1813) und Berthier (1. Juni 1815). Die Kriegsstrapazen brachten Gardonne, Lariboissière, Ehlé und Nasonty den Tod.

Ermordet wurden drei: Kleber durch einen fanatischen Türken (14. Juni 1800), Dupuy bei einem Aufstande während der egyptischen Expedition, Brune durch französischen Pöbel in Avignon (2. August 1815). Standrechtlich erschossen wurden Ney (7. Dezember 1814) und Murat (18. Oktober 1815). Durch Schiffbruch ging Lefevre Desnouettes zu Grunde (22. April 1822). Die Höllenmaschine Fieschi's brachte Mortier den Tod (28. Juli 1835).

D.

Wie die Mohammedaner sich den Ursprung der Ohrringe erklären. — Eine sonderbare Legende ist, dem Glauben der Mohammedaner nach, die Ursache, daß jede dem Mohammedanismus anhängende Frau es für ihre Pflicht erachtet, Ohrringe zu tragen. Sarah, so berichtet die Tradition, von Eifersucht ergriffen über den Vorzug, den Abraham der Hagar zu geben schien, schwur einen Eid, die ihr verhaßte Nebenbuhlerin zu verstümmeln. Nicht ruhen und rasten wollte sie, bis sie das Gesicht ihrer Dienerin zersetzt habe. Abraham, welcher diesen Racheschwur vernommen hatte, that sein Möglichstes, die erbitterte Gattin zu besänftigen. Lange blieben seine Worte ohne Erfolg, endlich aber gelang es ihm, die Ergrimmte zu beruhigen. Sie gab dem Patriarchen das Versprechen, ihren beabsichtigten Racheplan aufzugeben. Was aber konnte geschehen, um dennoch dem nun einmal ausgesprochenen Gelübde zu genügen? Nach reiflichem Nachdenken war ein Ausweg gefunden. Anstatt das liebliche Antlitz ihrer Dienerin zu verstümmeln, bohrte sie nur zwei Löcher in die hübschen Ohrläppchen derselben. Ob Abraham sich später bewogen gefühlt, diese kleinen Wunden dadurch zu versüßen, daß er Hagar mit kostbaren Ringen beschenkte, oder ob Letztere sich dieselben selbst zugelegt, davon erwähnt die Legende nichts. Jedenfalls aber leiten die türkischen Frauen, welche sämmtlich vom siebenten Jahre an Ohrringe tragen, den Gebrauch dieses Schmuckes von der Hagar ab, die als die Mutter Ismael's, des Stammvaters ihres Volkes, von ihnen in hohen Ehren gehalten wird. M. L—l.

Unsere Monatsnamen. — Karl der Große zeigte sich wie in anderen Dingen auch darin echt deutsch, daß er die lateinischen und deshalb seinem Volke unverständlichen Namen der Monate in deutsche umwandelte. Den Januar nannte er Wintermonat,

den Februar Hornung (vom althochdeutschen Horo, Schmutz, Koth), den März Lenzmonat, den April Ostermonat, den Mai Weidemonat (nicht „Wonnemonat"), den Juni Brachmonat, den Juli Heumonat, den August Erntemonat, den September Herbstmonat, den Oktober Weinmonat, den November Windmonat, den Dezember Heiligmonat. Warum sollte nicht unsere Zeit, die ein so deutschthümliches Gepräge trägt, diese Namen wieder aufnehmen? Freilich müßten sie sich mehr einbürgern, als die neu eingeführten Monatsbezeichnungen der ersten französischen Revolution, die sich nur vom 5. Oktober 1793 bis 9. September 1805 hielten. Das Jahr begann darnach mit dem 22. September und bestand aus Weinlesemonat (Oktober), Nebelmonat (November), Reifmonat (Dezember), Schneemonat (Januar), Windmonat (Februar), Regenmonat (März), Keimmonat (April), Blüthenmonat (Mai), Wiesenmonat (Juni), Erntemonat (Juli), Hitzmonat (August), Fruchtmonat (September). D.

Seltsame Todesart. — Im Jahre 640 hatte die Herrschaft der Araber in Egypten begonnen und bald machten die dort eingesetzten Statthalter des Khalifen von Bagdad sich zu unabhängigen Fürsten. Achmed, der im Jahre 884 nach siebenzehnjähriger Regierung starb, war einer der mächtigsten Herrscher seiner Zeit, der seinem Sohne und Nachfolger das Reich im blühendsten Zustande hinterließ. Der neue Regent aber war ein Schlemmer; er vernachlässigte die Regierungsgeschäfte und wurde ein Gegenstand der Verachtung für seine Soldaten; den ungeheuren Schatz, welchen sein Vater gesammelt, vergeudete er in den tollsten Vergnügungen.

Bei Kairo ließ er einen prachtvollen Palast erbauen, wie die Welt zuvor noch keinen gesehen, und mit phantastischen Gartenanlagen umgeben. Ein arabischer Chronist beschreibt diese Wunderwerke wie folgt:

„Es war ein bewunderungswürdiger Palast mit noch bewunderungswürdigeren Gärten. Die Blumen in letzteren waren so künstlich gepflanzt, daß sie Sentenzen aus dem Koran bildeten. Jeder Baumstamm hatte eine Umgitterung von vergoldetem Kupfer, woran Röhren angebracht waren, aus welchen Wasserstrahlen sprudelten. Bei jedem Schritt in diesen Gärten erblickte man

neue Wunder: hier einen Thurm von kunstvoll geschnitztem und bemaltem Holz, worin zierliche Vögel aus allen Theilen der Welt zwitscherten, dort, trotz der Gesetze des Korans, welche derartiges strenge verbieten, Statuen des Fürsten und seiner Frauen, in reiche Stoffe gekleidet, mit Edelsteinen bedeckt und mit goldenen Kronen geschmückt. Weiterhin sah man eine ungeheure Menagerie mit wilden Thieren von jeder Art; jeder Käfig derselben war mit einem Marmorbecken versehen. Viele dieser Thiere waren für die Kämpfe im Cirkus bestimmt. Ueberdies war ein hoher Aussichtsthurm da, von dessen Plattform aus man die Gärten, den weitläufigen Palast, den Nil und die Wüste weithin überschauen konnte. Das Außerordentlichste dieses erstaunlichen Palastes aber war ein großes Marmorbassin, das auf jeder der vier Seiten fünfzehn Armlängen maß und von einem Säulengange umgeben war. Die Kapitäle der Säulen bestanden aus lauterem Silber. Statt des Wassers enthielt dieses Becken Quecksilber, und man kann sich denken, welche wundersame Wirkung die Strahlen der Sonne und das Licht des Mondes auf diesem glänzenden See hervorbrachten. Häufig ließ sich der Fürst darauf schaukeln. Er lag dann ausgestreckt auf einem großen, mit Luft angefüllten Kissen, das mittelst silberner Ketten und seidener Schnüre festgehalten wurde."

Aus welchem Material dies Luftkissen, in welches anscheinend das Quecksilber nicht einzudringen vermochte, angefertigt war, wird leider von dem Chronisten nicht gemeldet.

Während der pflichtvergessene und phantastische Herrscher solchermaßen auf dem merkwürdigen Quecksilbersee sich belustigte, brach eine Verschwörung gegen ihn aus, unzufriedene Generale seiner Armee nahmen ihn in seinem Palaste gefangen. Er sollte sterben, denn man wollte ihn durchaus gänzlich beseitigen, doch stellte man ihm die Wahl der Todesart frei. Da bat er, man möge ihn in seinen geliebten Quecksilbersee versenken. Hiergegen hatte man nichts einzuwenden — auf solche Weise brachte der kostbare See doch zum ersten Male einen wirklichen Nutzen. Man umwickelte den Fürsten, um seinen Körper zum Untersinken zu bringen, mit schweren goldenen Ketten, und stürzte ihn, seinem Wunsche gemäß, kopfüber in's Quecksilberbassin. Dies geschah im Jahre 896. F. L.

Das Einimpfen der Kuhblattern, eine deutsche Erfindung. — Die Aufsehen erregende Erfindung Dr. Koch's lenkt die Aufmerksamkeit auf das vorbildliche Verfahren, das Einimpfen von Kuhblattern als Mittel gegen die Pockenkrankheit. Das Uebertragen von Menschenblattern von einem Individium auf das andere ist im Oriente eine uralte Kunst, in Europa führte es erst Lady Montague 1718 ein. Doch kam man allmälig davon wieder ab, weil ansteckende Krankheiten dadurch von Einem zum Anderen mit Leichtigkeit verbreitet wurden. Der englische Arzt Jenner machte die Entdeckung des Vorzugs der Kuhlymphe im Jahre 1775 und impfte mit derselben zum ersten Male am 14. Mai 1796. Aber schon lange vor ihm sind — holsteinische Bauern auf denselben Gedanken gekommen. Sie hatten die Beobachtung gemacht, daß Mägde, die beim Melken von den Kuhpocken angesteckt wurden, wenn sie zufällig eine leichte Verletzung an den Fingern hatten, nach einem gelinden Fieber die Blattern nur in geringem Maße bekamen, und dann gegen die Ansteckung von Menschenblattern gesichert waren. Es existirten im Holsteinischen einzelne Familien, in denen schon einige Generationen hindurch, seit 1769, diese Sicherung sich wiederholt hatte. Ja, ein Lehrer in der Probstei, Namens Plett, impfte mit Absicht einigen Personen die Pocken der Kühe ein. Diese Thatsachen waren dem Kieler Leibarzte Weber bekannt geworden, aber er verfolgte die Erfindung nicht weiter. D.

Gaudeamus igitur. — Auf allen Hochschulen ertönt bei festlichen Gelegenheiten die altehrwürdige Studentenweise „Gaudeamus igitur“, welche der Dichter Christian Günther folgendermaßen verdeutschte:

„Laßt uns Alle fröhlich sein, weil der Frühling währet;
Bricht des Lebens Winter ein, ist die Kraft verzehret.“

Wenige aber wissen, woher diese Weise stammt. Die Universität Bologna ist der Geburtsort des Liedes. Bologna gehörte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts zu den berühmtesten Hochschulen nicht nur Italiens, sondern Europa's überhaupt. Zu den berühmtesten Professoren an dieser Hochschule gehörte der Astronom Domenico Strada, der oftmals unter den deutschen Studirenden der fröhlichste Zecher war. Denn schon im Mittelalter studirten viele Deutsche in Bologna und brachten ihren deut-

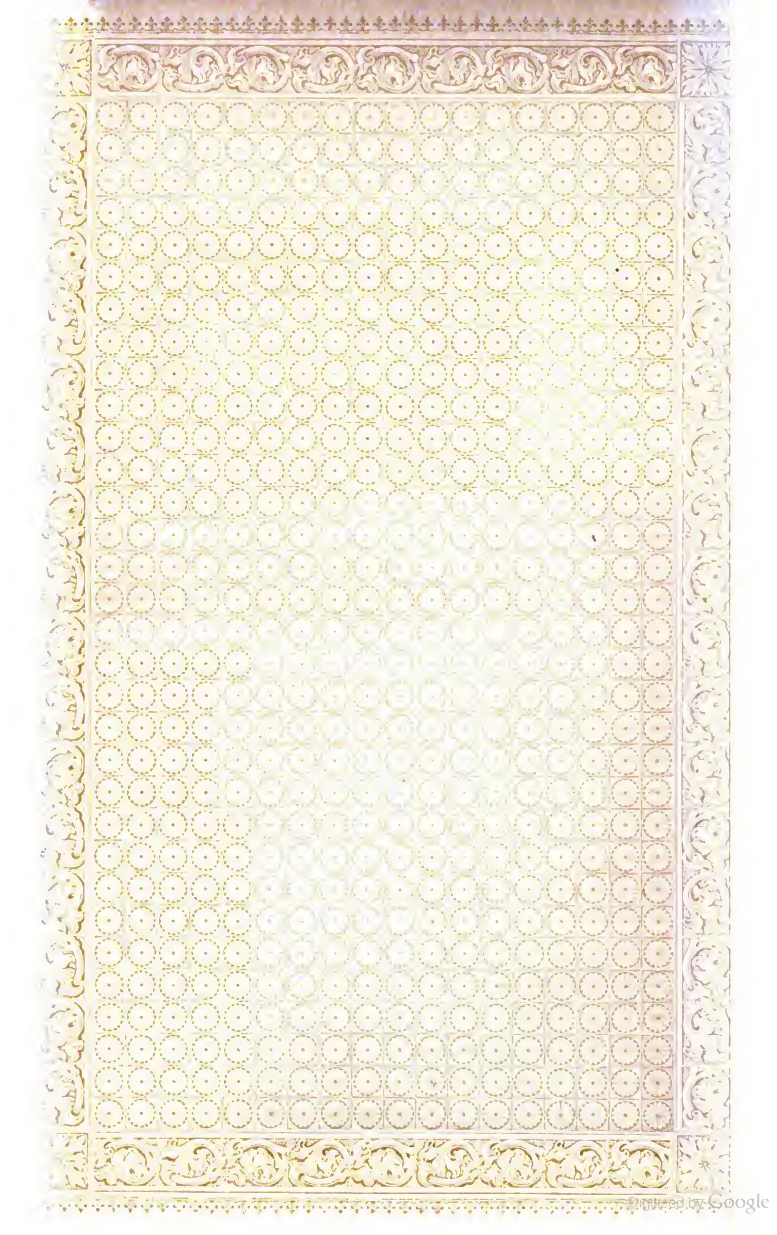
schen Durst mit in das welsche Land. Aber auch Manches brachten sie zurück in die Heimath, unter anderem auch unser bekanntestes Studentenlied. Als der Verfasser aber des famosen „Gaudeamus igitur“ gilt jener Domenico Strada, der fröhliche Professor zu Bologna, der ein altes Kirchenlied seiner Dichtung zu Grunde gelegt zu haben scheint. Alfred Stelzner.

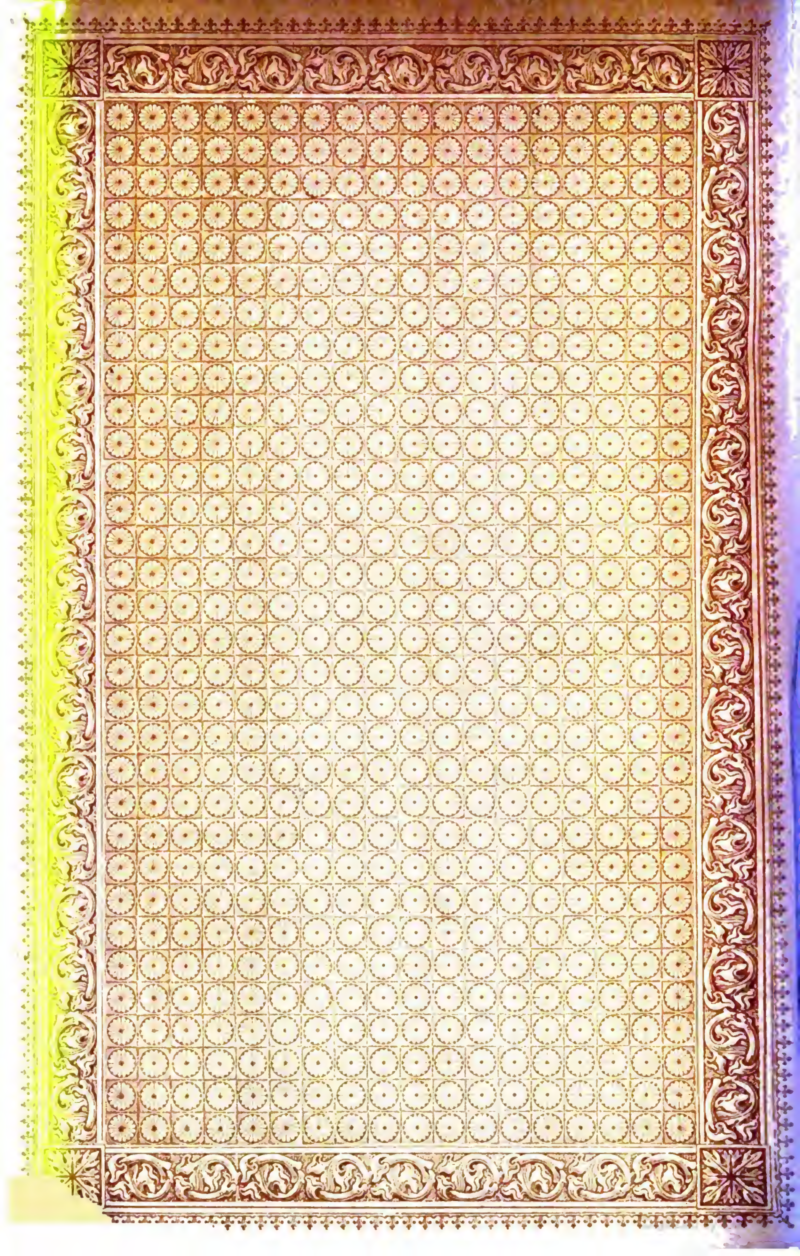
„Neun Schneider machen einen Mann“ sagt ein altes Sprichwort, dessen Ursprung übrigens höchst ehrenvoll, aber so gut wie vergessen ist. Im Jahre 1742 kam nämlich ein armer Junge mit einem Leierkasten in die Werkstätte eines reichen Kleidermachers in London, um sich ein Almosen zu erbitten. Daselbst saßen neun Schneidergesellen, die, durch das Aussehen und die Bitten des armen Knaben gerührt, zusammenlegten und ihm neun Schillinge gaben. Mit diesem Gelde kaufte sich der Junge Obst, das er mit einigem Gewinn wieder verkaufte. Von diesem kleinen Anfange schwang er sich zu einem reichen und angesehenen Kaufmanne empor, und als er sich eine Equipage anschaffte, ließ er auf die Wagenthüre setzen: „Neun Schneider machen einen Mann!“

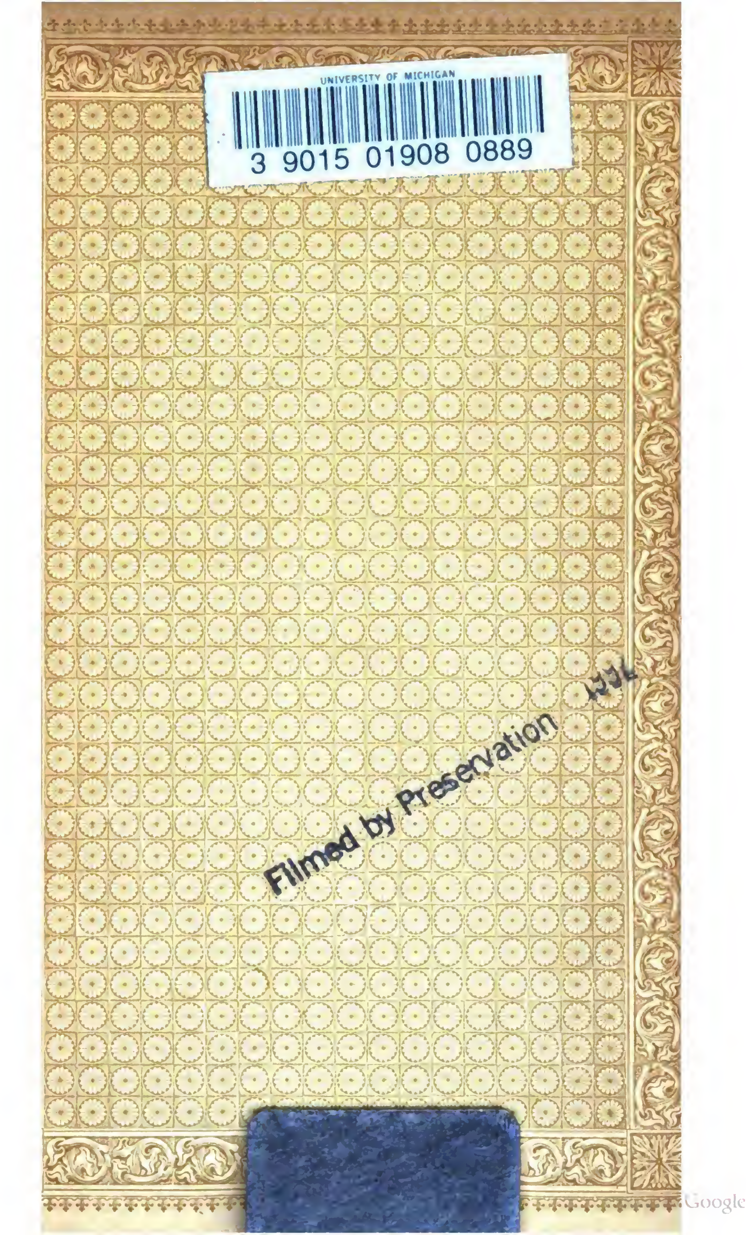
M. L—l.

Heimgeschickt. — Der Dichter Grabbe bekam einst von einem Hamburger Kollekteur ein Lotterieloos zugesandt, das, wie Letzterer in seinem Schreiben behauptete, „unbedingt“ mit einem Gewinn gezogen werden würde, und dann hieß es weiter: „Aus diesem Grunde senden wir Ihnen das Loos Nr. 2226 anbei und ersuchen Sie, da die Ziehung binnen 14 Tagen bereits ihren Anfang nimmt, uns umgehend den Betrag, oder, im Falle Sie Ihr Glück von der Hand weisen, das Loos selbst zurückschicken zu wollen.“

Grabbe erwiederte darauf sogleich: „Ihr Loos, auf welches „unbedingt“ ein sicherer Gewinn in Aussicht gestellt wird, behalte ich. Zur Ersparung von Porto für Geldsendungen ersuche ich Sie, die Summe, die das Loos kostet, von dem „sicheren Gewinne“ abzuziehen und den Ueberfluß gefälligst auf hier anweisen zu wollen. Sollte das Loos jedoch durchfallen, so betrachten Sie den Verlust als Strafe für Ihren Aberglauben.“ —dn—






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0889
Filmed by Preservation

